

Sexuologie

ISSN 0944-7105
Band 28 / 2021
S. 73–152

2

Schwerpunkt

Im Zeichen von Corona (Teil 2) – Sexualkultur und Sexualregime



Herausgeber: Ch. J. Ahlers, Berlin · C. Friedrich Köthen · F. Hausmann, Baden-Baden · A. Korte, München ·
L. F. Kuhle, Berlin · U. Plogstieß, Bad Godesberg · D. Rösing, Stralsund · S. Siegel, Nürnberg

www.sexuologie-info.de

In Kooperation
mit der
Österreichischen
Akademie für
Sexualmedizin

Sexuologie

Hrsgg. von der Deutschen Gesellschaft für Sexualmedizin, Sexualtherapie und Sexualwissenschaft

INHALT

Editorial

- 75 Ein Virus irritiert das Sexualgeschehen
Rüdiger Lautmann

Themenschwerpunkt – Im Zeichen von Corona (Teil II) – Sexuallkultur und Sexualregime

- 79 Der Fachdiskurs zur Sexualität in der Coronakrise
Rüdiger Lautmann

- 91 Zwischen Lustanreizungen und Biopolitik – Der Coronadiskurs und die Widersprüche des modernen Sexualdispositivs
Tino Heim

- 107 Sexualpolitik als Experimentierfeld neuer Politikmodi – Zur Generalisierung von Viktimisierungsnarrativen im pandemischen Sexarbeitsdiskurs
Jenny Künkel

Fortbildung

- 115 Sexualität im Islamischen Fundamentalismus
Britt Ziolkowski

Historia

- 123 Der Verleger Harry Schumann als Förderer von Geschlechterdiskursen am Ende der Weimarer Republik
Andreas Pehnke

Aktuelles

- 129 Interview mit Sophie Allen – Plädoyer für einen genderkritischen Feminismus
Vojin Saša Vukadinović

Aktuelles – Rezensionen

- 135 Thiedeke, Udo, *Die Liebe der Gesellschaft. Soziologie der Liebe als Beobachtung von Unwägbarkeit*
Barbara Kuchler

- 136 Schockenhoff, Eberhard, *Die Kunst zu lieben. Unterwegs zu einer neuen Sexualethik*
Florian G. Mildenberger

- 138 Siemoneit, Julia Kerstin Maria, *Schule und Sexualität. Pädagogische Beziehung, Schulalltag und sexualerzieherische Potenziale*
Elija Horn

- 140 Schon, Manuela, *Ausverkauft! Prostitution im Spiegel von Wissenschaft und Politik*
Rolf Löchel

- 142 Swan, Shanna H., *Count Down: How Our Modern World Is Threatening Sperm Counts, Altering Male and Female Reproductive Development, and Imperiling the Future of the Human Race*
Thomas K. Gugler

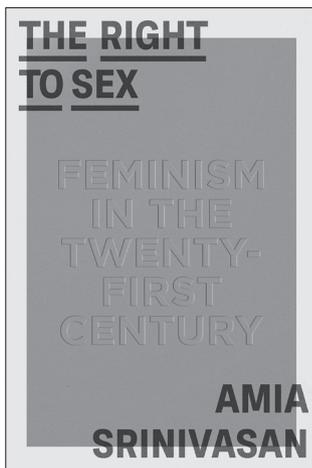
- 144 Küppers, Carolin, Martin Schneider (Hg.), *Zwischen Annäherung und Abgrenzung. Religion und LSBTIQ* in gesellschaftlicher Debatte und persönlichem Erleben*
Florian G. Mildenberger

- 146 Türcke, Christoph, *Natur und Gender. Kritik eines Machbarkeitswahns*
Rainer Alisch

- 147 Krolzik-Matthei, Katja, Torsten Linke, Maria Urban (Hg.), *Schutz von Kindern und Jugendlichen vor sexueller Traumatisierung: Herausforderungen für die Soziale Arbeit*
Kurt Starke

- 148 Gammerl, Benno, *Anders fühlen. Schwules und lesbisches Leben in der Bundesrepublik. Eine Emotionsgeschichte*
Florian G. Mildenberger

- 150 Bryant, Chris, *The Glamour Boys. The Secret Story of the Rebels who Fought for Britain to Defeat Hitler*
Florian G. Mildenberger



Amia Srinivasan

The Right to Sex: Feminism in the Twenty-first Century
Farrar, Straus and Giroux 2021 / 208 Seiten, geb., 23,99 €

About the book: We do not know the future of sex – but perhaps we could imagine it. Amia Srinivasan's stunning debut helps us do just that. She traces the meaning of sex in our world, animated by the hope of a different world. She reaches back into an older feminist tradition that was unafraid to think of sex as a political phenomenon. She discusses a range of fraught relationships – between discrimination and preference, pornography and freedom, rape and racial injustice, punishment and accountability, students and teachers, pleasure and power, capitalism and liberation.

THE RIGHT TO SEX: Feminism in the Twenty-First Century is a provocation and a promise, transforming many of our most urgent political debates and asking what it might mean to be free.

Anschrift der Redaktion

Rainer Alisch, Redaktion der Sexuologie, Institut für Sexualwissenschaft und Sexualmedizin des Universitätsklinikums Charité, Luisenstrasse 57, D-10117 Berlin, Tel.: 030 / 450 529 301 (Fax: -529 992), e-mail: sexuologie@dgsmtw.de

Anzeigen: Rainer Alisch, Taunusstraße 8, D-12161 Berlin, Tel.: 0173 249 3575, e-mail: sexuologie@dgsmtw.de

Anzeigenpreise: Gültig ist die Preisliste vom 1. Januar 2021

Lieferkonditionen (2021): Volume 28 (1 Band mit 4 Heften, Auslieferung in zwei Doppelheften)

Abopreise* (2021): Deutschland, Österreich, Schweiz: Institutionelle Abnehmer 156,00 €; Einzelpersonen 90,00 €; StudentInnenabo 36,00 €, für Mitglieder der Deutschen Gesellschaft für Sexualmedizin, Sexualtherapie und Sexualwissenschaft ist ein Abonnement im Mitgliedsbeitrag enthalten

* Die Preisangaben sind unverbindliche Preisempfehlungen. Preisänderungen müssen wir uns vorbehalten. Alle Preise verstehen sich exklusive Versandkosten. Bei der Rechnungsstellung wird Umsatzsteuer gemäß der zum Rechnungszeitraum geltenden Richtlinien erhoben. Kunden in den EU-Ländern werden gebeten ihre Umsatzsteuernummer anzugeben.

Abonnements: Redaktion der Sexuologie, Institut für Sexualwissenschaft und Sexualmedizin des Universitätsklinikums Charité, Luisenstrasse 57, D-10117 Berlin, Tel.: 030 / 450 529 302 (Fax: -529 992), e-mail: sexuologie@dgsmtw.de

Kündigung von Abonnements: Abonnements laufen jeweils für ein Kalenderjahr und werden unbefristet bis auf Widerruf verlängert, falls nicht bis zum 31. Oktober des Jahres gekündigt wird.

Bankverbindung: Deutsche Ärzte und Apothekerbank, Account No. 010 8784647 (BLZ 300 606 01);

IBAN: DE40 30060601 0108784647; BIC/SWIFT: DAAEDED

Bitte geben Sie bei der Zahlung Ihre vollständigen Daten an.

Copyright: Alle Artikel, die in dieser Zeitschrift veröffentlicht werden, sind urheberrechtlich geschützt, alle Rechte vorbehalten. Ohne schriftliche Erlaubnis der Deutschen Gesellschaft für Sexualmedizin, Sexualtherapie und Sexualwissenschaft ist es verboten, Teile der Zeitschrift in irgendeiner Form zu reproduzieren. Dies beinhaltet ebenso die Digitalisierung, als auch jede andere Form der elektronischen Weiterverarbeitung, wie Speichern, Kopieren, Drucken oder elektronische Weiterleitung des digitalisierten Materials aus dieser Zeitschrift (online oder offline). Für den allgemeinen Vertrieb von Kopien für Anzeigen- und Werbezwecke, für die Neuzusammenstellung von Sammelbänden, für den Wiederverkauf und andere Recherchen muss eine schriftliche Erlaubnis von der Akademie eingeholt werden.

Satz: Rainer Alisch · www.rainer-alisch.de

Coverfoto: The Two Masks, 1916 (oil on canvas), - Chirico, Giorgio de (1888-1978)

Papier aus nachhaltiger Forstwirtschaft bzw. auf Recyclingpapier aus 100% Altpapier gedruckt

Die Redaktion war bemüht, sämtliche Rechteinhaber von Abbildungen zu ermitteln. Sollte dennoch der Nachweis der Rechteinhaberschaft geführt werden, wird das branchenübliche Honorar gezahlt.

Druckerei, Bindung: Faszination Media+Event GmbH Weimar
(∞) Seit Band III, Heft 1 (1996) erfüllt das Papier, das für diese Zeitschrift genutzt wurde, die Anforderungen von ANSI/NISO Z39.48-1992 (Beständigkeit von Papier).
Hergestellt in Deutschland Alle Rechte vorbehalten.

© Deutschen Gesellschaft für Sexualmedizin, Sexualtherapie und Sexualwissenschaft



Ein Virus irritiert das Sexualgeschehen

Rüdiger Lautmann

Die Aktualität des Themas Corona hält an, und nicht minder die Frage nach dem Einfluss auf das Sexualgeschehen. Unser Schwerpunkt dazu begann bereits im vorigen Heft (2021, 1) mit drei Artikeln und wird in diesem Heft mit weiteren drei Aufsätzen fortgesetzt. Thorsten Benkel (2021, 5) prognostizierte eine ungeheure Bedeutungsschwere, die der Pandemie in der Erinnerung der Überlebenden zukommen wird, und zwar schon wegen der Unmenge an Publikationen auf sämtlichen Fachgebieten. Dieses ‚Rauschen‘ der Massenkommunikation könnte auch den paradoxen Effekt haben: die Konturen der Krise kollektiv bald zu vergessen; nur ein Wimmelbild verbleibt in der Erinnerung.

Alle im Corona-Diskurs verwendeten Begriffe vermischen naturwissenschaftliche und strategische Elemente. Denn neben den Erkenntnissen aus den Laboren – ihrerseits schillernd – berücksichtigten sie Gesichtspunkte der Bevölkerungsstimmung, der Machbarkeit, der verfassungsrechtlichen Zulässigkeit, der Kulturspezifität und nicht zuletzt der Taktik für eine anstehende politische Wahl. Wissenschaft und Staat kommunizierten auf ambivalente Weise, was die Sicherheitsbedürfnisse der Bevölkerung irritieren musste. Dazu bemerkte die Historikerin Angelika Epple bereits im Herbst 2020, der kurze Flirt der Politik mit der Wissenschaft sei zu Ende gegangen, als immer neue Erkenntnisse die vorangegangenen ablösten; nun herrsche der Eindruck vor, medizinische Expert_innen wüssten selbst nicht, was sie wollten (Epple, 2020, 29). Immerhin lernten Öffentlichkeit und Politik nun, dass Wissenschaft prinzipiell sich suchend verhält, dazu mehrere Wege einschlägt, ein Vielfaches an möglichen Lösungen ausprobiert und später die einmal für wahr gehaltenen Erkenntnisse auch als Irrtum verwerfen kann.

Sehr viele haben die Herausforderung angenommen und die aktuelle Krise stehenden Fußes kommentiert. Vor allem unsere *public scientists*, die ‚öffentlichen Wissenschaftler‘, wie sie jedes Fach hervorbringt, fühlten sich berufen, Erklärungen der pandemischen Vorgänge beizusteuern – als Deutungsangebote in desorientierter Zeit. Ihre Schnellschüsse wird man eines Tages als Beispiel eines Krisendiskurses separat analysieren und ihre Funktionen als Tröster, als Beihilfe zur Verzichtspolitik, als Religionsersatz, als Lieferung im Medienbusiness usw. herausstellen. Insoweit sie dafür keine anderen Daten zur Verfügung hatten als Medienberichte und Eigenerfahrungen, haben wir es mit Zeitdiagnosen zu tun, ein in seinem Erkenntniswert umstrittenes Genre. Diese Autor*en betrachten das Covid-Geschehen in der Perspektive ihres jeweiligen Theorieansatzes, den wir nicht unbedingt teilen müssen, um Gewinn aus dem

Versuch zu ziehen. Beispielsweise bringt es die Popularität von Michel Foucault mit seinen Fortschreibungen, zumal in der Sexualwissenschaft, mit sich, die Ereignisse mit den Konzepten des Machtdispositivs, der Biopolitik usw. zu interpretieren.

So setzt der kalifornische Sozialtheoretiker Benjamin Bratton auf einen Wandel der Biopolitik und meint: „Der Aufbau einer post-pandemischen Biopolitik umfasst also nicht nur die Reorganisation von Institutionen, um die von der derzeitigen Anarchie der internationalen Geopolitik aufgerissene Lücke zu füllen, sondern auch, dass wir uns selbst neu konzipieren und umgestalten“. (Bratton, 2021, 161) Oder der deutsche Soziologe Stefan Hirschauer, der mit grundlegenden Beiträgen zur Geschlechtertheorie beeindruckt hat (*undoing gender*) und dies momentan zu einer Theorie der Humandifferenzierung – d. i. das Hervorbringen von Unterschieden zwischen Menschen – erweitert, sieht in der Pandemie eine Rekonfiguration von Humandifferenzierung, weil jetzt die unklare Differenz Gefährder/Gefährdete gezogen wird (Hirschauer, 2021). Das Konzept ‚Gefährder‘ – ohne Sternchen – schleppt scharfe Munition mit sich, entstammt es doch der Terrorismusbekämpfung. Passt es auch jetzt? Das Wortpaar mag eine *Relation* bezeichnen, aber keine *binäre Sortierung*. Denn Gefährder können selber Gefährdete sein und sind es auch.

Momentan, im Herbst 2021, zählen gerade die Ungeimpften zu den gefährlichen Personen, und zugleich sind sie auch am meisten infektionsgefährdet. Drei von zehn Erwachsenen in Deutschland verweigern sich einer Schutzimpfung. Sie haben dazu verschiedene Gründe (vor allem: ein Misstrauen gegenüber dem Versprechen der Wirksamkeit, den Verdacht auf schädliche Nebenwirkungen sowie den Glauben an ein Missbrauchtwerden für gesundheitsfremde Zwecke – Stichwort: Chip). Die Lehre daraus ist, die Pandemie nicht allein als eine global hereingebrochene Gefahr, als ein irgendwo böswillig oder fahrlässig produziertes und dann bei uns importiertes Problem oder als ein allein gesamtgesellschaftlich zu begreifendes Phänomen zu sehen.

Nein – Covid-19 muss auch von den Individuen bewältigt werden, und zwar durch Risikovermeidung. Das sexuelle Feld mit seinen vielfältigen Handlungsoptionen bietet sich als Exempel an. Dies sei Rainer Alisch nahegelegt, der in seinem Editorial im vorigen Heft der *Sexuologie* für Gesichtspunkte wie das Überindividuelle, das Kosmopolitische und eine algorithmische Vernunft geworben hat (Alisch, 2021). Doch beide Positionen widersprechen einander nicht; erst zusammen erfassen sie die notwendigen Sichtweisen und Interventionsmöglichkeiten: das System *und* die Lebenswelt, *structure* and *agency*, Gesellschaft *und* Individuum. In diesem Sinne gehen alle hier abgedruckten Texte auf das Zusammentreffen von Covid-19 und Sexualität ein.

So überwältigend die überindividuell tätigen Mechanismen daherkommen – Biologie, Globalität, Medizinpolitik, soziale Medien usw. –, so relevant bleibt die Frage nach den Subjekten. Inwieweit zerstört die Pandemie unser Selbstbild,

autonom und selbstbestimmt handeln zu können? Jede Katastrophe, jede Krise wirft anfangs derartige Fragen auf; doch bald darauf weicht das Überraschtsein dem Verstehen, und der neu entstandene Aufwand wird in die Kosten des Überlebens eingepreist. Die österreichische Erhebung von Barbara Rothmüller und Mitarbeiterinnen (2021) liefert ein anschauliches Bild der Verwerfungen, welche die durch das Covid-19-Virus notwendig gewordenen Präventionsmaßnahmen für den Intimbereich des Alltagslebens gebracht haben. Die Forderung, Abstand zu anderen Menschen zu halten – eineinhalb Meter überschreiten die in Gesprächen übliche Distanz erheblich –, ja sogar Berührungen zu vermeiden, kann zwar von kontrollierten Erwachsenen erfüllt werden. Doch verlieren sie dabei das Erleben inniger Vertrautheit und Nähe zu anderen. Die starken Veränderungen der Kommunikationssituation wirken sich auf das seelische Wohlbefinden aus.

Viele Entdeckungen waren während der Pandemie zu machen: wo Informationen zu holen sind, wie alltägliche Handlungen auch über elektronische Medien vollzogen werden können, wie wir trotz Isolation den Kontakt zu nahestehenden Menschen aufrechterhalten. *Victoria Pitts-Taylor* hat das im vorigen Heft für die Wir-Beziehung untersucht, wobei sie eine begrenzende Erfahrung mitteilt, die wohl alle mit der Online-Bildkommunikation gemacht haben: „Ich sehe jedoch nie, dass du mich direkt ansiehst – wenn du das tust, schaust du direkt in die Kamera (und damit von mir auf dem Bildschirm weg).“ (Pitts-Taylor, 2021, 21) Die Blicke können sich nicht verbinden. Daher ist der Absage an die Höherwertigkeit körperlicher Ko-Präsenz (so bei Dickel, 2020, 82f) zu widersprechen, solange die Webkamera die wechselseitige Unmittelbarkeit des Anblickens nicht herstellt (was technisch eines Tages möglich sein wird). Erotische Kommunikation findet unter den Distanzbedingungen der Corona-Zeit nur eingeschränkt statt. Ähnlich hat *Gesa Lindemann* den Hauptbegriff der Berührung über die „unmittelbar sinnlichen Aspekte“ hinaus auch auf immaterielle Beziehungen erstreckt, wie das Anschauen/Angeschautwerden, womit sich das Corona-Regime der modernen Tendenz entgegenstelle, dass der Mensch heute zu einem Körperwesen geworden ist (Lindemann, 2020, 115).

Für viele junge Menschen ist das ‚Tanzen‘ in den ‚Clubs‘ eine glückverheißende und geradezu lebenswichtige Regeneration (vgl. Benkel, 2021, 7). Die körperliche Nähe, die drogengestützte Ekstase stellt Möglichkeiten der Vereinigung, jedenfalls des Berührens und Berührtwerdens in Aussicht. Genau diese Entgrenzungen haben dazu geführt, dass die Einrichtungen schnell und für lange geschlossen wurden. Beklagt werden heute Lücken des Lebens, die nicht wieder auszugleichen seien. Lindemann sieht gar „eine wichtige europäische kulturelle Errungenschaft wie den erotisch konnotierten Paartanz bei andauernder Konfrontation mit hochansteckenden Viren untergehen“ (2020, 59). Mögen solche Dramatisierungen auch die Flexibilität der Menschen, zumal der jungen, unterschätzen – ernstzunehmen sind sie. Die Erfüllung drängender Bedürfnisse kann zumindest

bei Heranwachsenden nicht einfach vertagt werden, wie etwa die Anschaffung eines neuen Autos.

Die Menschen nutzen heute in großer Zahl das Internet, um Partner_innen zu suchen und auszuprobieren (vgl. Döring, 2019). Zunächst sind solche Kontaktabbahnungen absolut ansteckungssicher und werden daher von den Präventionsmaßnahmen nicht erreicht. Wenn sich jedoch ein attraktives Gegenüber zeigt, kommt es schnell zu einer Realbegegnung, ohne sich vom Infektionsrisiko abhalten zu lassen. Das Ganze lässt sich sogar als Triumph einer Freien Gesellschaft feiern und gegen die Kontrollsucht der autoritären Formationen in Stellung bringen.

Wie vereinbart sich die per Corona sprunghaft angestiegene Nutzung des Internets für sexuelle Zwecke mit der längerfristig angelegten Entleerung der digitalen Plattformen von sexuellen Inhalten? *Susanna Paasonen* hat im vorigen Heft diesen Konflikt herausgestellt. Die nach US-amerikanischen Kriterien moralischer Rechtschaffenheit vorgenommene Reinigung der gemeinschaftsbildenden Portale wie *Facebook* und *Tumblr* stört den Erwerb sexuellen Wissens bei Jugendlichen, verändert das soziale Engagement der Internetnutzer* und löst kommunikative Gemeinschaften auf, die sich für Randsexualitäten im Netz gebildet hatten (Paasonen, 2021, 28f). Die Verletzbarkeit von Menschen, die sich in Zeiten eines Lockdowns verstärkt hatte, wird um eine bedeutende Note erweitert, ohne dass darüber öffentlich verhandelt werden könnte.

Die Szenen der bezahlten Sexarbeit wurden vom Covid-Kontaktverbot ebenso hart wie gut begründet getroffen. Nur einige dieser Schäden haben mit dem Sexuellen i.e.S. zu tun, die anderen fallen in das Gebiet des Lebensunterhalts, der Krankenversorgung, der Migration u.a. Der Beitrag von *Jenny Künkel* (in diesem Heft) reißt die verschiedenen Bezüge nicht auseinander, stellt sie sogar in einen übergreifenden sozialpolitischen Zusammenhang. So erinnert uns das Geschäft mit der Sexualität daran, dass diese kein bloß individuelles Ereignis ist, sondern stets in einem Netzwerk von Bedeutungen und Kräften stattfindet. Kaum ein anderes Gewerbe wurde von den Lockdown-Vorschriften so lahmgelegt wie die Offerten von Sex für Geld. Dass die Kontaktverbote unterlaufen wurden, wie im Rotlichtmilieu ohnehin geläufig, steht auf einem anderen Blatt. Die Prostituierten hatten nichts davon; ihre Berufstätigkeit wurde schwerer, gefährlicher und weniger einträglich. Die Kunden, wenn man denn für ihre Bedürfnisse so viel Verständnis aufbringen will, werden Wege gefunden haben, um an ihr Ziel zu kommen.

Die Schwächsten auf dem umsatzstarken Markt sind die Lieferant_innen, die mit ihrem Körper die nachgefragte Leistung produzieren müssen. Künkel betrachtet die Lage aus einer Position des Kampfes für die Rechte von Prostituierten; damit öffnen sich ungewohnte Perspektiven auf ein Feld, das üblicherweise technisch-medizinisch, feministisch-moralisch oder libertär-desengagiert abgehandelt wird. Beleuchtet werden die Phasen der Pandemie. Gab es anfangs noch staatliche

Unterstützungsleistungen für die statusmäßig untenstehenden Sexarbeiter_innen, entfielen sie später. Intersektionale Analysen, die auch den Migrationsstatus und die ökonomische Lage einbeziehen, decken das auf.

Grundiert wird die Entwicklung durch längerfristige Verschiebungen im Diskursgeschehen. Im neoliberalen Denkraum stehen Angebot und Nachfrage einander marktförmig gegenüber, auch im Feld der Sexualität. Dazu ist Prostitution als Arbeit in Deutschland vor zwei Jahrzehnten formal legalisiert worden, aber ohne dass dem eine real-betriebliche Seite entspräche. So sind Anbieter und Kunden den Umgang mit dem Halbdunkel und eingeschränkter Legitimität seit jeher gewohnt. Für die Sexarbeiter_innen (oft auch für ihre Familien im Herkunftsland) ist das Einkommen aber unverzichtbar. So mochten die Laufhäuser geschlossen werden, aber die Frauen mussten sich auf die Straße stellen. Für die Freier stieg die Abenteuerlust, für die Frauen die Gefährdung, ohne dass vom Covid-Regime hierauf Rücksicht genommen wurde.

Allgemeinpolitisch gesehen und von Jenny Künkel für das Feld der Prostitution herauskristallisiert sind viktimistische Erzählungen in den Vordergrund getreten, die das Sexualregime mit Emotionen aufladen. In den (nach Lagern gespaltenen) Debatten der Frauenbewegung hat sich das unübersehbar niedergeschlagen. Eine Täter-Opfer-Dichotomie, hier: Freier vs. Dirnen, leitet die aktuelle Kriminalpolitik. Sexualgewalt wurde zum alles andere überstrahlenden Topos. Strafmaßnahmen lösten Wohlfahrt ab. Das temporäre Verbot jeder Prostitution, ein Schutzakt während der Pandemie, wurde instrumentalisiert und eine Verstetigung gefordert. Wissenschaftlich begründete Interventionen – ohnehin rar – kamen immer weniger zum Zuge. Immerhin brachte der Covid-bedingte Ausnahmezustand es mit sich, dass die besonders marginalisierten Partien der Prostitutionsszene sozialpolitische Aufmerksamkeit erhielten, statt bloß Ziel ordnungspolitischer Eingriffe zu sein.

Von der sozialstrukturellen Seite her kommt *Tino Heim* (in diesem Heft) und gibt einen anschaulichen Bericht zu den sexualitätsbezüglichen Botschaften, die seit März 2020 in die mediale Welt gesetzt worden sind. Wir sehen ein Bild unbekümmerter Spekulation, mit der die Geschlechtsbefriedigung als Trost und Heilmittel in einer Zeit pandemischer Entbehrungen angepriesen wird. ‚Lust heilt Frust‘ lautet der unterkomplexe Leitgedanke, der Verheißungen auf revitalisierte Partnerschaften mit Fortpflanzungsgewinnen erzeugt. Auch eine erlebnisreiche Masturbation wird anempfohlen, um Spannungen abzubauen. Das einzig Erfreuliche an diesen realitätsfernen Auskünften besteht darin, dass dahinter nicht unmittelbare kommerzielle Interessen zu stehen scheinen. Auch dieser Vorzug wird zunichte, wenn Heim seinen Befund unter dem theoretischen Gesichtspunkt der „kapitalistisch-normalistischen Moderne“ analysiert.

In dieser Epoche hat die Arbeit an Lust und Begehren einen großen, ja zentralen Stellenwert für die Ordnung der Gesellschaft gewonnen. Nahmen ältere freudo-marxistische The-

sen noch an, das ursprünglich vorhandene sexuelle Begehren werde im Kapitalismus unterdrückt, so muss heute gelten, dass dieser von der Entfesselung triebhafter Reize profitiert und sie also fördert – und nicht bloß als ‚systemirrelevant‘ hinnimmt. Dieser Gedanke ist umso bemerkenswerter, als meist gesagt wird, dem Kapitalismus sei der Bedeutungsaufschwung des Sexuellen gleichgültig. Heim kombiniert bei dieser Analyse die Konzeptionen des Normalismus und der Biopolitik (wobei er noch dem Foucault von 1976 huldigt, der später vom Konnex zwischen Sexualregime und Macht seinen Abschied nahm).

Heim verzeichnet eine Art von Ruck in der Wahrnehmung und Hinnahme vieler Besonderheiten der intimen Interaktion, über die zuvor nicht öffentlich gesprochen wurde. Die Pandemie hat vieles sagbar gemacht, also ‚normalisiert‘, das früher unaussprechbar war, weil es als obszön galt. Schon die homosexuellen Männer haben eine Generation zuvor diese Erfahrung gemacht, als die Präventionskampagnen der Aids-Krise die Umgangsweisen der Subkultur, im Darkroom beispielsweise, ans Tageslicht zogen.

Irritiert zeigt sich Tino Heim darüber, dass die gesundheitspolitischen Empfehlungen zur Sexualität so zahm blieben, während das allgemeine öffentliche Leben, darunter Kindergeburtstage und Spaziergänge, rigide eingeschränkt wurde. Er sieht darin einen weiteren Beleg für die Bedeutungsgewinne des Sexualsektors unter kapitalistisch-normalistischen Verhältnissen. Körperliche Nähe und physische Kontakterlebnisse werden vermehrt gesucht, die Individuen aber leiden unter Beziehungslosigkeit. Heim kommentiert, Selfsex bleibe das eigentliche Leitbild. (Anzumerken bleibt hier, dass eine vollauf befriedigende Begegnung immer auch die eigene Lust herstellen muss und sich nicht ausschließlich dem Gegenüber widmen kann.) Allerlei Entbehrungen im sozialen Leben, zumal in Coronazeiten, konnten im sexuellen Erleben kompensiert werden, und zwar, wie Heim meint, durch dynamisierende Lustanreizung.

Dass die durch Corona induzierten Veränderungen eines ‚sicheren‘ Geschlechtsverkehrs nicht sogleich verschwinden, geht aus der gesicherten Prognose hervor, dass das Covid-19-Virus uns weiterhin, ja auf Dauer begleiten wird, ohne dass bereits ein Heilmittel gefunden ist. Dazu trägt auch die stabil niedrige Impfquote bei, die aus vielen Ländern berichtet wird. Dass die Impfskepsis auch darauf beruhen könnte, dass Covid-19 im Verdacht steht, jemandem die sexuelle Freiheit zu beschneiden – so schien es anfangs ja und ist bis heute nicht ausgeräumt –, wurde so m.W. noch nicht untersucht. Wie überhaupt das Corona-Regime die Beschränkungen der sexuellen Entfaltung als einen Kollateralschaden behandelt, der in Kauf zu nehmen sei, ohne sich des Näheren darüber auszulassen. In den Ministerien wird darüber nicht nachgedacht, in den Politikerreden kommt das Thema nicht vor. Hier dominiert noch die alte Rahmenvorstellung, das Sexuelle sei Privatsache und das Reden darüber obszön. Im Schatten dieser Diskursverweigerung haben sich bekanntlich die Liberalisierung des

Sexualstrafrechts und die Kontraktualisierung der Begegnungen entwickelt. Doch nun bleiben diejenigen, die Recht und Regeln formulieren, rat- und sprachlos. Distanzgebote und Berührungsverbote wurden erlassen, ohne zu bedenken, dass der Staat und die Kirchen im Sexuellen immer schon an der Realität vorbeiregiert haben.

Benkel (2021, 12) zögert nicht, Covid-19 als ein „sexuelles Virus“ zu bezeichnen, und zwar wegen der körperlichen Nähe in der Interaktion. Tatsächlich widersprechen einander die Betonung einer sexuellen Autonomie einerseits und die jetzt verordnete Abstinenz andererseits. Die Kritiker der herrschenden Corona-Erzählung könnten sich hier im Mantel eines Querdenkens einen Raum sexuellen Handelns eröffnen, der anderen verschlossen bleibt. Die Sexualisierung einer Begegnung vernichtet dann die Infektionsprävention.

Auch die sozialkritischen Gedanken der hier abgedruckten Beiträge zum Themenschwerpunkt sehen keine dauerhafte Veränderung der Sexualverhältnisse. So vermutet es auch ein Resümee der laufenden Forschungen zur Pandemie (vgl. Lautmann, weiter unten in diesem Heft). Denn sie ordnen die coronabedingten Eingriffe in einen Entwicklungsgang ein, der die aktuelle Krise übergreift. Bei allen Verunsicherungen und temporären Effekten haben sich die sexualstrukturellen Grundlagen als stabil erwiesen.

Literatur

- Alisch, R., 2021. Der ‚epidemiologische Blick‘. *Sexuologie* 28 (1), 3.
- Benkel, T., 2021. Berührungslosigkeit – Intimität im Zeichen der globalen Pandemie. *Sexuologie* 28 (1), 5–13.
- Bratton, B.H., 2021. *The Revenge of the Real. Politics for a Post-Pandemic World*. Verso, Brooklyn.
- Dickel, S., 2020. Gesellschaft funktioniert auch ohne anwesende Körper. Die Krise der Interaktion und die Routinen mediatisierter Sozialität. In: Volkmer, M., Werner, K. (Hg.), *Die Corona-Gesellschaft*. transcript, Bielefeld, 79–86.
- Döring, N., 2019. Sexuelle Aktivitäten im digitalen Kontext. *Psychotherapeut* 64 (5), 374–384.
- Epple, A., 2020. Die Schule des Vergleichens und die Suche nach der Wahrheit wissenschaftlicher Fakten. In: Volkmer, M., Werner, K. (Hg.), *Die Corona-Gesellschaft*. transcript, Bielefeld, 25–33.
- Hirschauer, S., 2021. Viral irritierte Sozialität. In: *Zeitschrift für theoretische Soziologie* 10 (2), 48–68.
- Lindemann, G., 2020. Die Ordnung der Berührung. *Velbrück Wissenschaft, Weilerswist*.
- Pitts-Taylor, V., 2021. Verkörperte Verstrickungen in ‚diesen Zeiten‘. *Sexuologie* 28 (1), 15–22.
- Paasonen, S., 2021. Intime Abhängigkeiten, fragile Verbindungen, entsexualisierte Plattformen. *Sexuologie* 28 (1), 23–30.
- Rothmüller, B. (Hg.), 2021. *Liebe, Sexualität und Solidarität in der COVID-19-Pandemie*. Sigmund Freud Universitätsverlag, Wien.



Dana Kaplan, Eva Illouz
Was ist sexuelles Kapital?
 suhrkamp 2021 / 125 Seiten, kart., 22 €

Nicht die Natur bestimmt unsere Vorstellungen von Sexualität, sondern die Gesellschaft. War es früher die Religion, die den Sex regulierte, so ist es heute die Ökonomie. Kein Wunder also, dass »sexuelles« oder »erotisches Kapital« in der Soziologie, den Gender Studies, der Sexualwissenschaft und sogar in der Alltagssprache zu einer gängigen Metapher geworden ist, um die Motive und Konsequenzen von Praktiken etwa zur Steigerung der sexuellen Attraktivität zu beschreiben.

In ihrem konzisen und mit zahlreichen Beispielen angereicherten Buch verteidigen Dana Kaplan und Eva Illouz den Begriff des sexuellen Kapitals als analytische Kategorie, machen ihn jedoch komplexer und befreien ihn von Gender-Klischees sowie von rationalistischen und identitätspolitischen Kurzschlüssen. Sie zeigen, dass sexuelles Kapital verschiedene, historisch bedingte Formen annehmen kann, die zeitweise auch nebeneinander bestehen. Ihr Hauptaugenmerk gilt den Spezifika der neoliberalen Sexualität, die mit einer ganz eigenen Sorte von sexuellem Kapital einhergeht. Dieses zirkuliert längst nicht mehr nur im Bereich privater Intimbeziehungen, sondern in der gesamten Sphäre der kapitalistischen Reproduktion. Aus dieser Perspektive erscheint dann auch die Frage nach Klassen- und Geschlechterhierarchien in einem neuen Licht.

Der Fachdiskurs zur Sexualität in der Coronakrisis

Rüdiger Lautmann

The Scientific Discourse on Sexuality during the Corona Crisis

Abstract

The article reviews international scientific literature published up to August 2021 on the changes in sexual activity during the Corona pandemic. It distinguishes the fields of thematization, and the narratives used. Foregrounded are the dangers for specific groups of people and sexual scenes. The following factors of change are treated: the pandemic in general, the regulations of prevention and the lockdowns. In addition to the negative effects, some individual consequences can be seen as positive. The observed changes are drastic but will perhaps be temporary.

Keywords: Corona, Covid-19, Pandemic, Sexuality, Discourse

Zusammenfassung

Zu den Veränderungen des sexuellen Handelns während der Corona-Pandemie wird die fachwissenschaftliche Literatur für den Zeitraum bis August 2021 gesichtet. Unterschieden werden die Felder der Thematisierung und die eingesetzten Narrationen. In den Vordergrund gestellt finden sich die Gefährdungen für bestimmte Personengruppen und sexuelle Szenen. Als Faktoren von Veränderungen werden genannt: die Pandemie generell, die Vorschriften der Prävention und die Lockdowns. Neben den Negativeffekten stehen einzelne Folgen, die als positiv anzusehen sind. Die beobachteten Änderungen sind einschneidend, könnten aber vorübergehen. Schlüsselwörter: Corona, Covid-19, Pandemie, Sexualität, Diskurs

Einleitung

Diskurse bestimmen darüber, wie Dinge und Vorgänge wahrgenommen und behandelt werden. Was über Covid-19 öffentlich und privat geäußert wird, über die Wirkweise und Ausbreitung des Virus, das beeinflusst mehr als alles Sonstige unsere Wahrnehmung und unser Handeln – wie wir den eigenen und die anderen Körper sehen, intime Beziehungen eingehen und gestalten, die sexuellen Skripte aufrufen und verändern. Im Vordergrund der Aufmerksamkeit steht bislang alles, was der Fachdiskurs an Forschungsergebnissen präsentiert. An ihm orientiert sich das politische Entscheiden sowie weithin auch das individuelle Verhalten im Sexuellen.

Das erregende Thema beschäftigt Kommunikationsgemeinschaften jeglicher Couleur. Es erstaunt die Schnelligkeit, in der eine Fülle von Aufsätzen über die sexualbezüglichen Aspekte von Covid-19 weltweit erschienen sind, analog zur überraschenden Geschwindigkeit, mit der ein wirksamer Impfstoff entwickelt und zur Anwendungsreife gebracht werden konnte. Die deutschsprachigen Beiträge zu unserem Thema nehmen sich allerdings recht bescheiden aus.

Wissenschaftsdiskurs vs. Mediendiskurs

Im Folgenden soll der *wissenschaftliche Diskurs* besichtigt werden. Ein anderer ist der in den Publikumsmedien, dessen Narrative die Sexualwissenschaftlerin Nicola Döring bereits vor einem Jahr untersucht hat (Döring & Walter, 2020).¹ Die dort unterschiedenen Aspekte begegnen ebenso auf anderen Feldern; sie dominieren auch im wissenschaftlichen Forschungsstrom. Der Informationswert einer solchen Analyse ist allerdings begrenzt. „Es ist bislang noch weitgehend unklar, inwiefern die medialen Corona-Sex-Narrative tatsächliche sexualbezogene Veränderungen im Leben der Bevölkerung umfassend und akkurat abbilden, da dazu empirische Daten aus wissenschaftlichen Studien fehlen.“ (Ebd., 74) Es bestehen nur mittelbare Verbindungen zwischen dem, was Massenmedien thematisieren, und dem, was die Menschen tun. Die Analyse der Publikumsmedien kann darüber informieren, was in den Köpfen und Gesprächen der Bevölkerung stattfindet; indessen sollte der Wissenschaftsdiskurs, abgebildet in den Fachmedien, dem tatsächlichen Sexualgeschehen näherstehen. Zwar berichten beide – Journalist*en und Forscher* – aus der Wirklichkeit, aber mit verschiedenen Vorgehensweisen. Die Wissenschaft darf beanspruchen, methodisch kontrolliert die Informationen zu beschaffen und diese theoriebasiert zu interpretieren; eingeschränkt wird dieser hehre Anspruch allerdings durch erkenntnisfremde Einmischungen (wie hierarchische Anweisungen, ideologische Vorabfestlegungen, durch Gewohnheit entstandene Gedankengefängnisse oder Finanzierungsvorgaben).

¹ Die gesamte Studie von Döring & Walter ist einsehbar unter <https://osf.io/ew6t3>. Auf Teile des Diskurses in Publikums- und Fachmedien zur Jahreswende 2020/21 reagiert Kammholz (2021).

In einer deutschen Erhebung zu den von der Pandemie berührten psychologischen Bereichen bezeichnete der Topos ‚sexuelle Interessen‘ einen von 27 Items (Rotter et al., 2021). Nur einen! Das erweckt den Anschein, hierzulande bestehe eine relativ geringe Aufmerksamkeit für Fragen der Sexualität, jedenfalls: eine offensichtlich geringe Forschungsintensität. Vielleicht gibt es so etwas wie den wechselseitigen Ausschluss von Sicherheitsbelangen einerseits, den Belangen des Begehrens und seiner Befriedigung andererseits. Die Politik der ‚Sekuritisierung‘ hat gegenüber Covid-19 die Prävention in den Vordergrund gestellt – in der Verhaltensregulierung sowie in der Forschung. Das Primat der Diszipliniertheit zahlte sich in einem vergleichsweise guten Pandemieverlauf aus, kostete aber einen durch Verzicht erbrachten Preis an Erkenntnis im Sexualbereich.

Der Fachdiskurs – Corona und Sexualität

In der folgenden Diskursbeschreibung werden die behandelten Themen genannt, nicht aber die Häufigkeit ihres Vorkommens. Deswegen werden nicht alle jeweils einschlägigen Belegstellen zitiert. Ohnehin kann eine Vollständigkeit der Erhebung nicht angestrebt werden; täglich, vielleicht sogar stündlich kommen neue Beiträge hinzu. Es soll das gedankliche Profil deutlich werden, nicht aber die Quantität. Auch müssen uns manche Uneinheitlichkeiten in den gefundenen Tendenzen und Kausalitäten nicht irritieren, wenn wir uns für die behandelten Inhalte interessieren, also für die Gestalt, die das Thema Pandemie-und-Sexualität angenommen hat. Die in den letzten Jahren angeschwollene Zahl von Periodika mit sexualrelevanten Überschriften und Inhalten, oft regional und fast ausschließlich anglophon, bietet einer kaum übersehbaren Fülle von Publikationen das Forum. So konnte ein Diskurs entstehen, von dem man allerdings kaum weiß, ob mehr als die jeweiligen Autor_innen von ihm Kenntnis nehmen.

Der Gehalt des Fachdiskurses zum Thema ‚Corona und Sexualität‘ lässt sich recht gut ordnen. Das Phänomen steht vor uns als ein Zusammenhang zwischen einer eindeutigen Ursache und den schillernden Wirkungen. Die durch das zirkulierende Coronavirus SARS-CoV-2 verursachte Pandemie Covid-19 ist medizinisch klar bestimmt. Weit weniger klar ist, was als Sexuelles aufzufassen ist; jedenfalls manifestiert dies sich in vielen Formen, weswegen die Studien meist nur einen Einzelaspekt behandeln. Zum Inhalt des diskurserzeugenden Phänomens gehören neben dem Virus weitere klare Ereignisse: die Präventionsvorschriften, die Lockdowns und die soziale Lage der Betroffenen. Die Kausalbeziehungen zwischen diesen Faktoren werden in verschiedenen Konstellationen ‚erzählt‘.

Gefahren des Covid-19 für das Geschlechtsleben

Inwieweit gefährdet die Coronakrise das geschlechtliche Leben? Die beiden Bereiche treffen sich im Körperlichen. Im Sexuellen wird das Taktile bevorzugt, und die Covid-19-Prävention adressiert die physische Nähe. Zwar hat sich der Mensch als Berührungswesen erst in der Moderne etabliert; in der vorherigen Epoche war Individualität aus der unsterblichen Seele hergeleitet worden (Lindemann, 2020, 115). Im Zuge des Gefährdungsdiskurses kommt es zu Neubestimmungen der zwischenmenschlichen Intimität. Das wirkt sich sekundär auf das informelle Sexualregime aus: Wie kann die innige Berührung von Körpern gewinnend und risikoarm gestaltet werden? Zudem gelten für liebevoll-körperliche Begegnungen Formeln wie vorbehaltlose Hingabe, Verschmelzung, Sich-verlieren-im-Anderen u.dgl., die eine rationale Kontrolle – wenn Einverständnis herrscht – zu erschweren scheinen.

Ein umfangreiches kanadisches Sample zeigte: Je höher der durch Covid-19 induzierte Stress, desto stärker nunmehr das sexuelle Verlangen, desto geringer die Zufriedenheit mit der Beziehung und wahrscheinlicher sexuelle Nötigung innerhalb dieser Beziehung (Brotto et al., 2021). Hier und anderswo werden die Einzelbefunde in einer Kettenreaktion kombiniert: epidemiologisch verhängte Restriktionen --, Angst, Befürchtungen und Stress --, sexuelle Dysfunktion --, abnehmende Qualität und Häufigkeit von Geschlechtsverkehr --, Probleme in der Partnerschaft. Rückkoppelungen und Verstärkereffekte treten hinzu und malen ein gefährliches Szenario aus, dessen Schadensannahmen sich gesellschaftlich auswirken.

Vergleich HIV – Covid-19

Gibt es bereits Deutungen und Empfehlungen für sexuelle Begegnungen? Im vor einer Generation gelaufenen Fall des HI-Virus wurde das *Safer-Sex-Regime* errichtet, bei dem der Kondomgebrauch und die Mundschleimhautreinigung im Vordergrund standen. Da dem Covid-19-Phänomen der Konnex zur (Homo-) Sexualität und zu den Geschlechtskrankheiten abgeht, hat sich bislang keine derartige Regulation angeboten. So war die HIV-Pandemie von vornherein auf Risikogruppen eingegrenzt worden: Schwule, Drogengebraucher*, Hämophile. Aber die neue Pandemie wird für die Gesamtbevölkerung diskutiert. Die Differenzierung der Gefahr nach Alterskohorten bezieht sich auf die Folgen einer Erkrankung, nicht aber auf das anfängliche Infiziertwerden und die darauffolgende Erkrankung. Diese verläuft verschieden, droht aber allen.

Samen und Vaginalsekrete als Überträger des Virus?

Oft diskutiert wird die Frage, ob der männliche Samen das Coronavirus transportiere. Die meisten Stimmen verneinen das; zumindest sei die Wahrscheinlichkeit sehr gering (He et al., 2021). Die Virusfreiheit des Spermas wird öfter empirisch bestätigt (Sharma et al., 2021; Bendayan & Boitrelle, 2021). Manchmal wurde noch vermutet, die Covid-19-Pandemie habe sich direkt oder indirekt auf das männliche Genitalsystem ausgewirkt und die männliche Fortpflanzungsfähigkeit negativ beeinflusst (Seymen, 2021). Anzeichen wurden gesehen, dass das Virus die Zeugungsfähigkeit beeinträchtigt, weil die Spermaproduktion sinkt (Moshrefi et al., 2021) oder die Testosteronproduktion bei Covid-infizierten Männern gefährdet ist (Selvaraj et al., 2021). Insgesamt aber haben sich die Befürchtungen, dass die Keimzellen als Reservoir für das Virus dienen, nicht bestätigt (vgl. Trapphoff et al., 2021), auch wenn die dazu vorliegenden Stichproben noch klein sind (vgl. Guo et al., 2021). Daher ergingen bislang keine Präventionsempfehlungen („safer sex“) wie vor drei Jahrzehnten in der HIV-Pandemie.

Auch die weiblichen Vaginalsekrete übertragen das Virus wahrscheinlich nicht. Die Infektionsrisiken eines nichtvaginalen Verkehrs bleiben aber zu beachten, und die nicht endgültig auszuschließende Viruspräsenz im Sperma könnte die Partnerin infizieren (Agarwal et al., 2021).

Als Verursacher einer „Geschlechtskrankheit“ wird Covid-19 bislang nicht angesehen, obwohl die Auswirkung einer Erkrankung auf die Zeugungs- und Empfängnisfähigkeit nach der Genesung überprüft werden müsse (Tur-Kaspa et al., 2021).

Risiken für alternde Männer und sexuelle Minderheiten

Der Diskurs zu Corona und Geschlecht/Sexualität behandelt die Gefahren spezifisch für Gruppen und Orte. Da sind zunächst die von Anfang an in den Vordergrund gerückten Älteren. Es heißt, alternde Männer könnten eher von Covid-19 befallen werden, weil eine Koppelung zwischen dem Testosteron und dem Immunsystem besteht (Papadopoulos et al., 2021).

Häufig besprochen werden die Risiken für queere Menschen. Ob Angehörige sexueller Minderheiten, verglichen mit heterosexuellen Männern, aufgrund von Corona mehr psychische Probleme aufweisen, wurde in der Schweiz erforscht (Marmet et al., 2021a). Sie waren häufiger mit Covid-19 infiziert, schliefen schlechter, fühlten sich isoliert, wobei hier auch der *Minority-stress*-Faktor am Werk war. Ganz ähnliche Ergebnisse erzielte eine US-amerikanische Erhebung (Moore et al., 2021). Obwohl die Stichprobe für homosexuell agierende Männer keineswegs repräsentativ sein kann und auch keine Vergleichsgruppe Nichthomosexueller auftaucht, werden eini-

ge Sonderbelastungen deutlich: Bei ‚vielen‘ sind wirtschaftliche Lage und seelische Gesundheit gestört, die Versorgung der HIV-Infizierten ist vermindert (alles im Vergleich zur Zeit vor Corona). Dies verschärft sich für Angehörige ethnischer Minoritäten, Sexarbeiter und ökonomisch Benachteiligte (intersektioneller Aspekt). Diese Situation fordere ein besonderes Augenmerk (Santos et al., 2021). Mit dem HI-Virus lebende Männer erklären, dass diese Erfahrung ihnen das Zurechtkommen mit der neuen Pandemie erleichtert habe (Quinn et al., 2021).

Risiko-Gruppe junge Menschen

Zu den Übertragungsrisiken bei jungen Leuten – seien sie noch auf der Schule oder bereits im Studium – wird die Neigung zu riskantem Sex, dieser in Verbindung mit Drogengebrauch, gerechnet (Batra et al., 2021). Eine Studie (mit großer Zahl Studierender in Leipzig) zeigte für 58 % keinen Einfluss des Lockdowns auf ihr Sexualleben (Kohls et al., 2021). Offen blieb allerdings, was mit den anderen geschah, zumal dieselbe Studie auf die Vulnerabilität dieser Bevölkerungsgruppe hinweist. Der Diskurs erfasst hier wie bei mehreren anderen Topoi die Problematik nicht in Form einer unikausalen Beziehung zwischen Pandemie und Sexualverhältnissen, sondern im Schnittpunkt biologischer, psychologischer, sozioökonomischer und pandemischer Faktoren, also als ein intersektionell zu analysierendes Phänom. Gut anschaulich machen das Nordhues et al. (2021, 1916).

Lebensqualität und Wohlbefinden während der Pandemie

Eine portugiesische Studie zum Einfluss der sexuellen Orientierung ergab für Heterosexuelle eine bessere Lebensqualität in Bezug auf die Berufsarbeit, im Einzelnen gemessen am Wohlbefinden, an Heimarbeit, Karrierezufriedenheit, Arbeitsbedingungen und Arbeitsstress. Nichtheterosexuelle zeigten mehr Furcht vor einer Covid-Infektion (Mendes & Pereira, 2021). Eine weitere Auswertung derselben Daten indessen ermittelte erhöhte depressive Symptome nur für Bisexuelle (Duarte & Pereira, 2021). Für eine große Stichprobe deutscher Befragter wurde ebenfalls ermittelt, dass während der Pandemie das Wohlbefinden von Minderheitsangehörigen stärker sank als das der Majoritären (Buspavanich et al., 2021). Derartige Studien scheinen zu unterstellen, Individuen könnten selber die Kausalität eines Ereignisses einschätzen, und das mit einer Vorher-Nachher-Frage. Panels dazu stehen aber nicht zur Verfügung. Im Urteil, dass queere Individuen von der Pandemie in stärkerem Maße beeinträchtigt sind, sind sich die Studien einig.

Die Corona-Pandemie treffe Jugendliche und junge Erwachsene hart, meint Barbara Krahe. Zentrale Entwicklungsziele wie Autonomie, Mobilität und soziale Kontakte könnten nur sehr eingeschränkt befriedigt werden, gleichzeitig führe

die entwicklungstypische Suche nach Anregung und Risiko sowie das Gefühl eigener Unverwundbarkeit zu einer Unterschätzung der Bedrohung durch die Pandemie. Entgegen der öffentlichen Meinung verhalte sich die Mehrzahl junger Menschen verantwortlich in der Krise (Krahé, 2021).

Über die Gedanken und Gefühle während eines Geschlechtsverkehrs forschten in Frankreich Gouvernet & Bonnierbale (2021). Die Folgen des Lockdowns erwiesen sich als unterschiedlich, negative Gedanken traten teils häufiger, teils seltener auf; verletzlicher waren tendenziell Frauen sowie unsichere und deprimierte Individuen.

Eine international vielstimmige Literatur prognostiziert steigende Raten für posttraumatische Belastungsstörungen, Depressionen und Angst in der Allgemeinbevölkerung; begründet wird dies – bislang mangels empirischer Daten – mit einer Parallele zu den Folgen der 9/11-Attacken in New York oder von Erdbeben. Und weil sexuelle Aktivität eng mit seelischem Gesundsein verbunden ist, werden hier Rückgänge erwartet (zusammenfassend dazu: Mollaioli et al., 2021).

Sexarbeitende

Sexarbeitende wurden von der Coronakrise besonders hart getroffen (fehlende staatliche Unterstützung, Obdachlosigkeit, Reisebeschränkung); sie wurden in informelle Strukturen abgedrängt und hierfür auch noch medial als Superspreader_innen stigmatisiert (Shephard, 2021, 13). Andererseits hat die Online-Sexarbeit zugenommen, was die gefährlichen und schädlichen Nebenfolgen reduziert (ebd., 14). Dokumentiert wird die wirtschaftliche Not von Männern in der Sexarbeit (Callander et al., 2021). Eine Studie über Freier lieferte widersprüchliche Resultate und wandte das auf eine zukünftige Prostitutionspolitik an (Prior, 2021).

Missbrauch

Die aus dem Missbrauchsdiskurs bekannten Gruppen mit besonderer Vulnerabilität werden auch im Coronakontext diskutiert. Negative Veränderungen wurden eher bei den Frauen gefunden, die offenbar auf den Covid-bedingten Stress heftiger reagieren (Federici et al., 2021). Aus der mittleren Jugendzeit wird ein erhöhtes Maß an sexuellem Missbrauchtwerden, real und online, berichtet (Augusti et al., 2021). Beim Covid-19-Tod ihrer Eltern sind die hinterbliebenen Waisen der Gefahr des Missbrauchtwerdens ausgesetzt (Hillis et al., 2021).

Als protektiver Faktor im Coronageschehen wird immer auf eine bestehende Partnerschaft hingewiesen. Sie gewährleistet die Qualität des sexuellen Lebens auch in dieser Zeit, besagt eine rumänische Erhebung (Delcea et al., 2021a). Innerhalb der Berliner (von Babette Renneberg und Sibylle M. Winter geleiteten) Untersuchung zur innerfamiliären Situation tauch-

ten sexualbezogene Items nur am Rande auf, und zwar als eine von vielen Dimensionen im allgemeinen Stress sowie als Missbrauchserleben (vgl. Calvano et al., 2021). Das Thema erregte hier kaum die Aufmerksamkeit der Untersucher_innen. Vielerorts – außerhalb der Wissenschaften – werden Partnerschaft und Ehe als Hort ungefährlicher Sexualität romantisiert, wenn nicht gar ridiculisiert, was hier auf sich beruhen mag.

Hat sich das sexuelle Leben verändert?

Betrachtet werden hierzu mehrere Druckfaktoren: die Pandemie allgemein – die Präventionsgebote – die Phasen eines Lockdowns.

Zurückgehende sexuelle Aktivität

Zu Beginn der Pandemie zeigte sich ein gewisser Grad an sexueller Zurückhaltung. Eine britische Studie berichtete Abstinenz bei 60 % der Befragten, vor allem seitens der Frauen, älterer Erwachsenen und der Unverheirateten (Jacob et al., 2020a). Speziell für Frauen wurden ebenfalls die Covid-Effekte zurückgehender Frequenz im Geschlechtsverkehr und zunehmender Soloaktivität festgestellt; zudem sank die sexuelle und die partnerschaftliche Zufriedenheit. Die ‚Lustlücke‘ zwischen den beiden Geschlechtern, so vermuten die Autorinnen, hat sich dadurch noch verbreitert (vgl. die Metaanalyse von de Oliveira, 2021). Eine weitere Metaanalyse der Literatur (mit weit weniger Artikeln) bestätigte die Annahme zurückgehender Sexualaktivität (Delcea et al., 2021b). Junge Frauen in Polen berichteten über eine in der Pandemie verminderte Häufigkeit sexueller Betätigung und geringere Libido; sehr viele Befragte führten das auf ihre Sorge um die Gesundheit der Angehörigen zurück (Szuster et al., 2021).

Andere Autoren konstatieren anhand einer Literaturanalyse „disruptive Auswirkungen der Covid-19-Pandemie auf das sexuelle Verhalten“ (Hatzler, 2021, 28), insbesondere eine Abnahme in den Frequenzen (Lehmiller et al., 2021). Das Ausmaß praktizierter körperlicher Berührung stellt sich in der Pandemiezeit als erstaunlich gering dar (Rothmüller & Wiesböck, 2021, 25f). Der Verzicht auf einen Geschlechtsverkehr rührt von der Furcht vor einer Infektion her – ebenso nahelegend wie empirisch bestätigt für Männer aus der westlichen Türkei (Baran, 2021). Von kanadischen Männern erwähnten 41 % negative Folgen für ihr sexuelles Leben und 38 % für ihre Partnerschaft (Ogrodniczuk et al., 2021, 5). Die Beziehungskonflikte entstehen u.a., wenn das Paar nicht zusammenlebt. Für die Männersexualität, an der traditionell die Störung der erektilen Potenz interessiert, wurde auch diese untersucht,

und zwar als Folge einer Covid-Infektion; die Vermutung bestätigte sich (Sansone et al., 2021a; Sansone et al., 2021c). Ein deutscher Urologe berichtet aus seiner Praxis vermehrte Diagnosen erektiler Dysfunktion in 2021 (in der Größenordnung von 5 zu nunmehr 7 Prozent, vgl. Nestler, 2021).

Singles, die bereits vor der Pandemie präventionsbewusst waren, nahmen eher die mit Covid-19 verbundenen Gefahren wahr und reduzierten daraufhin ihre Sexualaktivität (das heißt, seltener und mit weniger Partnern*); die Effekte erwiesen sich als stabil gegenüber den Kontrollvariablen Geschlecht, sexueller Orientierung u.a. (Rodrigues et al., 2021). Die Kontaktaufnahmen via Tinder haben sich in Covid-Zeiten verändert; über das gesundheitliche Risiko, einander auch real zu treffen, wird häufiger und direkter kommuniziert (so Noland, 2021, für eine kleine Stichprobe mit Studierenden beider Geschlechter in Boston). Über die Gedanken und Gefühle während eines Geschlechtsverkehrs forschten in Frankreich Gouvernet & Bonnierbale (2021). Die Folgen des Lockdowns erwiesen sich als unterschiedlich, negative Gedanken traten teils häufiger, teils seltener auf; verletzlicher waren tendenziell Frauen sowie unsichere und deprimierte Individuen.

Pornografie, Internetportale, Kontaktbörsen

Die Bedeutungsgewinne der Pornografie sind vielfach vermerkt worden (vgl. beispielsweise Pornhub, 2020). Das gleiche gilt für die Internetportale mit sexuellen Offerten. Die internationalen Kontaktbörsen und ihre Produkte gediehen zu wichtigen Akteuren; sie engagierten sich für digitale Botschaften zur Gesundheit und normalisierten den Gebrauch digitaler Verabredungstechniken (Myles et al., 2021). Eine Analyse von Dating-Apps ermittelte, wie dort auf die per Covid-19 steigende Nachfrage reagiert wurde): Auch sie versandten präventionsbezogene Nachrichten (vor allem die an queere Männer gerichteten Dienste taten das), sie erörterten die Themen Einsamkeit und Isolation, propagierten ferner das virtuelle Dating als neue Normalität. Zugleich bereiteten sie ihre Nutzer* auf neue Realtreffen vor (ebd.). Die rasant gestiegene Nutzung der Möglichkeiten des Internet auch für erotische Kommunikationen und sexuelles Handeln importiert die Gefahren des Mediums in eine Intimität, die sich vormals in Face-to-Face-Situationen abspielte.

Auswirkungen der Präventionsmaßnahmen

Die Präventionsregeln, vor allem Abstand und Maske, intervenieren vielfach in das Sexualverhalten. Innerhalb von Partnerschaften siegen die Konflikte (Ogrodniczuk et al., 2021; Luetke et al., 2020). Anfangs befürchteten zwei italienische Sexualmediziner, das Abstandsgebot führe zur Zurückhaltung beim Küssen und beeinträchtige so die Qualität von bestehenden Partnerschaften (Aversa & Jannini, 2020, 77). Doch wurden

Zusammenlebende bald von solchen Beschränkungen befreit. Eine Missachtung der Abstandsgebote korrelierte mit Mannsein, Alkoholgebrauch und Dauer des Lockdowns (Jacob et al., 2020a). Zu vermuten ist, dass der Anfangsschreck verfliegt und die meisten Menschen zu ihren Gewohnheiten zurückkehren.

Selten werden die Präventionsvorschriften („Diktate“) selbst analysiert, da sie meist als epidemiologisch gut begründet bzw. als ‚alternativlos‘ gelten. Umso aufmerksamer müssen die wenigen Versuche gelesen werden, die sich kritisch mit der Lockdown-Politik beschäftigen. Eine Ideologiekritik à la ‚Kontrollstaat‘ mag auf sich beruhen, denn diese Seite trägt jede institutionelle Grenzziehung in sich. Aber unsichtbare und vielleicht auch unbeabsichtigte Nebenwirkungen fallen ins Gewicht. Hierzu malen die Sexualanthropolog*en Max Schnepf und Ursula Probst (2020) die unerfreuliche Möglichkeit aus, dass Maßnahmen wie die durch Corona bedingten auf Dauer gestellt werden könnten, dass sexuelle Monogamie wieder exklusiv gemacht werden könnte, dass die Pandemie zur erneuten Diffamierung nonkonformer Sexualformen herhalten könnte. Ferner fragen sie, ob ein solidarisches Opfer auch von denen gefordert werden dürfe, die selber von der Majorität ausgegrenzt werden.

Folgen der Lockdowns

Die Auswirkungen der Lockdowns werden in zahlreichen Studien als massiv geschildert. Die mitgeteilten Forschungsergebnisse sind uneinheitlich; ein einfaches Resümee ist derzeit nicht möglich. Zu vieldimensional ist der Bereich, und zu verschiedenen bzw. unerwartet reagieren die Menschen. Manchmal scheinen sich die Ergebnisse zu widersprechen (ohne in die Details der jeweiligen Studie einzusteigen). So zeigte eine Stichprobe aus der Türkei die Abnahme der Häufigkeit von Geschlechtsverkehr im Lockdown; Bildung minderte diesen Effekt (Özlu et al., 2021). Hingegen besagte eine andere Studie, obwohl Begehren und Häufigkeit eines Geschlechtsverkehrs während der Pandemie stiegen, sank die empfundene Qualität des Sexuallebens (Yüksel et al., 2020). – Im Folgenden werden die Berichte nebeneinandergestellt, ohne ihre Differenzen einzuebneten.

Eine Hamburger Studie erhob im Frühsommer 2020 die Erfahrungen von 328 Erwachsenen mit ihrem sexuellen Erleben. Ein Viertel der Befragten gab an, keine Veränderungen berichten zu können. Die von den Übrigen genannten Erfahrungen zeigten in sehr verschiedene Richtungen – beispielsweise höheres ebenso wie vermindertes sexuelles Verlangen (Schröder et al., 2021). Danach verbietet sich eine einheitliche, zumal einheitlich-negative Prognose zu den Corona-Folgen. Es ist ja nicht einmal klar, ob die Kausalattribution zwischen Veränderung und Pandemie einer empirischen Nachprüfung standhalten würde, weil bekanntlich *post-hoc* kein *propter-hoc* bedeutet.

Ein australischer Survey im ersten Lockdown berichtete, wie andere Studien auch, über mehr innerpartnerschaftliche

und solistische Sexualaktivität, bei abnehmenden Gelegenheits- und Datingkontakten (Coombe et al., 2021). Während der Quarantäne empfanden Männer weniger sexuelles Begehren als Frauen – mit der erstaunlichen Zahl von 79 zu 33 % (Cito et al., 2021). Das rührige Forscherteam in Italien (dem ersten westlichen Land mit Lockdown) nutzte Daten der Verkäufe von Erektionspräparaten, um auf entsprechende Probleme zu schließen. Es fand sich kein signifikanter Wandel in den Dysfunktionen (Sansone et al., 2021b, 298). Ebenfalls aus Italien wurde berichtet, dass das Wohlbefinden in einer Quarantäne von der Zahl der Geschlechtsverkehre vor und während des Einschlusses positiv beeinflusst wird. In der Quarantäne sank jene Zahl signifikant. Oft war das Fehlen psychischer Stimuli dafür verantwortlich (Cito et al., 2021). Die epidemiologisch verhängten Restriktionen erzeugten Angst, Befürchtungen und Stress, was auf weiblicher Seite zu sexueller Dysfunktion führte. Junge Frauen in Polen erlebten im Lockdown depressive Symptome und sexuelle Dysfunktion, was sich in abnehmende Libido und geringere Sexualaktivität übersetzte (Szuster et al., 2021).

Abnehmende Qualität des Sexualebens erzeugt Probleme in der Partnerschaft. Verheiratete mussten bspw. für einige Zeit auf Sexkontakte außerhalb ihrer Ehe verzichten, weil die Erlaubnisse für Partnerschaften sich nur auf eine davon beziehen, in der Regel diejenige, in der sie familiär leben. Aber trotz des Ausgehverbots hatten manche einen physisch nahen oder sexuellen Kontakt außerhalb des eigenen Haushalts, was ihnen nicht leichtfiel, gleichwohl unentbehrlich vorkam (Maxwell et al., 2021).

Eine Erhebung unter amerikanischen College-Studierenden zwischen 18 und 22 Jahren ermittelte im ersten Lockdown vermindertes seelisches Wohlbefinden, dies noch gesteigert bei den geschlechtlich-sexuellen Minderheiten (Hoyt et al., 2021). Auch in Großbritannien wurde eingehend nach den Corona-Schäden sexueller Minderheiten gefahndet und Hinweise darauf gefunden; aber Daten aus Direkterhebungen liegen nicht vor (Booker et al., 2021).

Weithin wird angenommen und teilweise mit Daten untermauert, dass die physische Gewalt innerhalb von Beziehungen zugenommen habe. Die Online-Befragung einer großen und repräsentativen Stichprobe von Frauen in Deutschland ergab, dass während des ersten Lockdowns die häusliche Gewalt, darunter auch die sexuelle, zugenommen habe (Shephard, 2021, 22). Wie in Krisenzeiten generell tritt vermutlich auch aktuell vermehrt Gewalt unter Intimpartnern* auf (Lyons & Brewer, 2021). Dabei bleibt oft unklar, ob die sexuelle Gewalt mitgemeint ist. Die Abgrenzungen verschwimmen vor allem deswegen, weil die weltweiten Opferschutzbewegungen (Kinder, Frauen) seit langem hier ein Gesamtphänomen sehen und damit den Diskurs prägen.

Der Schutz der Kinder vor (körperlicher und sexueller) Misshandlung gilt während eines Lockdowns als extrem schwierig, weil die öffentliche Aufmerksamkeit sich der Ge-

sundheitskrise zugewandt hat (Katz & Cohen, 2021). Bereits im April 2020 warnte die europäische Polizeibehörde vor einem Anstieg der sexuellen Ausbeutung von Kindern per Internet (vgl. Europol, 2020). Gefahren für die psychosoziale Gesundheit, auch sexuelle Unversehrtheit von Kindern werden gesehen (Merrill et al., 2021). Aus einem (empirisch ermittelten) Rückgang der Kinderschutzfälle in sämtlichen deutschen Einrichtungen wird (hypothetisch) auf einen Anstieg des *Dunkelfelds* geschlossen (Heimann et al., 2021).

MSM, die im Lockdown sexuellen Kontakt mit einem unbekanntem Mann suchten, fühlten sich gleichwohl ängstlich und reduzierten ihre Partnerzahl (Edelman et al., 2021; Adam et al., 2021). In Amsterdam senkte der Lockdown den Gebrauch des HIV-Präventionsmittels PrEP. Analverkehr bei MSM stieg innerhalb einer festen Partnerschaft, sank bei Gelegenheitspartnern (Jongen et al., 2021). HIV-positive Männer zeigten ebenfalls einen Rückgang ihrer Sexualkontakte, insb. mit Gelegenheitspartnern; sie vermieden dabei die physisch engen Kontakte (Winwood et al., 2021).

Geradezu schwarz sah man für die sexuelle Gesundheit während eines Lockdowns. Während des Lockdowns waren die Beratungsstellen für sexuelle Gesundheit meist geschlossen; die als Ersatz angebotene Teleberatung deckte den Bedarf von Jugendlichen nur teilweise (Rose et al., 2021). Bei den Fachkräften im Gesundheitswesen fanden sich relevante Beeinträchtigungen der sexuellen Leistungsfähigkeit, als Sekundärfolge der pandemiebedingten Arbeitsbelastungen (Bulut et al., 2021). Eine Metaanalyse der Literatur (über 1800 Artikel aus dem Jahre 2020) zeigte, dass sich davon 8 % mit sexueller und reproduktiver Gesundheit befassen – eine Frage bleibt: *nur* oder *sogar*? Sexualbezügliche Studien fanden sich häufig für das Verhältnis zur HIV-Pandemie, keine Überraschung in dieser frühen Phase (Baral et al., 2021, 4f). Inzwischen hat dieser Konnex sich gelockert. Empfohlen wurde, die Informationen über die sexuelle Distanzierung sollten expliziter, zugänglicher, verständlicher, individueller und für die Schlüsselgruppen zugänglicher werden (De Vries et al., 2021).

Der Zugang zur Versorgung mit Diensten der sexuellen Gesundheit ist in schwierigen Zeiten wie dieser Pandemie insbesondere für Frauen eingeschränkt, und unter ihnen besonders für diejenigen mit begrenzten Ressourcen, niedrigem Einkommen und in nicht so wohlhabenden Ländern (Nordhues et al., 2021, 1914). Wie Covid-19 in Schwangerschaften interveniert, untersuchten Kingsley et al. (2021). Erschwert sei nunmehr der Zugang zu einer sicheren Schwangerschaftsunterbrechung – mit der Folge vieler unerwünschter Geburten – und Schwangerschaftsverhütung – mit der Folge von Toten wegen unsachgemäßer Abtreibung und komplizierter Geburten (Cousins, 2020; Paremoer et al., 2021; Leach et al., 2021). Zu den Schadenserwartungen gehören: mehr Schwangerschaften bei Minderjährigen, resultierend aus einem Anstieg des sexuellen Missbrauchs und der riskanten Sexpraktiken einschl. des Kaufsexes (Azevedo et al., 2021).

Wie kann nun mit der Zerklüftetheit in manchen dieser Bilder zu den Corona-Folgen umgegangen werden? Vielleicht stellen viele dieser Studien nicht die richtigen Fragen, wenn sie am tradierten Wieviel oder Wie-gut festhalten, an abzählbaren Standards. Andere Dimensionen müssten angesprochen werden. So wurde einmal gefragt, ob sich im Verlauf der Pandemie die Partnerpräferenz verändert habe; anscheinend überprüften sich vor allem Singles in diesem Punkt, weil die neue Situation allgemein verunsicherte (Alexopoulos et al., 2021).

Eine weitere Möglichkeit, die Verwirrung aufzulösen, besteht darin, die gemeldeten Veränderungen nicht allzu ernst zu nehmen. Niemand rechnet mit einer Verstetigung der Lockdownstrategie. Die entstandenen Irritationen im sexuellen Handeln könnten daher ephemere sein. Einige der in Italien beobachteten Veränderungen bildeten sich nach dem Ende des Lockdowns zurück (Sansone et al., 2021b, 296). Auch MSM kehrten zu der Sexualaktivität zurück, wie sie vor der Pandemie bestanden hatte (Kumar et al., 2021; Adam et al., 2021). An der amerikanischen Westküste hatten sich die gemeldeten Fälle einer Geschlechtskrankheit zunächst vermindert und vermehrten sich danach zum vorherigen Stand (vgl. Berzkalns et al., 2021). Die Wiederherstellung des Status-quo-ante verhindert eine unangebrachte Aufregung.

Schlechtes und Gutes im Wechselspiel

Derzeit findet jeder Geschlechtsverkehr im Schatten der Hiobsbotschaften zu Corona statt. Befürchtungen und Ängste haben viele ergriffen; nicht alle entschlüsseln die Präventionsgebote in einer sexuell handhabbaren Weise. Entweder verzichten sie dann ganz auf die als ‚lebensbedrohend‘ angesehenen Begegnungen, oder sie praktizieren mit dem Begleitgefühl der Unsicherheit. Erektiles oder orgasmisches Versagen dürften öfter als sonst die Folge sein, mit der weiteren Konsequenz, die eigene Funktionsfähigkeit infrage zu stellen. Dies diskutiert die interkulturell vergleichende Studie (Italien, Spanien und Iran) und gelangt zu negativ getönten Prognosen (Ibarra et al., 2020). Im gesamten Fachdiskurs zu Corona und Sexualität überwogen bei weitem die Befürchtungen. ‚Schlimmes gebiert Schlimmes‘ leitet als Grundidee die Thesenbildung an.

Wie zeigt sich der Trend, nach dem pandemisch Bösen zu fahnden? Eine Studie verzeichnet perinatale Gewalt (d.h. in der Schwangerschaftszeit) gegen die Intimpartnerin während der Pandemie – ohne frühere Vergleichsdaten vorgelegt zu haben (Muldoon et al., 2021). Die attribuierte Kausalität mit Corona steht auf hohlem Fuß. Gleichwohl behaupten die Autor*en – und berufen sich dabei auf andere –, die Pandemie verursachende Faktoren „extremen Stress, Unruhe und Angst – alles Faktoren, die das Risiko von Gewalt in der Partnerschaft er-

höhen können“. Dieses Deutungsmuster entspringt dem übergeordneten Axiom, wonach alles Sexuelle zunächst einmal auf seine problemgenerierenden Seiten abzuklopfen sei – neben der Realgefahr durch Covid-19 ein weiterer Grund für die Suche nach Risiken und Schäden.

Wenigstens nehmen Texte, in welchen kriminologische Aspekte angesprochen werden, bislang keinen allzu breiten Raum ein. Gassó et al. (2021) erwarteten, dass während des Lockdowns die Fälle von Sexting und Viktimisierung per Internet sich häufen könnten. Sie benutzen das Kürzel OSV, Online sexuelle Viktimisierung. Eine Befragung in Spanien bestätigte den Verdacht nicht. Gesundheit mit punitiven Mitteln zu erzwingen, darf als fragwürdig angesehen werden.

Glück im Unglück?

Nur wenige Diskurspartien bemühen sich, die Pandemie neben ihren negativen Seiten auch auf mögliche positive zu betrachten. Gibt es ein Glück im Unglück? Die Frage ist nicht zynisch, unterstellt sie doch den Menschen ein hohes Maß an Anpassungsfähigkeit und Kreativität. Im Folgenden werden solche Hinweise angeführt. Deren Menge darf allerdings nicht über den geringen Anteil am Gesamtkorpus des Diskurses täuschen; sie verdankt sich dem besonderen Augenmerk dieser Analyse.

Während des Lockdowns sanken die Zahlen sexuell übertragener Krankheiten (so Crane et al., 2021 für die USA). Dieser Effekt könnte teils auf einer Abnahme der Infektionen, teils auf einem Rückgang der Diagnosen beruhen (vgl. Berzkalns et al., 2021).

Wird eine rückgehende Häufigkeit gewohnter Sexualkontakte durch neue Varianten kompensiert? Das sagte ein nicht unerheblicher Teil der Befragten in einer US-amerikanischen Erhebung. Sie probierten aus: Sexting, neue Positionen und Sprechen über Phantasien; vor allem die Jüngeren und Alleinlebenden übten sich darin, und überwiegend hielten sie das für einen Fortschritt (Lehmiller et al., 2021). Nicht vergessen sei, dass auch in dieser Erhebung (Online, Schneeballsystem) jede zweite Antwort eine Verschlechterung bekundete. Der Einsatz von Werkzeugen (*tools and toys*) verändert Geschlechtsverkehr und Masturbation (Federici et al., 2021). Einige wollen in der Pandemie die Chance sehen, den schwulen Gelegenheitssex durch eine neue Kultur von Isolationssex zu ersetzen und dies auch den alten sowie behindert-queeren (*crip/queer*) Menschen in ethischer Form bereitzustellen (Thorneycroft & Nicholas, 2021, 109ff).

Die Corona-Situation beschleunigte die Digitalisierung zahlreicher Kommunikationen. Für geographisch getrennte Partner wurde als Gewinn die Möglichkeit bezeichnet, über das Internet, insb. per Webcam, die gemeinsame Sexualaktivität zu pflegen, dabei Hemmungen zu verlieren und das intime Handlungsrepertoire zu erweitern (Eleuteri & Terzitta, 2021).

Für ein Gesamtbild müssten Schatten und Licht zueinander in Beziehung gesetzt werden. Die negativen Gefühle, wie sie aus Angst und Depression herrühren, beeinflussen das sexuelle Interesse und die Zufriedenheit, führen sodann zu einer bewussteren Art des sexuellen Erlebens (Federici et al., 2021). Die Stimmung in intimen Angelegenheiten erschien gedrückt, sowohl hinsichtlich des Begehrens, das nun sich auf Phantasien beschränken musste, als auch hinsichtlich der faktischen Chance zu sexueller Aktivität. Gleichwohl sahen die Befragten in dieser italienischen Studie neue Möglichkeiten, ihre Sexualität auszudrücken, begleitet von einer Wiederentdeckung des Wertes von Zärtlichkeit und Affektivität und ferner eines klareren Bewusstseins ihrer sexuellen Bedürfnisse (Federici et al., 2021). Ähnlich wurde gefragt, ob sich einige der jetzt erfundenen Praktiken auf Dauer erotisieren lassen und ob denn Intimität nur in der körperlichen Begegnung liege (Schnepf & Probst, 2020).

Resümee

Neben den sexologischen Wortmeldungen haben die allgemeinen Wissenschaftsdisziplinen das Corona-Phänomen lebhaft kommentiert. Die Literatur ist auf eine kaum noch überschaubare Fülle angeschwollen. Inzwischen gibt es bereits mehrere Metaanalysen, beispielsweise allgemein über das Sexualleben (Delcea et al., 2021b), über Frauen (de Oliveira & Carvalho, 2021) und über Gesundheitsrisiken (Baral et al., 2021).

Die meisten der hier einbezogenen Studien sammelten ihr Material während einer kurzen Spanne, etwa in den drei Monaten zwischen März und Juni 2020, und erfragten – sofern überhaupt verglichen wurde – die Veränderungen gegenüber der vorherigen Zeit. Dies nützte der Gültigkeit der erhobenen Daten, denn die berichteten Veränderungen wurden aktuell erlebt und nicht aus einer verblasenden Erinnerung hervorgeholt. Andererseits konnte es sich um eine passagere Reaktion auf den plötzlichen Kontaktverlust handeln, um eine Anpassung an eine vorübergehende und nicht dauerhafte Situation. Die festgestellten Effekte waren zwar coronabedingt, sie müssen sich aber nicht verstetigen. Gleichwohl bedeutete die Corona-Zeit, dass Handlungsroutinen durchbrochen und Entdeckungen gemacht werden konnten. Die Sexualität der Postcorona-Gesellschaft ist ein zukünftiges Forschungsthema.

Diskurslücken werden konstatiert hinsichtlich der sexuellen Gesundheit von Frauen und der von Sexarbeiter_innen (Kumar et al., 2021). Während der Pandemie sollten positive Botschaften zur sexuellen Gesundheit ergehen, weil so die schädlichen Folgen einer Selbstisolation abgemildert werden; die Botschaften sollten sich an die Personen mit der geringsten sexuellen Aktivität richten – diese Lehre zieht eine britische Studie aus der umfangreichen Erhebung zu Abstinenz bzw. Aktivität während des Corona-Lockdowns (Jacob et al., 2021b).

„Die Covid-19-Pandemie hat die am meisten herausfordernde globale Gesundheitskrise in einem Jahrhundert entfaltet“ (Singh et al., 2021). Begründet wird das mit der Ausbreitung über zahllose Länder, der riesigen Zahl infizierter Menschen und einer supranationalen Entwicklung der Impfstoffe. Aber finden sich in den Texten überraschende Resultate? Eigentlich nicht; die Sexualwissenschaft lief routiniert weiter. Das könnte darauf hindeuten, dass die Pandemie nicht das Jahrhundertereignis ist, als das sie aktuell gesehen wird.

Studien im mitteleuropäisch-deutschsprachigen Raum sind zögerlich angelaufen und verharren bislang (soweit bis Mitte 2021 veröffentlicht) in einem Stand von Problemformulierung und Allgemeintesen. Hingegen gibt es weltweit schon zahlreiche konkrete Forschungsergebnisse, die sich – sofern die soziokulturellen Verhältnisse einander gleichen – auch im Verbreitungsbereich der *Sexuologie* verwerten lassen. Die Kürze der Pandemiedauer bringt es mit sich, dass diese Erkenntnisse sich auf Erfahrungen aus der Jahresmitte 2020, also mit dem ersten Lockdown, beziehen. Zur Frage nach den Folgen von Covid-19 für das Sexualverhalten kündigen Zhang et al. (2021) eine Metaanalyse an, worin die zwischen November 2019 und April 2021 erschienene Literatur im Hinblick auf junge Frauen und Männer ausgewertet werden wird. Unser Thema wird also fortwährend ernstgenommen.

Ob sich die ermittelten Veränderungen verstetigen *oder* ob sich die vorherigen Reaktionsweisen völlig wiederherstellen, kann heute noch nicht beurteilt werden. Hier stehen zwei Deutungen einander gegenüber: Nach der einen verursachte die Pandemie nur eine Delle in der Verlaufsstatistik heute geübter Sexualformen; nach der anderen können die momentan zu machenden Erfahrungen nicht folgenlos bleiben. Ob sich die eine oder die andere Tendenz durchsetzt, dabei hat der sexualwissenschaftliche Fachdiskurs durchaus ein Wörtchen mitzureden.

Literatur

- Adam, P., Op de Coul, E., Zuilhof, W., Zantkuijl, P., Den Daas, C., De Wit, J., 2021. Changes in MDSM's sexual activity, PreP use, and access to HIV/STI testing during and after the first Dutch Covid-19 lockdown. *Sexually Transmitted Infections* 97 (Suppl. 1), A1–A186.
- Agarwal, M., Basumatary, S., Bhusan, D., Kumar Pati, B., 2021. Detection of severe acute respiratory syndrome corona virus 2 in cervicovaginal secretion of COVID-19-affected female: A prospective observational study from India. *SAGE Open Medicine* 9, 1–6.
- Alexopoulos, C., Timmermans, E., Sharabi, L.L., Roaché, D.J., Croft, A., Hall, E.D. et al., 2021. Settling down without settling: Perceived changes in partner preferences in response to COVID-19. *Journal of Social and Personal Relationships* 38 (6), 1901–1919.
- Augusti, E.M., Sætren, S.S., Hafstad, G.S., 2021. Violence and abuse experiences and associated risk factors during the COVID-19 outbreak in a population-based sample of Norwegian adolescents. *International Journal of Child Abuse & Neglect* 118, 105156. DOI:10.

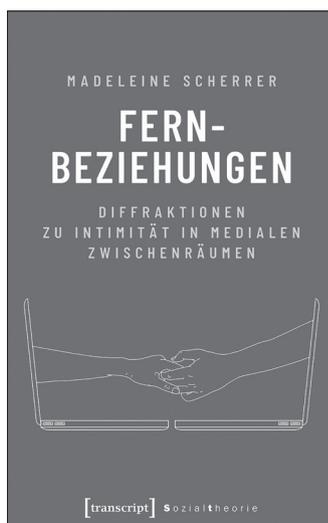
- 1016/j.chiabu.2021.105156
- Aversa, A., Jannini, E.A., 2020. COVID-19, or the Triumph of Monogamy? *Minerva Endocrinologica* 45 (2), 77f.
- Azevedo, J.P., Hasan, A., Goldemberg, D., Geven, K., Iqbal, S.A., 2021. Simulating the Potential Impacts of COVID-19 School Closures on Schooling and Learning Outcomes: A Set of Global Estimates. *The World Bank Research Observer*, lkab003. <https://doi.org/10.1093/wbro/lkab003>
- Baral, S., Amrita Rao, A., Olivier, J., Rwema, T., Lyons, C. et al., 2021. Competing Health Risks Associated with the COVID-19 Pandemic and Response: A Scoping Review. <https://doi.org/10.1101/2021.01.07.21249419>.
- Batra, K., Sharma, M., Batra, R., Pal Singh, T., Schvaneveldt N., 2021. Assessing the Psychological Impact of COVID-19 among College Students: An Evidence of 15 Countries. *Healthcare* 9 (2), 222. <https://doi.org/10.3390/healthcare9020222>
- Bendayan, M., Boitrelle, F., 2021. COVID-19: semen impairment may not be related to the virus. *Human Reproduction* 36 (7), 2063–2064.
- Berzkalns, A., Thibault, C.S., Barbee, L.A., Golden, M.R., Khosropour, C., Kerani, R.P., 2021. Decreases in Reported Sexually Transmitted Infections During the Time of COVID-19 in King County, WA. *Sexually Transmitted Diseases* 48 (8S), 44–49.
- Booker, C.L., Meads, C., 2021. Sexual Orientation and the Incidence of COVID-19: Evidence from Understanding Society in the UK Longitudinal Household Study. *Healthcare* 9 (8), 937. <https://doi.org/10.3390/healthcare9080937>
- Brotto, L.A., Jabs, F., Brown, N., Milani, S., Zdaniuk, B., 2021. Impact of COVID-19 Related Stress on Sexual Desire and Behavior in a Canadian Sample. *International Journal of Sexual Health*. <https://doi.org/10.1080/19317611.2021.1947932>
- Bulut, E.C., Ertaş, K., Bulut, D., Koparal, M.Y., Çetin, S., 2021. The effect of COVID-19 epidemic on the sexual function of healthcare professionals. *Andrologia* 53, e13971.
- Buspavanich, P., Lech, S., Lermer, E., Fischer, M., Berger, M. et al., 2021. Well-being during COVID-19 pandemic: A comparison of individuals with minoritized sexual and gender identities and cis-heterosexual individuals. *PLOS Digital Health*. <https://journals.plos.org/plosone/peerReview?id=10.1371/journal.pone.0252356.r002>
- Calvano, C., Engelke, L., Di Bella, J. et al., 2021. Families in the COVID-19 pandemic: parental stress, parent mental health and the occurrence of adverse childhood experiences. Results of a representative survey in Germany. *European Child + Adolescent Psychiatry*. <https://doi.org/10.1007/s00787-021-01739-0>
- Cito, G., Micelli, E., Cocci, A., Polloni, G., Russo, G.I. et al., 2021. The Impact of the COVID-19 Quarantine on Sexual Life in Italy. *Urology* 147, 37–42.
- Coombe, J., Goller, J., Bittleston, H. et al., 2021. Impact of COVID-19 hard lockdown measures on sexual behaviour in Victoria, Australia: findings from a national online survey. *Sexually Transmitted Infections* 97, A84–A85.
- Cousins, S., 2020. COVID-19 has ‘devastating’ effect on women and girls. *Lancet* 396, 301f. DOI:10.1016/S0140-6736(20)31679-2 pmid:32738942
- Crane, M.A., Popovic, A., Stolbach, A.I. et al., 2021. Reporting of sexually transmitted infections during the COVID-19 pandemic. *Sexually Transmitted Infections* 97, 101f.
- de Oliveira, L., Carvalho, J., 2021. Women’s sexual health during the pandemic of COVID-19: Declines in sexual function and sexual pleasure. *Current Sexual Health Reports*. <https://doi.org/10.1007/s11930-021-00309-4>
- De Vries, D., Zimmerman, H., Drückler, S. et al., 2021. Motives and barriers for complying with ‘sexual distancing’ among MSM during the first COVID-19 pandemic lockdown, a qualitative study. *Sexually Transmitted Infections* 97, A73–A74.
- Delcea, C., Baruh, I., Hunor, M., 2021a. Sexual Life During Covid-19. *International Journal of Advanced Studies in Sexology* 3 (1), 20–25.
- Delcea, C., Chirilă, V.-I., Săucea, A.-M., 2021b. Effects of COVID-19 on sexual life – a meta-analysis. *Sexologies* 30 (1), e49–e54. <https://www.ncbi.nlm.nih.gov/pmc/articles/PMC7744015/>
- Döring, N., Walter, R., 2020. Wie verändert die COVID-19-Pandemie unsere Sexualitäten? Eine Übersicht medialer Narrative im Frühjahr 2020. *Zeitschrift für Sexualforschung* 33 (2), 65–75.
- Duarte, M., Pereira, H., 2021. The Impact of COVID-19 on Depressive Symptoms through the Lens of Sexual Orientation. *Brain Sci* 11 (4), 523.
- Edelman, N., Nutland, W., Witzel, T. et al., 2021. COVID-19 anxiety and sexual behaviour among male and gender-diverse people who have sex with men (MGDPSM) during England’s first lockdown. *Sexually Transmitted Infections* 97, A173.
- Eleuteri, S., Terzitta, G., 2021. Sexuality during the COVID-19 pandemic: The importance of Internet. *Sexologies* 30 (1), e55–e60.
- Europol, 2020. Catching the Virus – Cybercrime, Disinformation and the Covid-19 Pandemic. https://www.europol.europa.eu/sites/default/files/documents/catching*the*virus*cybercrime*disinformation*and*the*covid-19*pandemic*0.pdf
- Federici, S., Lepri, A., Castellani Mencarelli, A., Zingone, E., De Leonibus, R. et al., 2021. The sexual experience of Italian adults during the COVID-19 lockdown. <https://doi.org/10.31234/osf.io/s9muj>
- Gassó, A.M., Mueller-Johnson, K., Agustina, J.R., Gómez-Durán, E.L., 2021. Exploring sexting and online sexual victimization during the COVID-19 pandemic lockdown. *Int J Environ Res Public Health* 18, 6662.
- Gouvernet, B., Bonierbale, M., 2021. COVID-19 lockdown impact on cognitions and emotions experienced during sexual intercourse. *Sexologies* 30 (1), e9–e21.
- Guo, L., Zhao, S., Li, W. et al., 2021. Absence of SARS-CoV-2 in semen of a COVID-19 patient cohort. *Andrology* 9 (1), 42–47.
- Hatzler, L., 2021. Disruptive Effekte der COVID-19-Pandemie auf soziale und sexuelle Beziehungen als Risikofaktor für die mentale und körperliche Gesundheit. *Journal für Reproduktionsmedizin und Endokrinologie* 18 (1), 25–28.
- He, Y., Wang, J., Ren, J., Zhao, Y., Chen, J., Chen X., 2021. Effect of COVID-19 on male reproductive system – a systematic review. *Front Endocrinol (Lausanne)* 12, 677701.
- Heimann, T., Ewert, J., Metzner, F. et al., 2021. Medizinischer Kinderschutz während des Corona-Lockdowns. *Monatsschrift Kinderheilkunde* 169 (4), 346–352.
- Hillis, S.D. et al., 2021. Global minimum estimates of children affected by COVID-19-associated orphanhood and deaths of caregivers: a modelling study. *The Lancet* 398 (10298), 391–402.
- Hoyt, L.T., Cohen, A.K., Dull, B., Maker Castro, L., Yazdani, N., 2021. ‘Constant stress has become the new normal’: stress and anxiety inequalities among U.S. college students in the time of COVID-19. *Journal of Adolescent Health* 68 (2), 270–276.
- Ibarra, F.P., Mehrad, M., Di Mauro, M. et al., 2020. Impact of the COVID-19 pandemic on the sexual behavior of the population. The vision of the east and the west. *Int Braz J Urol* 46 (suppl 1), 104–112.
- Jacob, L., Smith, L., Butler, L., Barnett, Y. et al., 2020a. Challenges in the Practice of Sexual Medicine in the Time of COVID-19 in the United Kingdom. *Journal of Sexual Medicine* 17 (7), 1229–1236.
- Jacob, L., Smith, L., Butler, L., Barnett, Y. et al., 2020b. COVID-19 social distancing and sexual activity in a sample of the British Public.

- Journal of Sexual Medicine 19, 100345.
- Jongen, V.W., Zimmermann, H.M.L., Boyd, A., Hoornenborg, E., van den Elshout, M.A. et al., 2021. Transient changes in preexposure prophylaxis use and daily sexual behavior after the implementation of COVID-19 restrictions among men who have sex with men. *Journal of Acquired Immune Deficiency Syndromes* 87 (5), 1111–1118.
- Kammholz, M., 2021. Sexualität in Zeiten der Coronakrise. *Jahrbuch Sexualitäten* 2021, 15–32.
- Katz, C., Cohen, N., 2021. Invisible children and non-essential workers: Child protection during COVID-19 in Israel according to policy documents and media coverage. *Child Abuse Negl.* 116 (Teil 2), 104770.
- Kingsley, J.P., Kingsley, P., Kumaresan, V.J., Sathiakumar, N., 2021. The changing aspects of motherhood in face of the COVID-19 pandemic in low- and middle-income countries. *Maternal and Child Health Journal* 25 (1), 15–21.
- Kohls, E., Baldofski, S., Moeller, R., Klemm, S.-L., Rummel-Kluge, C., 2021. Mental health, social and emotional well-being, and perceived burdens of university students during COVID-19 pandemic lockdown in Germany. *Frontiers in Psychiatry* 12, 643957. DOI: 10.3389/fpsy.2021.643957
- Krahé, B., 2021. Corona und die junge Generation: Ein sozialpsychologischer Blick. *Public Health Forum* 29 (1).
- Kumar, N., Janmohamed, K., Nyhan, K. et al., 2021. Sexual health (excluding reproductive health, intimate partner violence and gender-based violence) and COVID-19: A scoping review. *Sexually Transmitted Infections*. DOI: 10.1136/sextrans-2020-054896
- Leach, M., MacGregor, H., Scoones, I., Annie Wilkinson, 2021. Post-pandemic transformations: How and why COVID-19 requires us to rethink development. *World Development* 138, 105233.
- Lehmiller, J.J., Garcia, J.R., Gesselman, A.N., Mark, K.P., 2021. Less sex, but more sexual diversity: changes in sexual behavior during the COVID-19 Coronavirus pandemic. *Leisure Sciences* 43 (1/2), 295–304.
- Lindemann, G., 2020. Die Ordnung der Berührung. Velbrück, Weilerswist.
- Luetke, M., Hensel, D., Herbenick, D. et al., 2020. Romantic relationship conflict due to the Covid-19 pandemic and changes in intimate and sexual behaviors in a nationally representative sample of American adults. *J Sex Marital Therapy* 46 (8), 747–762.
- Lyons, M., Brewer, G., 2021. Experiences of intimate partner violence during lockdown and the COVID-19 pandemic. *Journal of Family Violence*. <https://doi.org/10.1007/s10896-021-00260-x>
- Lupton, D., Willis, K. (Hg.), 2021. *The COVID-19 Crisis: Social Perspectives*. Routledge, London.
- Marmet, S., Wicki, M., Gmel, G., Gachoud, C., Bertholet, N., Studer, J., 2021. Sexual minority orientation is associated with greater psychological impact due to the COVID-19 crisis – evidence from a longitudinal cohort study of young Swiss men. <https://psyarxiv.com/xg94c/>
- Mendes, C., Pereira, H., 2021. Assessing the Impact of COVID-19 on Work-Related Quality of Life through the Lens of Sexual Orientation. *Behavioral Sciences* 11 (5), 58.
- Merrill, K.A., William, T.N., Joyce, K.M., Roos, L.E., Protudjer, J.L., 2021. Potential psychosocial impact of COVID-19 on children: a scoping review of pandemics and epidemics. *Journal of Global Health Reports* 4, e2020106.
- Mollaioli, D., Sansone, A., Ciocca, G. et al., 2021. Benefits of Sexual Activity on Psychological, Relational, and Sexual Health During the COVID-19 Breakout. *J Sex Med* 18 (1), 35–49.
- Moore, S.E., Wierenga, K.L. et al., 2021. Disproportionate Impact of the COVID-19 Pandemic on Perceived Social Support, Mental Health and Somatic Symptoms in Sexual and Gender Minority Populations. *Journal of Homosexuality* 68 (4), 577–591.
- Moshrefi, M., Ghasemi-Esmailabad, S., Ali, J. et al., 2021. The probable destructive mechanisms behind COVID-19 on male reproduction system and fertility. *Journal of Assisted Reproduction and Genetics* 38 (7), 1691–1708.
- Muldoon, K.A., Denize, K.M., Talarico, R. et al., 2021. COVID-19 and perinatal intimate partner violence: a cross-sectional survey of pregnant and postpartum individuals in the early stages of the COVID-19 pandemic. *BMJ Open* 11, e049295. DOI:10.1136/bmjopen-2021-049295
- Myles, D., Duguay, S., Dietzel, C., 2021. #DatingWhileDistancing. In: Lupton, D., Willis, K. (Hg.), *The COVID-19 Crisis: Social Perspectives*. Routledge, London, 79–89.
- Nestler, S., 2021. Erektile Dysfunktion als Folge der COVID-19-Pandemie. *Uro-News* 25 (6), 10f.
- Noland, C.M., 2021. Negotiating Desire and Uncertainty on Tinder During the COVID-19 Pandemic: Implications for the Transformation of Sexual Health Communication. *Cyberpsychology, Behavior, and Social Networking* 24 (7), 488–492.
- Nordhues, H.C. et al., 2021. COVID-19 Gender Disparities and Mitigation. Recommendations: A Narrative Review. *Mayo Clinic Proceedings* 96 (7), 1907–1920.
- Ogrodniczuk, J.S., Rice, S.M., Kealy, D., Seidler, Z.E., Delara, M., Oliffe, J.L., 2021. Psychosocial impact of the COVID-19 pandemic: a cross-sectional study of online help-seeking Canadian men. *Postgraduate Medicine*. DOI: 10.1080/00325481.2021.1873027
- Özlü, İ., Özlü, Z.K., Kiliç, T., Demir, Z.Y., Apay, S.E. et al., 2021. Was the quality of sexual life affected during the COVID-19 pandemic? *The American Journal of Family Therapy*. DOI: 10.1080/01926187.2021.1941418
- Papadopoulos, V., Li, L., Samplaski, M., 2021. Why does COVID-19 kill more elderly men than women? Is there a role for testosterone? *Andrology* 9 (1), 65–72. DOI: 10.1111/andr
- Paremoer, L. et al., 2021. Covid-19 pandemic and the social determinants of health. *BMJ* 372, n 129.
- Pornhub, 2020. Coronavirus insights. <https://www.pornhub.com/insights/corona-virus>.
- Quinn, K.G., Walsh, J.L., John, S.A. et al., 2021. 'I feel almost as though I've lived this before': Insights from sexual and gender minority men on coping with COVID-19. *AIDS and Behav* 25, 1–8.
- Rodrigues, D.L., Balzarini, R.N., Zoppolat, G., Slatcher, R.B., 2021. Individual motives for security influence sexual activity during the COVID-19 pandemic. <https://doi.org/10.31234/osf.io/eutp2>
- Rose, S.B., Garrett, S.M., McKinlay, E.M. et al., 2021. Access to sexual healthcare during New Zealand's COVID-19 lockdown: cross-sectional online survey of 15–24-year-olds in a high deprivation region. *BMJ Sexual & Reproductive Health*. DOI: 10.1136/bmj-srh-2020-200986
- Rothmüller, B., Wiesböck, L., 2021. *Intimität, Sexualität und Solidarität in der COVID-19 Pandemie*. Wien: Sigmund Freud Privatuniversität.
- Rotter, D., Doebler, P., Schmitz, F., 2021. Interests, motives, and psychological burdens in times of crisis and lockdown: Google trends analysis to inform policy makers. *Journal of Medical Internet Research* 23 (6), e26385.
- Sansone, A., Mollaioli, D., Limoncin, E., Balercia, G., Jannini, E.A., 2021a. 'Mask up to keep it up': Preliminary evidence of the association between erectile dysfunction and COVID-19. *Andrology* 9 (4), 1053–1059.
- Sansone, A., Mollaioli, D., Cignarelli, A., Ciocca, G., Limoncin, E. et al., 2021b. Male Sexual Health and Sexual Behaviors during the first

- national COVID-19 lockdown in a Western country: a real-life, web-based study. *Sexes* 2, 293–304.
- Sansone, A., Mollaioli, D., Ciocca, G., Limoncin, E., Colonnello, W. et al., 2021c. Addressing male sexual and reproductive health in the wake of COVID-19 outbreak. *Journal of Endocrinological Investigation* 44 (2), 223–231.
- Santos, G.-M., Ackerman, B., Howell, S., 2021. Economic, mental health, HIV prevention and HIV treatment impacts of COVID-19 and the COVID-19 response on a global sample of cisgender gay men and other men who have sex with men. *AIDS and Behavior* 25 (2), 311–321.
- Schnepf, M., Probst, U., 2020. Thinking sex in times of Corona: a conversation. <http://www.somatosphere.net/2020/thinking-sex-in-times-of-corona-a-conversation.html/>
- Schröder, J., Bruns, E., Schoon, W., Briken, P., Schöttle, D., 2021. Veränderungen sexueller Interessen und Erfahrungen während der COVID-19-Pandemie. Eine qualitative Inhaltsanalyse. *Psychotherapeut* 66, 233–239.
- Selvaraj, K., Ravichandran, S., Krishnan, S., Kanjirassery Radhakrishnan, R., Manickam, N., Kandasamy, M., 2021. Testicular atrophy and hypothalamic pathology in COVID-19. *Reproductive Sciences*. <https://doi.org/10.1007/s43032-020-00441-x>
- Seymen, C.M., 2021. The other side of COVID-19 pandemic: Effects on male fertility. *Journal of Medical Virology* 93 (3), 1396–1402.
- Sharma A.P., Sahoo, S., Goyal, K. et al., 2021. Absence of SARS-CoV-2 infection in the semen of men recovering from COVID-19 infection: An exploratory study and review of literature. *Andrologia* 53 (8). DOI: 10.1111/and.14136
- Shephard, N., 2021. Covid-19, Gender und Digitalisierung. Expertise für den Dritten Gleichstellungsbericht der Bundesregierung. Berlin. www.dritter-gleichstellungsbericht.de
- Singh, R., Kang, A., Luo, X. et al., 2021. COVID-19: Current knowledge in clinical features, immunological responses, and vaccine development. *The FASEB Journal* 35, e21409.
- Szuster, E., Kostrzevska, P., Pawlikowska, A. et al., 2021. Mental and sexual health of Polish women of reproductive age during the COVID-19 pandemic. An online survey. *Sexual Medicine* 9.
- Thornycroft, R., Nicholas, L., 2021. Queer and crip temporalities during COVID-19. Sexual practices, risk and responsibility. Queer and crip temporalities during COVID-19. In: Lupton, D., Willis, K. (Hg.), 2021. *The COVID-19 Crisis: Social Perspectives*. Routledge, London, 103–114.
- Trapphoff, T., Gutknecht D., Kienast, K., Baston-Büst, D.M., Nordhoff, V., 2021. COVID-19 im ART-Labor. *Journal für Reproduktionsmedizin und Endokrinologie* 18 (1), 33–37.
- Tur-Kaspa, I., Tur-Kaspa, T., Hildebrand, G., Cohen, D., 2021. COVID-19 may affect male fertility but is not sexually transmitted: a systematic review. *F&S Reviews* 2 (2), 140–149.
- Winwood, J.J., Fitzgerald, L., Gardiner, B. et al., 2021. Exploring the social impacts of the COVID-19 pandemic on people living with HIV. *AIDS and Behavior*. <https://doi.org/10.1007/s10461-021-03300-1>
- Yüksel, B., Ozgor, F., 2020. Effect of the COVID-19 pandemic on female sexual behavior. *International Journal of Gynaecology and Obstetrics* 150 (1), 98–102.
- Zhang, Q., Lu, H., Li, F. et al., 2021. The impact of COVID-19 on sexual behaviors of young women and men: A protocol for systematic review and meta analysis. *Medicine (Baltimore)* 100 (8), e24415.

Autor

Dr. phil. Professor em. Rüdiger Lautmann, Lindauer Str. 7, 10781 Berlin, homepage: www.lautmann.de,
e-mail: lautmannhh@aol.com



Madeleine Scherrer

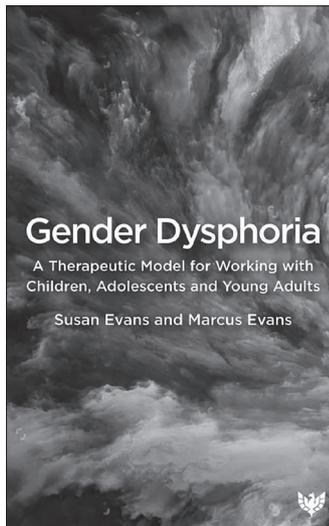
Fernbeziehungen

Diffractionen zu Intimität in medialen Zwischenräumen

transcript Verlag 2021

ca. 328 Seiten, kart., 45 €, open access

Fernbeziehungen reproduzieren nicht nur normalisierte Vorstellungen von Intimität, sondern stellen sie zugleich infrage. Madeleine Scherrer erforscht, wie Frauen in Fernbeziehungen von vergeschlechtlichten Erfahrungen und Erwartungen berichten. Anhand theoretischer Ansätze zu Raum und Medialität zeigt sie auf, wie Fernbeziehungen als produzierte und sich überlagernde mediale Zwischenräume fungieren. Mit Rückgriff auf Karen Barads Methode der Diffraction dekonstruiert sie normalisierte Intimitätsvorstellungen und hegemoniale dualistische Denkweisen



Susan Evans, Marcus Evans

Gender Dysphoria: A Therapeutic Model for Working with Children, Adolescents and Young Adults

Phoenix Publishing House 2021

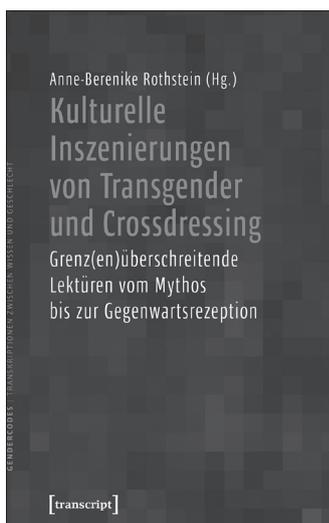
272 Seiten, kart., 33,95 \$

In recent years, there has been an explosion in the number of children and young people who diagnose themselves as gender dysphoric, or trans. In the UK, and worldwide, there is a growing tendency to refer them on to 'specialist' gender services almost as soon as they express any confusion or distress about their biological sex or gender identity. Due to the rapidly rising numbers and various pressures on the system, patients are increasingly likely to be offered life-altering medication and/or surgical treatments, often with little exploration of their emotional world.

As so little is yet known or understood regarding this increase in gender incongruent patients, it seems precipitous to proceed onto physical treatments before any assessment work is undertaken. Many who present as gender dysphoric have complex needs with comorbid problems such as autism, histories of abuse or trauma, social phobias, depression, eating disorders, and other mental health symptoms. Therefore, all aspects of the individual's life deserve thorough assessment and therapeutic work.

This book is aimed primarily at clinicians working in the field to provide a model for understanding, assessing, and treating gender dysphoria. The model uses a psychoanalytic framework to help explain disturbed states of mind and how psychic defences can be enlisted unconsciously to avoid overwhelming psychic pain. This offers professionals a way of trying to think with, and offer understanding to, their trans identifying clients. Clinical examples are given to illustrate these processes and promote the understanding of transgender children, adolescents, and young people and their internal worlds, their thinking, and their interpersonal relationships. As well as clinical exploration and understanding, the book includes an overview of the current political, social, and clinical environments which have all impacted on the clinical care of trans identifying individuals.

As well as professional and trainee clinicians, this book might also prove useful to parents, other professionals, and possibly the gender dysphoric person too.



Anne-Berénike Rothstein (Hg.)

Kulturelle Inszenierungen von Transgender und Crossdressing

Grenz(en)überschreitende Lektüren vom Mythos bis zur Gegenwartsrezeption

transcript Verlag 2021

274 Seiten, kart., 40 €

Geschlechterinszenierungen haben eine lange Geschichte, die sich sowohl in literarischen als auch in künstlerischen und medialen Umsetzungen und Verhandlungen von Transgender und Crossdressing zeigt. Auf der Grundlage aktueller Forschungsansätze aus der Geschlechterforschung und Kulturtheorie befassen sich die Beiträge des Sammelbandes mit diesen Inszenierungen von der Antike bis zur Gegenwart. Damit liefern sie einen innovativen Überblick, der grenzüberschreitende und transkulturelle Lektüren ermöglicht: vom Venus-Mythos über Shakespeares Dramen und Mozarts »Don Giovanni« zu Woolfs »Orlando« und Gabriel Baur's »Venus Boyz«.

Zwischen Lustanreizungen und Biopolitik – Der Coronadiskurs und die Widersprüche des modernen Sexualdispositivs

Tino Heim

Between the Stimulation of Pleasure and Biopolitics – The Corona Discourse and the Contradictions of the Modern Sexual-Dispositive

Abstract

Wherever sex and sexualities have been discussed within the Corona discourse, the focus was not only laid on considerations concerning hygiene-policy, but also on the importance of stimulating sexual pleasure under pandemic conditions. Within the mass media as well as in health authority guidelines, expectations became clear, that sexual pleasure could not only promote the immune system and general health conditions, but would also help to stabilize overburdened close relationships and to compensate for various psychosocial and socio-economic deprivations and stresses. In addition to self- and cybersex, this also applied to various interaction practices under conditions of physical presence. Compared to other contact restrictions in the time of the lockdowns, this ostentatiously liberal attitude towards sexual contacts seems astonishing. This article first works out the peculiarities and characteristics of corresponding discourses on a descriptive level. The findings are then analyzed in the broader contexts of the constitution and regulation of sex in modern society, whereby genealogical aspects are considered as well as questions of functional-analysis. Following neo-Marxist and post-structuralist theoretical perspectives, the problems, expectations, functions and contradictions associated with sex and sexualities are discussed in the context of social relations of production and power. Finally, the question is asked, which general contradictions of the modern sexual-dispositive become increasingly visible in the pandemic-induced state of emergency.

Keywords: Critical discourse analysis, Corona, Biopolitics, Health prevention, Sexual pleasure, Self sex, Neosexual revolution, Normalism

Zusammenfassung

Wo in Corona-Diskursen über Sex und Sexualitäten gesprochen wird, spielt neben naheliegenden hygienepolitischen Erwägungen auch die gezielte Anreizung sexueller Lust eine

ausgeprägte Rolle. In den Massenmedien aber auch in gesundheitsbehördlichen Leitlinien werden dabei Erwartungen deutlich, dass die Lust nicht nur die Immunabwehr und die allgemeine Gesundheit fördern könne, sondern auch helfe, überlastete Nahbeziehungen zu stabilisieren sowie diverse psychosoziale und sozioökonomischen Deprivationen und Belastungen auszugleichen. Das betrifft neben Self- und Cybersex auch diverse Interaktionspraktiken unter physisch Anwesenden, wobei die ostentativ liberale Haltung gegenüber sexuellen Kontakten im Vergleich zu sonstigen Kontaktbeschränkungen in der Zeit des Lockdowns erstaunlich scheint. Der Artikel arbeitet zunächst Eigentümlichkeiten und Charakteristika entsprechender Diskurse auf einer deskriptiven Ebene heraus. Die Befunde werden dann unter genealogischen und funktionsanalytischen Gesichtspunkten in breitere Kontexte der Konstitution und Regulation des Sex in der modernen Gesellschaft eingeordnet. Im Anschluss an neomarxistische und poststrukturalistische Theorieperspektiven werden die mit Sex und Sexualitäten verbundenen Bezugsprobleme, Leistungserwartungen, Funktionen und Widersprüche im Kontext gesellschaftlicher Produktions- und Machtverhältnisse diskutiert. Abschließend wird gefragt, welche grundsätzlichen Widersprüche des modernen Sexualdispositivs im pandemiebedingten Ausnahmezustand gesteigert sichtbar werden.

Schlüsselwörter: Kritische Diskursanalyse, Corona, Biopolitik, Gesundheitsprävention, Lust, Selfsex, Neosexuelle Revolution, Normalismus

Einleitung

Ein breites mediales Bereden von Sex und Sexualitäten unter Pandemie-Bedingungen bilden seit dem ersten Lockdown einen eigenen Diskursstrang im Coronadiskurs, der mit weiteren zentralen Diskurssträngen und Themen eng verflochten ist – etwa mit Gesundheit, Resilienz, Beziehungsleben und vielschichtigen sozioökonomischen Problemlagen. Was auf den ersten Blick nur als (oft skurriler) Nebenschauplatz der Debatten erscheint, macht genauer betrachtet wie unter einem Brennglas zentrale Funktionen und Widersprüche des modernen Sexualdispositivs und seiner gesellschaftlichen Kontexte sichtbar. Dabei bieten die im pandemiebedingten Ausnahmezustand auf den Sex gerichteten Aussagen, Anru-



Abb. 1: Papp-Plakat in Bremen-Schwachhausen (Illustration zu Seiring, 2020)

fungen und Anreizungen in Inhalt und Form kaum Neues oder Überraschendes. Weit davon entfernt, eine ‚verborgene Wahrheit‘ ans Licht zu bringen, zeigt der Coronadiskurs eher die Neuaufführung oder oft auch den operativen Leerlauf altbekannter sexualitätsbezogener Konzepte, Vorstellungen, Erwartungen, Phantasmen, Hoffnungen und Ängste. Trotzdem oder gerade deshalb verrät er einiges über generelle Konstitutionsbedingungen von Sex und Sexualitäten in einer Gesellschaft, in der entsprechende Problemfelder auch unter ‚Normalbedingungen‘ in vielfältigen Formen eine Zentralstellung gewonnen haben und zum Objekt zahlloser Regulations-, Optimierungs- und Kontrollambitionen geworden sind. Sex figuriert in der Pandemie einmal mehr als zentraler Fluchtpunkt multipler Sehnsüchte und Begehrensformen, als elementarer Kitt für stets fragile Intimbeziehungen, als Schlüsselement der biologisch-sozialen Reproduktion, als Zielscheibe medizinisch-therapeutischer Eingriffe und Ratschläge sowie als Ansatzpunkt der generellen Steigerung von Gesundheit, Wohlbefinden und Lebensqualität. In all diesen Bedeutungsfeldern ist der Sex auch ein zentraler Bezugspunkt für Wirtschaft, Politik und Massenmedien – ob als profitable Ware, individueller Identitätsanker oder kollektives Phantasma, ob eingebettet in Semantiken romantischer Liebe, in den nüchternen Funktionalismus biopolitischer Optimierungsforderungen oder als profaner Kick in der konsumistischen Suche nach neuen Erlebnissen, gerade in einer erlebnisarmen Zeit (vgl. Abb. 1).

In diesem Kontext zeichnet der folgende Beitrag (1) wichtige Topoi, Deutungsmuster, und Kollektivsymboliken des sexualitätsbezogenen Diskursstrangs im ersten und zweiten Lockdown nach und macht sie (2) zum Gegenstand einer systematischen sozialwissenschaftlichen Analyse. (3) werden die Befunde dafür in generelle Konstitutions- und Konstruktionsbedingungen von Sex und Sexualitäten im Funktionsgefüge moderner Gesellschaften eingeordnet, um abschließend (4) an einem herausgehobenen Diskursfragment einige diesbezügliche Widersprüche und Paradoxien zu verdeutlichen.

Gegenstand der Analyse sind dabei ausdrücklich nur die semantisch-diskursive Ebene und die Ebene gesellschaftsstruktureller Funktionslogiken und Widersprüche. Aussagen über die ‚wirkliche‘ sexuelle Praxis unter Pandemiebedingungen können hingegen nicht getroffen werden.¹

„#StayHomeAndFuck“? Sex im Lockdown – zwischen Entzugsängsten, Aufrufen zum gemeinwohlorientierten Exzess und ambivalenten Realitäten

Für eine nicht erst seit 2008 von sich zuspitzenden strukturellen Verwertungskrisen gezeichnete Weltwirtschaft (vgl. Heim 2017a) wirkte der zweimalige Corona-Lockdown generell als Brandbeschleuniger schwelender Krisendynamiken, förderte tiefe Konjunkturerinbrüche und verstärkte sozio-ökonomische Polarisierungen (vgl. Heim, 2020). Zu den wenigen ökonomischen Krisengewinnern zählte neben der Pharmabranche v.a. die Sexindustrie. Der Zugriff auf Pornoseiten explodierte ebenso wie der Absatz von Kondomen und Sextoys. Für das Produktsegment der Vibratoren berichteten *Satisfyer* und *EIS.de* von Umsatzsteigerungen bis zu 300 Prozent (Goddemeier, 2021). Auch jüngere Marktsegmente für Sexrobotik und ‚appgefahrte Organismen‘ verheißende Toys, bei denen Partner_innen via Smartphone Vibrationsrhythmen etc. fernsteuern, erlebten wahre Höhenflüge. Konsequenter transformierte der Online-Shop *Amorelie* im März 2020 die Mahnung *#StayTheFuck-Home* in ein aufmunterndes *#StayHomeAndFuck* und forderte im so betitelten „Manifest“, aus der Corona-Herausforderung mehr zu machen: „Etwas, das uns zusammenbringt. Und uns zusammen kommen lässt.“² Für langfristige Resonanzen des Aufrufs sprach, dass der Umsatz von *Amorelie* im zweiten Lockdown den im ersten Lockdown nochmals um 170 % übertraf.

Mediale Thematisierungen von Sexualität im ersten Lockdown zeichneten mit Seitenblick auf Singles in der Dating-Blockade (selbst *Tinder* riet von analogen Treffen ab) zwar auch düstere Bilder, die sich auf die Formel „Social Distancing=Sex-Entzug!“ bringen ließen. Dennoch überwog auch beim Sex der

¹ Einerseits fallen diesbezüglich relevante Befunde im Coronadiskurs (wie zu zeigen ist) uneindeutig und ambivalent aus. Andererseits ist die Ebene der Praxis für Diskursanalysen oder auch in Interviews stets nur indirekt zugänglich. Dass diese Stellung der Praxis als Leerstelle im blinden Fleck der Beobachtung ein generelles Problem sozialwissenschaftlicher Analysen von Sexualitäten ist, diskutieren u.a. Lautmann, 2012, Lewandowski, 2021. Letzter unterbreitet einen Vorschlag, wie (für non-kommerzielle Zwecke produzierte) Amateurpornographie im Rahmen qualitativer Analysen konkretere Praxisaufschlüsse ermöglichen kann.

² <https://magazin.amorelie.de/stay-home-and-fuck/>

Rat, „die Krise als Chance“ zu sehen, denn „Träume und Gedanken kennen keine Schranken“ (Killmann, 2020). Der Leiter der dänischen Gesundheitsbehörde forderte hingegen mehr als Träume: „Sex ist gesund. Die Gesundheitsbehörde setzt sich für Sex ein“ und „natürlich muss man in Zeiten von Corona auch Sex als Single praktizieren“.³ Anders als Belgien, das der Bevölkerung explizit mehrere ‚Knuffelkontakte‘ zugestand, wenn diese nicht gleichzeitig zu Besuch sind, riet die Homepage der deutschen Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung *Liebesleben.de* zwar (ohne Zahlenangaben) zu „versuchen, die Anzahl der Sexpartnerinnen [...] zu verringern“ oder in Pandemiezeiten „eine feste Sexbeziehung“ zu erwägen, empfahl den Bürger_innen aber zugleich, diesen „größeren Einschnitt in ihr Liebesleben“ auch als Chance, sich ganz auf die „eigene Sexualität zu fokussieren“. Denn „auch Sex mit sich selbst kann spannend, lustvoll und reizvoll sein. Du kannst deinen Körper entdecken und herausfinden, was dir wie am besten gefällt, ob du beispielsweise Sextoys magst.“⁴

Generell entzog sich kein Medium der Verantwortung, die Bevölkerung ausführlich zu informieren, wie und wo jede_r nun Hand anlegen sollte.⁵ Da „Orgasmen jetzt besonders wichtig“ seien, rief *Bild* die Massen schon am 23.3.2020 zur „Selbstbefriedigung gegen Corona“ auf: „Wer selbst Hand anlegt, baut nicht nur Stress ab, sondern stärkt auch das Immunsystem – während der Corona-Krise kann uns das allen zugutekommen.“⁶ Den kleinen individuellen Dienst am Gemeinwohl propagierten auch das *SZ-Magazin* (vgl. Wagner, 2020) oder der *Deutschlandfunk*, der zwecks Infektionsschutz zudem zu mehr „Cyber-Sex“ riet.⁷ Neben der Stärkung der Immunabwehr galten ausgiebige lustbetonte Eigenkörperexperimente auch als archimedischer Punkt des Ausgleichs sonstiger psychosozialer Deprivationen. Schließlich schütten „auch Selbstberührungen das Bindungshormon Oxytocin aus“ und beim Orgasmus sorgen „Dopamin und Endorphine für Entspannung“. Sex schweiße dadurch zusammen, während Onanie helfe, „fehlende Berührungen zu kompensieren und Stress abzubauen“. Beides werde nun „eine wichtige Ressource“: Wer „Sex aktiv gestaltet, erlebt sich als handelnd, ist also selbstwirksam“, was helfe, mit dem „Kontrollverlust umzugehen“, der alle anderen Lebensbereiche treffe (Hombach, 2020).

³ <https://www.stern.de/gesundheit/daenische-gesundheitsbehoerde-sagt-ja-zu-sex-waehrend-der-corona-pandemie---auch-fuer-singles-9233392.html>

⁴ <https://www.liebesleben.de/corona/corona-und-sex/>

⁵ Vgl. exemplarisch neben den verwiesenen Quellen der Ratgeber: *Sex und Coronavirus – das solltet Ihr beachten!* (<https://magazin.amorelie.de/sex-und-coronavirus/>) oder Ratschläge beim Portal: <https://www.womens-health.de/love/corona-die-besten-sex-tipps/>

⁶ <https://www.bild.de/unterhaltung/erotik/erotik/selbstbefriedigungsolo-sex-gegen-corona-orgasmen-sind-jetzt-besonders-wichtig-69515138.bild.html>

⁷ <https://www.deutschlandfunknova.de/beitrag/cybersex-die-liebe-in-zeiten-des-coronavirus>

Am konsequentesten riet das *Zeitmagazin* seiner alternden sozialliberalen Leserschaft, Onanie-Scham durch „Masturbation-Pride“ zu ersetzen, um „stolz zu sagen: Ja, ich masturbiere!“ Es gelte ein Mittel zu feiern, das ganz ohne Nebenwirkungen wie „Antidepressiva“ oder „Ecstasy“ wirke und uns „immun macht gegen Einsamkeit, schlechte Laune und Existenzängste“. Ob bei erzwungener „Kurzarbeit“, beim „Bangen“, wann „Ihr Antrag auf Corona-Soforthilfe genehmigt“ wird, oder wenn alle „Aufträge und Einnahmen wegbrechen“, sei das der „kleine Luxus, den sich jeder leisten kann“. Statt auf Staatshilfe zu warten, gelte in Corona-Notlagen: „Helfen Sie sich für’s Erste selbst. Masturbieren macht glücklich, dauert nicht länger als ein Spaziergang um den Block und ist [...] so leise, dass Sie im Homeoffice weder Nachbarinnen noch [...] Familie stören.“ Unter dem Motto „Selbstbefriedigung ist Selbstermächtigung“ figuriere Selfsex zudem als ultimativer Fluchtpunkt eines allgemeinen Empowerment, da sich Subjekte hier (gegen alle Restriktionen und Deprivationen) noch als autonom erleben dürfen: Es „ist Ihre Entscheidung, ob Sie beim Masturbieren lieber liegen oder sitzen, duschen oder im eigenen Garten stehen.“ Und egal wie lang der Lockdown dauert, gebe es stets Neues zu entdecken: „Stellen Sie sich dabei Kerzen auf oder strangulieren Sie sich, wenn Sie das mögen [...]. Benutzen Sie Ihr liebstes Sexspielzeug. Recherchieren Sie, welches Sie gern hätten [...]. Machen Sie ein Ritual daraus: Masturbieren Sie [...] jeden Abend [...] als Gutenachtkuss, den Sie sich selbst geben und schlummern Sie zufrieden weg [...], über die Pandemie können Sie sich wieder Sorgen machen, wenn Sie aufwachen.“ (Seydack, 2020)

Jungakademiker_innen bei *Zeit Campus* suchten unterdessen mehr als nur effiziente Selbstentlastung im Eigenhandbetrieb. Sex galt hier zum einen als existenzialistisches Exerzium zur Selbstversicherung des Überlebens in der Pandemie: „Wer Sex hat, der atmet, schwitzt und schmeckt noch. Wer Sex hat, der lebt!“ Andererseits verheiße der Lockdown die Renaissance romantischer Paarbeziehungen. Da Corona „fremde Mündler zu Sperrzonen macht“ und zugleich alle „Gründe – oder Ausreden – für wenig Sex“ (Stress, Zeitmangel) entkräftete, seien Paare „vom Glück geküsst – und zwar mit Zunge“: Wer alle „Waffen gegen Lustlosigkeit“ mobilisiere, wer „Angst und Druck“ überwinde und „Neugierde und Abwechslung“ ins Bett bringe, könne „Sex ganz neu erleben. Man kann sich erotische Geschichten erzählen, zusammen Pornos schauen, Analsex, Bonding oder Rimming ausprobieren, über alte Affären reden, sich [...] Zeit nehmen, um den Körper des anderen in aller Ruhe zu erforschen, massieren, fingern, lecken, blasen [...]. Man muss es nur machen.“ (Herriger, 2020)

Auch *Womens’ Health* mahnte, die Isolation mit möglichst häufigem und vielfältigem Sex zu füllen: Ob „lang und langsam“ im Bett (endlich „Sex ohne Hektik“) oder „schnell und schmutzig“ im Homeoffice: „Nie waren die Zeiten besser, während der Arbeitszeit schnellen, direkten Sex zu haben. Zählt es einfach als Pause.“ Ob mit neuen Toys oder auf alten Möbeln

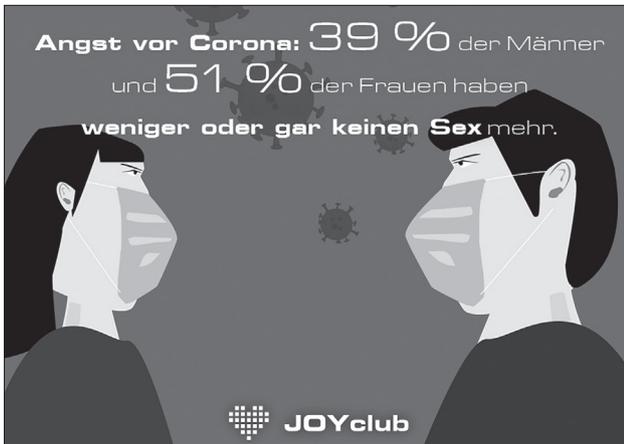


Abb. 2: Triste Realitäten. Ergebnisse einer Umfrage der Erotik-Community JOYclub (Quelle: obs/JOYclub)

(„hier auf der Couch oder dort auf dem Tisch“), dank Corona „bieten sich Paaren viel mehr Gelegenheiten“⁸

Dass die häusliche Seuchengemeinschaft ein Garten der Lüste würde, ließ sich unter der Orakelschlagzeile „Sex-Experte sicher: Weihnachten kommt der Baby-Boom“ auch mit biomechanischen Kausalketten unterlegen. Das Virus versetzt zunächst in den „Angstmodus, es kommt zum Adrenalin-Ausstoß“. Als „Gegenwirkung“ schütete der Körper aber mehr Dopamin aus, was die Libido steigere. Der „Drang nach Sex“ bewirke beim eingeschlossenen Paar ganz automatisch „ein fantasievolleres und exzessiveres Liebesleben“. Da sich Menschen im „Dopaminrausch [...] wie auf Kokain“ verhalten, vergäßen sie die Verhütung oder wollten bewusst Kinder, da „Dopamin [...] optimistischer“ stimme. Immerhin wusste der „Sex-Experte“, dass soziale Probleme die biologische Kausalität mitunter stören – freilich nur, damit diese dann umso sicherer greife, denn jeder Konflikt „lädt zum Versöhnungssex ein“ (Wilms, 2020).

Intimität im „Ausnahmezustand“?

Die graue Realität hatte die Gleichung *Ausnahmezustand = mehr Sex* freilich schon öfter durchkreuzt. Schon 1965 blieb nach dem *Great Northeastern Blackout* der erwartete Babyboom aus: „Offenbar fallen die Leute nicht übereinander her, nur weil es kurz dunkel ist“ (Nowotny, 2020). Auch der erste Lockdown führte de facto zum Rückgang der Zeugungsaktivität, so dass die Geburtenraten im Winter 2020/21 niedriger ausfielen, um erst im Frühjahr (also neun Monate nach der Corona-Sommerpause) wieder leicht zu steigen (vgl. Backhaus, 2021, 16). Und anders als in den feuchten Kausalräumen mancher ‚Sexpert_innen‘ führte häusliche Isolation in realen Beziehungen statt in den Sex-Exzess oft an Belastungs-

grenzen oder darüber hinaus. Nicht umsonst war die Zunahme von Konflikten, häuslicher Gewalt, psychosozialen Pathologien und Trennungen ebenfalls ein mediales Dauerthema in anderen Informationssparten. Wo Sex-Expert_innen solche Tatsachen streiften, war das jedoch oft nur Anlass, um als (wenig überraschende) Lösung wieder „so viel Sex wie möglich“ (Seiring, 2020) zu empfehlen.

Gerade der Umstand, dass die zitierten Beiträge oder auch der „Corona-Survival-Guide für Ihre Beziehung“ (Büttner & Stockrahm, 2020) eine derartige Flut an Sex-Tipps aufboten, um die Arbeit an der eigenen Lust und den verbleibenden Nahbeziehungen zu stimulieren, ließ sich in diesem Kontext eher als Indiz für deutliche Ambivalenzen des Sexlebens im Ausnahmezustand deuten. Für Paare in funktionierenden Beziehungen und in relativ privilegierten Klassenlagen mochte Isolation eine quantitative und qualitative Steigerung sexueller Aktivitäten begünstigen. Vieles sprach aber auch für negative Effekte auf das Sexleben breiterer Gruppen. Generell ergab eine Umfrage der Erotik-Community *JOYclub* unter 1.000 der 3,5 Millionen Mitglieder, dass unter den Befragten 39 % der Männer und 51 % der Frauen im Lockdown weniger oder gar keinen Sex mehr hatten (vgl. Abb. 2).

Die *Deutsche Gesellschaft für Mann und Gesundheit* (DGMG) verwies mit Sorge auf eine Studie, derzufolge unter 71 % der Befragten, die im Homeoffice arbeiten, also „mehr Zeit für Sex“ hätten, ein ungewöhnlich hoher Anteil von 40 % an Erektionsschwäche leide, und ordnete lusthemmende Corona-Effekte in Langfristrends rückläufiger Sex-Frequenzen ein: 31–40jährige Männer hätten 1973 im Durchschnitt noch 10,3 Mal im Monat koitiert. Diese Quote sei schon „2003 auf 4,9 Mal gesunken. Derzeit liege sie sogar bei nur noch 3,9“. Selbstverständlich mahnte auch die DGMG, gerade jetzt nicht noch weiter zu erschlaffen, da „dem Sexleben in diesen schwierigen Zeiten eine besondere Bedeutung zukommt“⁹

Jenseits pauschaler Generalisierungen einzelner Positiv- oder Negativeffekte auf das Intimleben, zeigten erste größere Studien ein binnendifferenziertes Bild. Angaben von (in der bereinigten Stichprobe) 2.569 Befragten in Deutschland und Österreich im November/Dezember 2020 zeigten, dass sexuelle und romantische Beziehungen (wo das möglich war!) tatsächlich intensiviert und vertieft wurden – auch zum Ausgleich der Einbrüche in freundschaftlichen und beruflichen Beziehungen (Rothmüller & Wiesböck, 2021, 7–17). Partnerschaften fungierten einmal mehr als ‚sicherer Hafen‘ in unsicheren Zeiten und konnten im Lockdown durchaus einen Qualitätszuwachs erfahren.¹⁰

⁹ Vgl.: <https://uroforum.de/dgmg-corona-krise-belastet-auch-das-sexleben-der-deutschen/>

¹⁰ Immerhin 70 % der Befragten, die mit Partner_in im selben Haushalt leben, gaben an, „die Zeit miteinander zu genießen“. Befragte in verbindlichen Partnerschaften, Ehen oder am Beziehungsanfang berichteten zu 70 % von „mehr Vertrauen und Geborgenheit“ in der Beziehung. 60 % der monogamen Paare und 64 % der frisch Verliebten erlebten „längere

⁸ <https://www.womenshealth.de/love/corona-die-besten-sex-tipps/>

Ebenso zu verzeichnen war aber auch eine Zunahme an Belastungen, Konflikten, Depressionen, Gewalt und Vereinsamung (vgl. ebd., 29–34). Zudem betraf die Intensivierung nicht primär die sexuelle Beziehungsdimension. Hier berichteten vielmehr 30 %, dass ihre „Lust auf Partnersex“ deutlich verringert sei. 53 % verzeichneten keine Veränderung, nur 17 % eine Steigerung. Auch die Experimentierfreude blieb hinter medialen Imaginationen zurück.¹¹ Deutlich häufiger wurden negative Auswirkungen verzeichnet: „Jede*r Fünfte war [...] so gestresst, dass er*sie keine Zeit für [...] Sexualität hatte.“ 23 % berichteten generell „weniger Zeit für Sex“ zu haben, weitere 21 % erlebten dies „manchmal“. 16 % äußerten sich erleichtert, dass in der Pandemie zumindest „niemand von ihnen erwartete, ein aktives Sexleben zu führen“, bei Befragten ohne Beziehung waren dies sogar 30 % (ebd., 28).

Mehr Sex oder eher neues Nähebedürfnis?

Obwohl also „mehr als die Hälfte der Befragten“ ein „neues Nähebedürfnis“ entwickelte – und zwar v.a. in Form einer „Entzugerscheinung“, gerade weil „Berührungsdeprivation sehr stark und verbreitet“ war (ebd., 25f)¹² – implizierte das *nicht* die beschworene Steigerung der Libido oder gar der praktizierten Sexualität. Ausgelebt wurden Nähebedürfnisse eher in Gesprächen oder in vermehrtem Kuschneln¹³ – letzteres im Übrigen oft mit Haustieren (vgl. ebd., 26, 18). Vor allem aber betrafen Befunde einer Intensivierung oder Verbesserung des (nicht notwendig sexuellen) Beziehungslebens nur jene 55 % der Befragten, die in verbindlichen monogamen, heterosexuellen Beziehungsformen lebten. Weit ambivalenter zeigte sich die Situation für Singles, aber auch für Menschen in komplexen oder LGBTQ+ Beziehungen. Für die 14 % der Befragten in komplexen Beziehungen (5 % Polyamor, 4 % Affären o.ä. neben einer Hauptbeziehung, 5 % mit „kompliziertem“ Beziehungsstatus) führte der Lockdown zu deutlichen Einschränkungen, Belastungen, Beziehungsabbrüchen und sozialen Diskriminierungserfahrungen.¹⁴ Noch stärker betraf

das LGBTQ+ Personen, für die ‚Communities of Care‘ generell auch wichtige Funktionen psychosozialer Unterstützung und sozioökonomischer Solidarität erfüllen: 42 % der bisexuellen und 39 % der lesbischen bzw. schwulen Befragten „hatten im zweiten Lockdown gar keinen Kontakt mehr zu Menschen aus einer Community, die sich zu sexueller und geschlechtlicher Vielfalt austauscht“. Auch 32 % der trans* oder nicht-binären Personen und 20 % der offen polyamor Lebenden hatten jeden Kontakt zu solchen Peers verloren. Mit deutlichen Einschränkungen konfrontiert waren auch Singles, Menschen in Wohngemeinschaften¹⁵ oder als Risikogruppen behandelte Berufsguppen im Care-Bereich.

Solche ambivalenten Befunde änderten nichts daran, dass das mediopolitische Imaginäre auch im zweiten Lockdown irritationsresistent dominant um Phantasmen generell luststeigernder Corona-Effekte kreiste. Exemplarisch übernahmen zahlreiche Medien im Februar 2021 mit leichten Variationen eine DPA-Meldung unter Titeln wie: „Experten: Paare haben besseren Sex dank Corona“¹⁶ oder „Mehr und besserer Sex: Was der Lockdown mit Paaren macht“.¹⁷ Ausgangspunkt war jeweils die von Empirie unbefleckte Behauptung des Psychotherapeuten und „Beziehungsexperten“ Wolfgang Krüger: „Grundsätzlich ist es so, dass in dieser Lockdown-Zeit mehr miteinander geschlafen wird“. Frei nach dem sexologischen Grundgesetz mehr=besser begründet dies dann die Pi-mal-Daumen-Prognose: „Wir rechnen damit, dass die Sexualität bei über 50 Prozent der Paare besser wird.“ Empirisch belegt werde die „Tendenz – wenn auch in geringeren Zahlen“ – durch eine unveröffentlichte Studie an der Hochschule Merseburg, in der lediglich 16 % der befragten Männer angaben, ihre allgemeine *partnerschaftliche* Situation habe sich durch Corona verbessert – eine eher dünne Basis für die titelgebende Generalaussage des ‚besseren Sex‘. Zeit-Online bemerkte zudem, dass die „finanzielle und räumliche Situation“ sowie Bildung oder Beziehungsqualität eine Rolle spiele.¹⁸ Die in der Pandemie auf segensreiche Wirkungen gesteigerter sexueller Verrichtungsquoten gerichteten mediopolitischen Erwartungen wurden durch empirische Befunde also permanent frustriert. Wohl auch deshalb wiederholten sich im zweiten Lockdown

und tiefere Gespräche im Lockdown“. Menschen in Langzeitbeziehungen stimmten zu 76 % der Aussage zu, dass „ihr*e Partner*in die beste Person für eine Isolation ist“ (Rothmüller & Wiesböck, 2021, 23).

- 11 16 % probierten neue Sexstellungen, 14 % Analstimulation, 15 % setzten eine sexuelle Fantasie um (vgl. ebd., 28).
- 12 Erwartungsgemäß traf das Singles am stärksten: Für 45 % von ihnen lag die letzte Umarmung mehr als 3 Monate zurück. Nur 14 % waren zufrieden mit dem Maß an Berührungen in der Pandemie (ebd., 26).
- 13 Qualitative Einzelporträts von hetero-, homo- und bisexuellen sowie polyamoren Beziehungen bei Backhaus (2021, 16–29) stützten solche quantitativen Befunde. Gerade in der Pandemie als besonders intensiv und erfüllend geschätzte Beziehungen zeigen einen stress- und belastungsbedingten Rückgang sexueller Aktivitäten.
- 14 Nur 32 % trafen weiter mehrere Beziehungspersonen. 11 % berichten von gänzlichen Kontaktabbrüchen, 10 % weitere davon sich von

Beziehungspersonen sozial distanziert zu haben. Zudem stieg bei Kontakten zu mehreren Personen der Aufwand für Abstimmungen innerhalb des Polyküls (vgl. ebd., 22). 21 % der Polyamoren berichteten zudem von Diskriminierungen v.a. in Form einer verstärkten Moralisierung mehrerer sexueller Kontakte in der Pandemie.

- 15 In 25 % der WGs waren Besuche externer Partner_innen „nur in Ausnahmefällen oder gar nicht“ geduldet. 16 % der in WGs Lebenden, konnten nicht selbst entscheiden, „wann sie wen privat treffen“ (ebd., 18).
- 16 <https://www.zeit.de/news/2021-02/05/experten-paare-haben-besseren-sex-dank-corona>
- 17 <https://www.morgenpost.de/vermishtes/article231488373/Mehr-und-besserer-Sex-Was-der-Lockdown-mit-Paaren-macht.html>
- 18 <https://www.zeit.de/news/2021-02/05/experten-paare-haben-besseren-sex-dank-corona>

die Belehrungen und Mahnungen, die mehr Sex im Dienste der Volksgesundheit als erste Bürger_innenpflicht erscheinen ließen.¹⁹

Diskurs- und gesellschaftsanalytisch von weit größerem Interesse als der angedeutete ‚Faktencheck‘ ist allerdings die Frage, warum Phantasmen einer kriseninduzierten Hypersexualisierung und Erklärungen des Sex zum wichtigen Bezugspunkt der Krisenbearbeitung so verbreitet sind. Um diese zu beantworten, müssen die skizzierten Auffälligkeiten im Coronadiskurs in breitere Kontexte der Konstruktion und Funktion des Sex in der modernen Gesellschaft eingeordnet werden.

Konstruktion und Funktion des Sex in der kapitalistisch-normalistischen Moderne

Die im Coronadiskurs deutlich gewordenen Erwartungen, dass komplexe Problemlagen und psychosoziale Belastungen über den spezifischen Eingriffspunkt des Sex bearbeitet werden könnten, haben komplexe historisch-gesellschaftliche Voraussetzungen. Damit die Anreizung und Steigerung sexueller Lust und möglichst häufiger und variationsreicher Sex als eigenständige Ultima Ratio individueller und kollektiver Krisenbearbeitung erscheinen können, sind einerseits erhebliche Freiräume und Gelegenheitsstrukturen für ein breites Spektrum akzeptierter lustzentrierter Sex-Praktiken erforderlich, was historisch erst mit der Auflösung der Ständeordnung möglich wurde.²⁰ Andererseits müssen an das eigenlogische, ausdifferenzierte und autonomisierte Problemfeld der Sexualität weitere gesellschaftliche Funktions- und Leistungserwartungen gekoppelt sein. Letzteres wird im Folgenden theoriegeleitet im Kontext einer Umstellung der Gesellschaftsstruktur vom Primat stratifikatorischer auf ein Primat funktionaler Differenzierung verortet, bei dem aber Bezugsprobleme, die sich aus der kapitalistischen Wirtschaftsform ergeben, eine strukturelle Dominanz gewinnen. Zum Management der Widersprüche und Krisendynamiken, die der Wirtschaftsform und ihrem Verhältnis zu politischen, kulturellen, sozialen und ökologischen Funktionslogiken und -erfordernissen immanent sind, haben sich dabei

spezifische Formen dynamischer Regulation herausgebildet, die einem (noch zu erläuternden) Konzept Jürgen Links (1997) folgend als normalistische Dispositive gefasst werden.²¹

Seit der ‚diskursiven Explosion‘ um den Sex, die Foucault (1983, 23) für das 19. Jh. konstatierte und explizit in den Kontext einer ‚Abstimmung der Menschenakkumulation mit der Kapitalakkumulation‘ und der ‚Anpassung des Bevölkerungswachstums an die Expansion der Produktivkräfte und die Verteilung des Profits‘ (ebd., 136f) stellte, gewann der Sex eine historisch einmalige Zentralstellung. Die diskursive und kollektivsymbolische sowie die biotechnisch-medizinische Produktion des Sex, sexualisierter Körper, Begehrens- und Beziehungsformen und entsprechender Welt- und Selbstverhältnisse wurden so ein wesentliches Moment der Reproduktion und Regulation soziokultureller, ökonomischer und politischer Verhältnisse, die durch spezifische politische Technologien und ausdifferenzierte Marktsegmente für sowohl reproduktions- als auch lusttechnische Warenangebote (vgl. Heim & Schrage, 2021) gestützt werden.

Sex wird dabei im Schnittpunkt dreier gesellschaftlicher Bezugsprobleme konstituiert. Er ist (1) mit basalen Reproduktionsfunktionen gekoppelt, was biopolitische Problemfelder von Fortpflanzung, Gesundheit, Lebenserwartung etc. ebenso umfasst wie soziokulturelle und ökonomische Arrangements, in die die Reproduktion eingebettet ist. Hier ist Sex (2) eng mit der vergeschlechtlichen Arbeitsteilung insbesondere zwischen im kapitalistischen Sinne ‚produktiven‘ (d.h. warenförmigen und profitorientierten) und reproduktiven Arbeiten verbunden. Zugleich ist Sex eng an die diese Arbeitsteilung stabilisierenden und legitimierenden Beziehungsformen gekoppelt. Diese beruhen auf um binäre Schemata von männlich/weiblich organisierten kapitalistischen Geschlechterverhältnissen und entsprechenden soziokulturellen Formen wie der Kernfamilie und der romantischen Liebe, die eine Abwälzung unprofitabler und nicht vollständig warenförmig organisierbarer Reproduktionsaufgaben auf die Ausbeutung weiblicher Gratarbeitskraft garantieren.²² Letzteres steht in Widerspruch zu ökonomischen Imperativen, auch weibliche Lohnarbeit frei und gleich zu verwerten, sowie zu bürgerlichen Gleichheitspostulaten. Kapitalistische Geschlechterverhältnisse sind aufgrund solcher konstitutiven Widersprüche stets fragil und erfordern auch als Gegenstand emanzipatorischer Kämpfe permanent Rejustierungen und Neubegründungen.

¹⁹ Neben vielen anderen Beiträgen ließ u.a. die LVZ unter dem Titel ‚Sex-Papst des Ostens: Lust und Liebe helfen gegen Corona‘, den so titulierte Professor Kurt Starke erklären ‚warum Sex gerade in der Corona-Krise so wichtig ist‘, wobei die explizite Erwähnung des Wohnsitzes ‚Zeuckritz bei Oschatz‘ wohl die spezifische Ausrichtung auf das ostdeutsche Publikum unterstützen sollte.

²⁰ Solange die gesellschaftliche Reproduktion der Produktions- und Herrschaftsordnung nicht nur qua Endogamie-Regeln unmittelbar mit der biosozialen Reproduktion verschränkt war, blieb eine starre stratifikatorische Verregelung legitimer, fortpflanzungsbezogener Beziehungen eine Basis der gesamten Gesellschaftsstruktur.

²¹ Vgl. zu den hier nur angedeuteten gesellschaftsstrukturellen Hintergründen sowie zu Gemeinsamkeiten und Differenzen der hier primär verwendeten poststrukturalistischen und neomarxistischen Theorieinstrumente zu systemtheoretischen Beobachtungen: Heim, 2013, v.a. 265–421 und 467–537.

²² Vgl. zu den Geschlechterverhältnissen als sine qua non kapitalistischer Produktion u.a. Scholz, 2000. Vgl. zur Funktion der romantischen Codierung von Intimität als Komplementärform und Voraussetzung der Kommodifizierung, Rationalisierung und Ausdifferenzierung anderer Lebensbereiche auch Luhmann, 1982.

Auch in diesem Kontext ist (3) die Arbeit an Lust und Begehren ein zentraler Bezugspunkt der Konstitution des Sex. Gegen freudomarxistische Thesen, ein ursprünglicher Sex werde im Kapitalismus durch Verbote und Sanktionen unterdrückt und sublimiert, zeigten u.a. die engen Kopplungen von ‚sexueller Revolution‘ und kommerzieller ‚Sexwelle‘ um 1968, wie stark kapitalistische Dynamiken positiv auf der Einpflanzung, Entfesselung, Entgrenzung und Funktionalisierung von Lust und Begehren beruhen.²³ Gerade beim Sex konstituiert der Kapitalismus dabei Anreize und eröffnet Freiräume, von denen frühere Epochen nicht einmal träumten. Aber anders als etwa Sigusch meint, nicht nur, weil es „für den Gang der kapitalistischen Gesellschaft belanglos ist, was die Individuen sexuell tun“ (2005, 186). Vielmehr ist entgrenzter Sex auch systemrelevant – ob für die Expansion profaner Absatzmärkte oder zur Produktion und Inklusion von mit den Produktionsverhältnissen kompatiblen Subjektivitäten. Normative Einschränkungen von Praktiken und Begierden sind für die Kapitalverwertung mit ihren Akkumulations-, Konkurrenz- und Wachstumszwängen v.a. zu überwindende Grenzen, hinter denen potenzielle Produktions- und Marktsegmente, potenzielle Produzierende und Konsumierende mit potenziellen Fähigkeiten und Bedürfnissen warten.

Dem Verhältnis der Bezugsprobleme des Sexualdispositivs sind unauflösbare Widerspruchs- und Konfliktspannungen eingeschrieben. So erfordert z.B. eine *produktivistische*, auf quantitative und qualitative Optimierung der Reproduktion zielende Biopolitik Maßnahmen der Geburtenkontrolle, Hygiene und Gesundheitsprävention, die sexuelle (Selbst-) Kontrolle, also eine Begrenzung und Kanalisierung sexueller Begehrens-, Praxis- und Beziehungsformen nahelegen. Gegenläufig dazu zielen *konsumistische* Welt- und Selbstverhältnisse auf expansive Steigerung der Häufung, Dichte und Intensität der Erlebnisse, fordern also die stete Ausweitung der Gelegenheitsstrukturen und die Entgrenzung der Möglichkeitsräume gesteigerter Lust (vgl. Heim & Schrage, 2021, 46ff). Solche Spannungen können nicht aufgelöst, sondern nur in dynamischen historischen Funktions- und Sozialarrangements prozessiert werden.

In diesem Kontext sind sexuelle Praktiken, Identitäten und Beziehungsformen wichtige Bezugspunkte sowie Experimentierfelder für regulative Orientierungen und Strategien eines *Normalismus* (i.S. von Link, 1997), der (statt gesellschaftliche Verhältnisse und Subjekte an fixen präskriptiven Normen auszurichten) temporäre Grenzen zwischen dem ‚Geradenoch-‘ und ‚Schon-nicht-mehr-Normalen‘ auf Ortungen statistisch normalverteilter Ereignisse und Praktiken bezieht. Exemplarisch ist die Rolle der Kinsey-Reporte zur statistischen Normalverteilung zuvor als ‚abnorm‘ ausgegrenzter sexueller Praxen für deren moralische und juristische Normalisierung. Historisch ist der *Normalismus* eng mit den unregelmäßig, stets Risiken des ‚Crashens‘ implizierenden Wachstumskurven des modernen Kapitalismus verkoppelt, die er dynamisch zu moderieren sucht, ohne sie dauerhaft zu blockieren.²⁴ Dabei sind die beiden normalistischen Hauptstrategien eng mit der Genealogie des Sexualdispositivs verschaltet.

Der ältere (ins 19. Jh. zurückgehende und im NS kumulierende) Protonormalismus setzt zur Optimierung des ‚Volkskörpers‘ und zur Vermeidung degenerativer Denormalisierung auf stabile Normalitätsgrenzen mit engen Toleranzzonen. Exemplarisch sind etwa Maßnahmen der Sozial- und Rassenhygiene, die disziplinarische Dressur der Subjekte, zu Stigma-Grenzen verstärkte enge Normalitätsgrenzen und im Grenzfall ‚Ausmerzungen‘ der ‚Anormalen‘ implizierten. Auch jenseits radikaler eugenischer Konsequenzen gingen dabei die enge Kopplung des Sex an die biosoziale Reproduktionsinstitution der heterosexuellen Kernfamilie sowie entsprechende Sittlichkeitsvorstellungen mit dem Ausschluss breiter Praktiken, Orientierungen und Gruppen einher. Das barg enorme Konfliktpotenziale und Risiken dysfunktionaler Überregulationen kommodifizierbarer Bedürfnisse. Der Protonormalismus tendiert mithin zum Aufstauen gesellschaftlicher Dynamiken, erhöht Risiken für ‚Deichbrüche‘ und fördert Rückzüge hinter ‚Fassadennormalitäten‘ (z.B. das Verbergen pluraler Sexualitäten hinter der Fassade der Normalfamilie vor dem ‚Deichbruch‘ der Kinsey-Reporte). Die Intransparenz der Praktiken und Begierden beschränkt dann die Möglichkeiten der ökonomischen Nutzung und politischen Steuerung.

²³ Alltagsweltliche und konsumkulturelle Verschränkungen sowie strukturelle Analogien und funktionelle Homologien zwischen Kapitalakkumulation und Lustprinzip – etwa im alle Schranken der einfachen Reproduktion überschreitenden rastlosen Streben nach dem Mehr(wert) – betonte in jüngerer Zeit etwa Žižek (1992). Systematisch analysiert hatte sie Baudrillard (2015) in seinem noch neomarxistischen Frühwerk (vgl. zur Aktualität dieses Ansatzes: Heim, 2015). Lange zuvor hatte die genealogische Verbindung von Lust und Kapitalismus bereits Sombart (1924) betont. Foucault (1983) sprach daher von der „Ironie“ eines Sexualitätsdispositivs, das uns glauben mache, „daß es darin um unsere ‚Befreiung‘ geht“, während das „Begehren nach Sex: ihn zu haben [...], ihn zu befreien“, seit dem 19. Jh. zu den „wesentlichsten Funktionsprinzipien“ der Formen von Disziplinar- und Bio-Macht zählen, die „ein unerlässliches Element der Entwicklung des Kapitalismus“ waren (ebd., 153, 150).

²⁴ Vgl. u.a. Link, 2013, 210ff. Das meint aber keine ökonomische Ableitbarkeit. Historisch emergierten normalistische Strategien zunächst im Kontext staatlich-administrativer, medizinischer, militärischer und wissenschaftlicher Bezugsprobleme. Insofern trägt der *Normalismus* dem generellen „Dominantenwechsel“ von der stratifikatorischen zur funktionalen Differenzierung um 1800 Rechnung und bildet ein „interdiskursives und interpraktisches Kopplungs-Dispositiv“ (Link, 2018, 227–236). Unter Bedingungen ausdifferenzierter, füreinander unerreichbarer Systeme ermöglicht dies zwar keine ‚Reintegration‘, macht aber Semantiken und Techniken verfügbar, die für die wissenschaftliche, ökonomische, rechtliche und v.a. politische Kommunikation sowie für den massenmedialen Interdiskurs wechselseitige Bezugnahmen zumindest im Sinne einer Steuerung zweiter Ordnung erlauben.

Flexibler Normalismus und erweiterte Möglichkeiten der Normalisierung diversifizierte Sexualitäten

Der *Flexible Normalismus*, für den sich erste Ansätze schon in der ‚Belle Époque‘ um die Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert und nochmals verstärkt in den ‚goldenen‘ 1920er Jahren fanden, der aber erst nach 1945 in hegemonialen kapitalistischen Industrienationen zur dominanten Strategie wurde, zielt hier – gegenläufig zu protonormalistischen Bemühungen um die dauerhafte Fixierung von Normalitätsgrenzen – auf flexible (d.h. stets nur temporäre und verschiebbare) Grenzziehungen mit möglichst breiten Toleranz-Zonen. Seine soziopolitische und ökonomische Inklusionskraft verdankt sich dem Zulassen und Anreizen vielfältiger Verhaltensweisen, Praktiken, Begierden und Orientierungen sowie einer Toleranz für massenhafte Experimente im Austesten erweiterbarer Normalitätsgrenzen. Das erlaubt eine politische Einhegung der Belange vielfältiger Gruppen und Minderheiten innerhalb etablierter politisch-ökonomischer Institutionen.

Exemplarisch ist etwa die ‚Homoehē‘, die eine der Heteroehē vergleichbare sozioökonomische, kulturelle und rechtliche Absicherung staatlich anerkannter Paarbeziehungen erlaubt, was zugleich schwerer kontrollierbaren, potentiell subversiven subkulturellen Solidarisierungen und Selbstorganisationsformen den Boden entzieht.

Zugleich kommen pionierartige Vorstöße in der Erkundung ungewöhnlicher Praktiken auch der Marktinnovation und der Erschließung neuer, kommerziell verbreitungsfähiger Bedürfnisse entgegen. Hier erweisen sich (fast) alle einst stigmatisierten Begierden als „normalisierbare Sexualitäten“ (Heim et al., 2021). Ausgenommen ist davon praktizierte Pädosexualität, die der Leitfiktion konsensualer Sexualität (als letztem Moralkriterium in sexuellen Fragen) offenkundig widerspricht und alle sonst negierten asymmetrischen, destruktiven und gewaltförmigen Aspekte sexueller Beziehungen gesteigert sichtbar macht.²⁵ Diesseits dieser letzten Grenze gel-

²⁵ Dass Pädosexualität jenseits der notwendigen strafrechtlichen und therapeutischen Behandlung ein (auch massenmediales) Stigma bleibt, hängt auch damit zusammen, dass ihre offenkundig problematischen Formen (Asymmetrie, Missbrauch, Ausnutzung von Abhängigkeiten, strukturelle und physische Gewalt) auch die generelle Situation von Kindern in der modernen Gesellschaft oder von Frauen in weiter patriarchal strukturierten heterosexuellen Normalbeziehungen prägen, dort jedoch verdrängt werden. Pädosexualität ist so nicht nur ein behandlungsbedürftiges Problem, sie fungiert auch als Projektionsfläche, um die an normalisierten Sexualitäten negierten, problematische Dimensionen auf die Sozialfigur des ‚Kinderschänders‘ als dem monströsen ‚Anderen‘ auszulagern (vgl. u.a. Sigusch, 2013, 281–304). Demgegenüber erfordert gerade Prävention, die Taten nicht nachträglich sanktioniert und skandalisiert, sondern vermeidet, eine Entstigmatisierung und (im soziologischen und therapeutischen Sinne) verstehende Ansätze (vgl. klassisch: Lautmann, 1994). Darauf aufbauende Präventionsprogramme wie *Kein Täter werden* verfahren dezidiert normalistisch. Einerseits erkennen sie die Existenz pädosexuellen Begehrens als statistische Tatsache an, an der normative

ten allenfalls fehlende Experimentierfreude oder Asexualität als tolerable ‚Anomalien‘. Denormalisierungsängste angesichts verschwimmender Grenzen befördern, v.a. in Krisen und bei verstärkter Konkurrenz um sozioökonomische Teilhabe- und Anerkennungschancen, aber auch protonormalistische Gegenreaktionen – jüngst etwa in heterosexistischen Geschlechterleitbildern der AfD (vgl. Heim, 2017a, v.a. 27–35).

Sexualitätsbezogene Normalitätskonzepte sind für generelle Verschiebungen innerhalb des normalistischen Dispositivmixes exemplarisch: Gegenüber dem protonormalistischen Pol der produktivistischen Optimierung soziobiologischer Reproduktionsprozesse gewinnt – ansatzweise schon in den 1920ern und gesteigert nach 1945 – der flexibel normalistische Pol der Vermessung, Anreizung und Steigerung des konsumistischen Lusterlebens zunehmende Dominanz. Auch in Sexualaufklärung, Familienberatung und Therapiekulturen treten bevölkerungspolitische Aspekte gegenüber der Arbeit an der Lust in den Hintergrund. Ein Zyklus kapitalistischer Vergesellschaftung, in dem präventions- und reproduktionstechnologische Innovationen eine ungekannte Entkopplung von Sex und Fortpflanzung ermöglichten (kollektivsymbolisch verdichtet im ‚Pillenknick‘), begünstigte hier tiefgreifende Infragestellungen bisheriger Konzepte von Sexualität und Familie sowie ‚der Frau‘ als Mutter und Ehefrau. In der Folge gewann die Luststeigerung aber auch Funktionen für die restabilisierende Neuordnung bedrohter Funktions- und Ausbeutungsarrangements in romantischen Paarbeziehungen, auf die viele sozioökonomische, kulturelle und psychosoziale Reproduktionsfunktionen ausgelagert bleiben.

Treusch-Dieter (1990) nannte das eine „Achsen-Kehre im Sexualitätsdispositiv“, das sich nicht mehr primär auf die Bevölkerungsproduktion richte und eine neue operationalisierbare Definition sexuellen Verhaltens im „(nicht auf die Zeugung gerichteten) Orgasmus“ findet. Aus diesem wird nun „auch die Fortpflanzungsfunktion als perisexuelle Aktivität deduziert, während die ‚Perversion‘ in ein Kontinuum von (behebaren) Funktionsstörungen des Orgasmus aufgelöst ist, das die Unterscheidung normal-anormal nicht mehr kennt“ (ebd., 150). Dabei zeichnet sich das moderne orgasmozentrische Konzept der Sexualität, das bei Kinsey erstmals in Reinform hervortritt,²⁶ dadurch aus, dass der *Orgasmus* – in Differenz zu komplexeren Konzeptualisierungen physio-psychischer Lust und ihrer Verschränkung mit soziosexuellen Beziehungen (etwa im *Eros*) – eine leicht isolierbare, in Regelmäßigkeit, Häufigkeit, Dauer

Urteile nichts ändern. Andererseits sollen Betroffene lernen, mit dem Begehren in einer Form umzugehen, die den Missbrauch oder andere Kinder schädigende Verhaltensweisen vermeidet. Es geht hier also um aktive Selbstnormalisierung. Vgl. ausführlich auch: Voss, 2015.

²⁶ Der Orgasmus spielte natürlich schon zuvor eine sexologisch relevante Rolle, etwa in der Psychoanalyse oder der Eugenik (vgl. Stoff, 2002). Er war dort aber nicht Selbstzweck und Schlüsselvariable sexuellen Verhaltens, sondern externe Bezugsgröße anderweitiger (etwa biopolitischer) Problematisierungen (vgl. Heim & Schrage, 2021).

und Intensität gut quantifizierbare, technisch direkt manipulierbare und gegenüber (gleichermaßen auf den Orgasmus zielenden) heterogenen Begehrens-, Beziehungs- und Praxisformen absolut neutrale Referenzgröße bildet. Die Indifferenz der Lust gegenüber beliebigen soziosexuellen Formen fördert einerseits die Normalisierung vielfältiger Sexualitäten. Andererseits kommt die Quantifizierbarkeit und technische Manipulierbarkeit der Logik moderner Wissenschaft entgegen und ist auch für die Erhöhung ökonomischer Verwertungschancen diesbezüglicher Hilfsmittel-, Beratungs- und Therapieangebote besonders leicht operationalisierbar.

Die Kinsey-Reporte beförderten so die Normalisierung nicht-reproduktiver Sexualitäten und subsumierten zugleich das Gesamtspektrum sexueller Lust einer Logik der Verdichtung und Verpunktung. In der Mess- und Vergleichbarkeit sowie dem implizit appellativen Charakter von Aussagen über Durchschnittsleistungen nebst Betonungen von Rekorden und nicht ausgeschöpften Kapazitäten, waren bereits bei Kinsey Optimierungs- und Überbietungslogiken angelegt (vgl. Link, 1997, 94–100). Das prägt bis heute Magazintitel zur „Vermessung der Lust“ (u.a. *Focus*, Nr. 47/2014). Im Kontext des „Orgasmusimperativs“ (Eder, 2009, 238) wurde auch in Beratungs- und Therapiekulturen eine gewisse Experimentierfreude sowie eine Mindestvollzugs- und -erfolgsquote zur Schlüsselvariable bzw. zum archimedischen Punkt der Selbstsorge und Beziehungspflege. Die Ironie und Tragik erlebnisorientiert-konsumistischer Weltverhältnisse liegt freilich auch hier in dem Paradox, dass sexuelle Erlebnisse „konstitutiv inkomensurabel sind“ und sich gerade deshalb „allein durch Überbietung aneinander messen lassen“, wobei die prospektive „Erwartung künftiger Erlebnisintensität“ praktisch uneinholbar ist (Schrage, 2004, 300). Der ‚bessere Sex‘ und der ‚ultimative Orgasmus‘ sind v.a. imaginäre Zielgrößen der medizinisch-technologisch gestützten lebenslänglichen („Silver Sex“) Arbeit an der Lust (vgl. Heim & Schrage, 2021).

Obwohl die Entkopplung des Sex von der biologischen Fortpflanzung und seine neue Zentrierung um Lust und Begehren eine fortschreitende Herauslösung aus mit der Reproduktion verknüpften Beziehungsgefügen und Bindungen befördert, bleibt die ‚Autopoiesis der Lust‘ aber mit zahllosen sozioökonomischen Bedeutungen und Funktionen gekoppelt – in ihrer auf Messung und Vergleich gerichteten Form wie in ihrer Rolle für Identität, Status, Lebensqualität, Gesundheit und Beziehungsarbeit. So verband schon die ‚Entdeckung‘ der weiblichen Lust durch eine männlich dominierte Sexualreform und Eheberatung in den 1920er Jahren emanzipatorische Potenziale untrennbar mit der Stabilisierung patriarchaler Familienformen, wobei gerade radikale sexualreformerische Konzepte den „weiblichen Orgasmus“ zur neuen „Verpflichtung der Frauen im Dienst der Familie“ machten (Grossmann, 1985, 38). Im Nachkriegsdeutschland präsentierten etwa die Narrative der Oswalt Kolle-Filme – v. a. *Deine Frau, das unbekannte Wesen* (1968) – sexuelle Stimulation als effektives

Ersatzhandeln, um Paarbeziehungen auch dort zu restabilisieren, wo entlang neuer weiblicher Arbeits-, Lebens- und Emanzipationsansprüche unlösbare Strukturprobleme und Konfliktlagen aufbrachen. Frühe Beate Uhse-Kataloge priesen ihre Ware (auch in Vorberücksichtigung der prekären Rechtslage, v.a. hinsichtlich des §184) als Mittel zur Herstellung ehelichen Lustgewinns an, der stabile Ehen garantieren und Scheidungen vermeiden sollte oder sie wiesen der Lust unter dem Motto „Es gibt keine größere Arznei denn die Liebe!“ explizit biopolitische Funktionen im Kontext der „hohen Anforderungen, die unsere moderne Lebensweise an Kraft und Nerven des Menschen stellt“ (Beate Uhse Versand, 1968, 2) zu (vgl. Heim & Schrage, 2021, 42ff; dazu Abb. 3 & 4).

Paarbeziehungen und Wohlbefinden zu verbessern bleibt ein Versprechen der Lustarbeit. Die Warenform der Anreize und Befriedigungsangebote ermöglicht es aber ebenso, den Sex als reines Produktions- und Konsumgut aus interpersonellen Beziehungen herauszulösen. Lustsubjekte lassen sich so (unabhängig von ihren Assoziationen untereinander) direkt an ökonomische, kulturelle und mediale Zyklen und Steigerungsdynamiken koppeln. Augenfällig ist das erneut an Beate Uhse-Katalogen, die in den 1950er und 1960er Jahren noch als Eheratgeber mit angegliedertem Hilfsmittelangebot auftraten, um sich ab 1970 zu reinen Warenkatalogen zu wandeln, die für jedes sexuelle Begehren passende Konsumlösungen anbieten, welche den Sex mit anderen Menschen virtuell zu überbieten versprechen (vgl. ebd., 43ff; Heim, 2021, 6ff, vgl. Abb. 5).

Sigusch (2005, 28ff) unterscheidet in diesem Zusammenhang drei vernetzte Prozesse *der Dissoziation, Dispersion* und *Diversifikation* als Momente einer fortlaufenden neosexuellen Revolution. *Dissoziation* meint die Entkopplung des Sex von Reproduktion und heterosexueller Zweigeschlechtlichkeit, aber auch die Trennung psychophysischen Erlebens und Verlangens von sexuellen Körperfunktionen dank „Prothetisierung“ (ebd., 32f) – z. B. bei mechanisch oder chemisch induzierter Erektion. *Dispersion* meint Zerstreuung im Doppelsinn: Die Kommerzialisierung und Mediatisierung des Sex lösen Praxen, Orientierungen und Begierden aus sozialen Zusammenhängen, Lebensformen und Identitäten, in die sie eingebettet waren. Die breite gesellschaftliche Streuung der atomisierten Zerfallsprodukte erlaubt es dann, dass anonymisierte und atomisierte Individuen marktförmig neu „vernetzt und unterhaltsam zerstreut“ (ebd., 33) werden, da einst exklusive Bedürfnisse, Praktiken und Techniken nun allgemein verfügbare Waren sind. *Diversifikation* meint schließlich die Emergenz und Akzeptanz vielfältiger soziosexueller Beziehungsformen jenseits heterosexueller Familien. In diesem Prozess werden vormals als ‚anormal‘ Stigmatisierte zur Avantgarde,²⁷ während eine „kulturelle Konversion“ das Gesamtinventar al-

²⁷ Exemplarisch ist u.a. die Rolle queerer Subkulturen für die warenästhetische Erschließung des Körpers, dank derer auch straighte Heterosubjekte Outfit und Lifestyle nun ‚queeren‘ können (vgl. Engel, 2009).



**Probleme
der körperlichen
Partnerschaft
lassen sich lösen**



Herausgegeben von der
Wissenschaftlichen Abteilung
des Versandhauses für Ehehygiene
Beate Uhse, Flensburg

AM 87

Abb. 3 & 4: Ehe und Gesundheitsratgeber mit integriertem Hilfsmittelangebot: Beate Uhse Kataloge 1959 & 1968 (FZH BU-Archiv: 18.-9.2.3. Bd. 44 & Bd. 48)

ter psychiatrischer „Geheim- und Gruselkabinette monströser Perversionen in weltweit publizierte, mehr oder weniger skurrile, aber keineswegs krankhafte oder moralisch zweifelhafte individuelle Vorlieben“ verwandelt, die als „Spezialitäten“ und „partielle Lüste“ nun das „normale Sexualleben bereichern“ (ebd., 103ff). So besichtigte die Soziologie der 1990er BDSM noch als distinkte (und fremde) algophile *Lebensform* (vgl. Hitzler, 1994). Spätestens seit *Fifty Shades of Grey* reanimieren weit gestreute BDSM-Partikel die Libido in Normalbeziehungen, wozu auch Amazon jedes denkbare Zubehör liefert.

In der auch den Coronadiskurs prägenden radikalen Umdeutung der Masturbation sind all diese Metamorphosen deutlich: Dem Reproduktionsprimat widersprechende Sex-Praktiken wurden seit dem 18. Jh. bekanntlich vehement bekämpft – erst durch normative Verurteilung, dann protonormalistisch durch medizinische Pathologisierung. In Heinrich Kaans *Psychopathia sexualis* von 1844 etwa galt Onanie als Wurzel aller Abweichungen des Geschlechtstriebes. Sigmund Freud sah ‚infantile Selbstverwöhnung‘ zwar bereits als normalen Teil kindlicher Entwicklung, Erwachsene aber disponiere ein Rückfall in diese Praxis zu Neurosen und Psychosen. Nach Kinsey war Masturbation als statistische Normalität zwar weitgehend entpathologisiert, galt aber noch lange als minderwertiges Ersatzhandeln. Erst ab den 1970ern schrieben Jugend-, Frauen- und Homosexuellenbewegungen ihr dezidiert positive Autonomie-Attribute zu: Als ‚Mittel der Befreiung, als Anspruch auf Unabhängigkeit und Lust, um der Lust Willen, als Möglichkeit, dem gesellschaftlich vorgeschriebenen Weg ins normale Erwachsenenleben zu entgehen‘ (Laqueur, 2008, 24). Mit der Zentralstellung von Selbstbestimmung, Selbstermächtigung und Selbstverwirklichung fügen sich Positiv-Semantiken des *Selfsex* dann auch in neoliberale Diskurse sowie in entsprechende Selbsttechniken – ob als effiziente Lockerungsübung für die Arbeit an der Work-Life-Balance oder als Trainingsmethode der generellen Selbstkonditionierung.²⁸ In Scorseses Film-Biographie des Brokers und Motivationstrainers Jordan Belfort *The Wolf of Wallstreet* (2013) wird mindestens zweimal täglich wixsen (nach dem Workout und dem Lunch sowie zwischendurch so oft wie möglich), wobei aber nie an Frauen, sondern an Geld zu denken sei, als „erster Schlüssel zum Erfolg“ empfohlen.

Im „selbstdiszipliniert und selbstoptimiert“ betriebenen *Selfsex* kumulieren so alle Merkmale (post-)moderner Sexualitäten – Dissoziation der Lustmonaden von Reproduktions- und Beziehungskontexten, Orgasmusimperativ, Anschluss an kommerzielle und mediale Netze zur Anreizung und Steigerung etc. Er bildet so das „allgemeine Modell der neosexuellen

²⁸ Diese Verbindung zeigen auch Interviews zu Masturbationsbiografien (vgl. Rose, 2017, v.a. 43–102).



Abb. 5 Diversifizierung und Überbietung lustzentrierter Warenangebote: Beate Uhse Katalog 1982. (FZH BU-Archiv: 18.-9.2.3. Bd. 51)

Revolution“ (Sigusch, 2005, 40f) und verliert jeden Surrogat-Charakter, um zur eigenwertigen, wenn nicht überlegenen Praxis sui generis aufzusteigen, die auch innerhalb erfüllter Beziehungen praktiziert wird. Entsprechend lösten sich auch Märkte für Plugs, Vibratoren, Masturbatoren etc. endgültig vom Primat anatomischer Nachbildung, um mit diversifizierten Farben, Formen und Extras einen jede Interaktion mit humanoiden Körpern übertreffenden Designer- und Technosex zu verheißen (vgl. Beck, 2019; vgl. Abb. 5).

Gleichwohl bleibt Sex auch Basis von Nahbeziehungen, die ein auch für viele soziale Funktionen und subjektive Bedürfnisse unverzichtbares Minimum jener assoziativen Bindungen aufrecht halten, die durch die Logiken von Kapitalismus und Normalismus permanent dissoziiert und atomisiert werden. Entsprechende Spannungen und Antinomien, wie sie J. Link (1997) für die Normalfamilie beschrieb, setzen sich in der Doppelanrufung zu mehr und diverserem *Selfsex* und zu mehr *Bindungssex* im Coronadiskurs fort. Flexibel-normalistische Subjekte scheinen diesbezügliche Widersprüche vorerst noch erfolgreich und lustvoll zu prozessieren. So legt die Sexualforschung für das Gros der nach 1970 Geborenen ein souveränes „Oszillieren“ zwischen „undramatischer Treue in

Liebesbeziehungen und dramatisierten Events voller Thrills“ (Sigusch, 2008, 8, vgl. 27–49) nahe. Am besten beides zugleich. Positive Applikationsvorlagen bot auch dafür die *Fifty Shades of Grey*-Trilogie, die ein im Kern der Geschlechterrollen konservatives Narrativ der Romantischen Zweierbeziehung durch einen endlosen BDSM-Reigen aufpeppte. Der Medien-Hype um die Bestseller und Blockbuster führte zur eruptiven Expansion des BDSM-Marktes (inklusive Starter-Sets mit reduzierten Unfallrisiken) und etablierte Leder, Fesseln, Peitschen, Stachelhalsbänder, Penis- oder Nippelklemmen sowie für gehobene Ansprüche Streckbänke und Folterstühle etc. als neue Standard-Accessoires zur Innenausstattung normaler Beziehungskisten.²⁹ Eine Titel-Story des *Spiegel* (Nr. 21/2015) feierte wie viele vergleichbare Artikel die neu entfesselte „Lust der Frauen“, die sich aber besser als in den wilden 1970ern an monogame Verkehrsregeln halte: beim Sex „selbstbewusst, mutig, tabulos“ wie nie und ihrem Mann „dennoch treu“ – was diverse Rekordmeldungen und Grafiken untermalten.

²⁹ Dass hinter diesem Hype fortgesetzte Widersprüche und Paradoxien moderner sexueller Beziehungsarrangements stehen, zeigt ausführlich u.a. Illouz, 2013.

Dass diese Entwicklungen in einer reinen Geschichte sexueller ‚Befreiung‘ und ‚Liberalisierung‘ nicht aufgehen, sondern in ihnen unaufgelöste gesellschaftliche Widersprüche und Krisendynamiken verarbeitet werden, zeigte sich zuletzt gesteigert in einer Pandemiepolitik, die der sexuellen Lust nicht nur mit ostentativer Liberalität begegnete, sondern sie zugleich in einer Vielzahl von Anrufungen und Anreizungen zu funktionalisieren suchte.

Paradoxien des normalistischen Sex-Managements in der Pandemie

Auch in der Pandemiegesellschaft blieb Sex ein zentrales, in den oben skizzierten Funktionslogiken und Spannungsfeldern bearbeitetes Problemfeld. Exemplarisch dafür ist der im April 2020 vom NYC Health Department herausgegebene Leitfaden ‚Safer Sex and COVID 19‘, dessen Leitidee – „Masturbation will not spread COVID-19, especially if you wash your hands (and any sex toys)“³⁰ – in deutschen Medien eher hinsichtlich seiner realsatirischen Qualitäten Beachtung fand. Die Argumentationslinien und Empfehlungen waren gleichwohl der Blueprint für Leitlinien zahlloser weiterer Gesundheitsämter in den USA und decken sich auch mit offiziellen Verlautbarungen in der BRD und anderen EU-Staaten. Sie sind daher geeignet, generelle Charakteristika des normalistischen Managements des Sex im Ausnahmezustand herauszuarbeiten.³¹

Bereits die Präambel betont: „Sex is a normal part of life“ – was kein Notstand ändere: „During this extended public health emergency, people will and should have sex“ – bekräftigt durch ein fett gesetztes: „But can you have sex? Yes!“ Freilich nur, wenn das *Ja zur Lust* mit individueller und öffentlicher Gesundheitsprävention ausbalanciert wird. Toleranzgrenzen für kontaktintensive Sexpraktiken scheinen daher anfangs zwecks Risikominimierung eher protonormalistisch eng gezogen. Die weitere Argumentation gerät jedoch (wie bei vergleichbaren Richtlinien in der BRD) überaus defensiv: Regeln werden jeweils nur gesetzt, um sie sukzessive durch immer weiter gedehnte Grenzen des Akzeptablen aufzulösen. Eine flexibel-normalistische Öffnung, die schließlich alle denkbaren Praktiken ermöglicht (und anreizt), solange einige eher symbolische Präventionsempfehlungen beachtet werden.

Ähnlich wie im eingangs analysierten mediopolitischen Interdiskurs der BRD zeigt der *COVID 19 Sex Guide* eine fortgeschrittene Normalisierung lustzentrierter Sexpraxen zunächst im Hohelied auf die Masturbation. Unter dem Motto „You are your safest sex partner“ wird *Autosexualität* in allen

denkbaren und durch Toys und Medien aufgepeppten Formen als unbedenklich und Gesundheitsfördernd empfohlen. Das gilt auch für jede medial vermittelte interaktive Lust ohne Körperkontakt („Videodates, sexting, subscription-based fan platforms, sexy Zoom parties or chat rooms“). Diese primär selbstbezügliche, aber durch technisch-mediale Anreiz- und Stimulationssysteme eng mit ökonomischen Zyklen gekoppelte *Autosexualität* atomisierter Lust-Monaden entspricht generellen Charakteristika flexibel-normalistischer Subjektivitäten, erscheint aber auch epidemiologisch überaus naheliegend.

Der autosexuelle Auftakt schließt Interaktionssex unter physisch Anwesenden aber keineswegs aus. Denn rasch werden die Grenzen des Möglichen auf den „next safest partner“ ausgeweitet. Dessen Bestimmung als „someone you live with“ meint keine normative Privilegierung bestimmter Lebensmodelle. Sie folgt einzig normalistischen Abwägungen der Minimierung statistischer Risiken („sex with only a small circle of people helps prevent spreading COVID-19“) und meint nicht nur klassische Paarbeziehungen. Eingeschlossen sind auch für die Coronazeit gewählte ‚Fuckbuddies‘ im Nahumfeld (am besten in der WG), mit denen dann alles möglich ist. Ein Rat, der ähnlich in den Niederlanden oder der BRD formuliert wurde.³²

Darüber hinaus werden für das erweiterbare individuelle Risikomanagement auch Ratschläge für ganz andere Kontaktpraktiken erteilt – vom spontanen Abschleppen bis zu organisierten Orgien mit Hygienekonzept: „If you do have sex outside of your household, have as few partners as possible. [...] Ask them about COVID-19 before you hook up.“ Von Gruppensex und Gangbangs wird zwar zunächst explizit abgeraten („If two is company then three (or more) is definitely a crowd. [...] Close contact with multiple people should be avoided!“). Jedoch scheint ein (in allen anderen Bereichen des Soziallebens geforderter) gänzlicher Verzicht auf Gruppenpraktiken beim Sex nicht zumutbar. Es folgen daher alternative „tips to reduce your risk of spreading or getting COVID-19: Limit the size of your guest list. [...] Pick larger, more open, and well-ventilated spaces. Wear a face covering, avoid kissing, and do not touch your eyes, nose, or mouth with unwashed hands. Bring an alcohol-based hand sanitizer.“

Die mit Hygienekonzepten verbundenen Rücksichten sollen dabei nicht nur als Einschränkungen erscheinen. Unter einem ‚fun-and-thrill‘-Aspekt eröffnen sie auch neue sexuelle Erlebnisintensitäten: „Make it a little kinky. Be creative with sexual positions and physical barriers, like walls, that allow sexual contact while preventing close face to face contact. Masturbate together.“ Vergleichbare Tipps kursierten vielerorts. Der Kondomhersteller *Fiesta* versorgte die Konsument_innen etwa via Tweet mit Anregungen für Sex-Stellungen, die hinsichtlich des Gesichtsabstands besonders sicher scheinen (vgl. Abb. 6). In Deutschland hoffte das Präventionsportal *Her-*

³⁰ NYC Health Department (2020).

³¹ Vgl. etwa die Verlautbarungen auf <https://www.liebesleben.de/corona/corona-und-sex/>

³² „Wer Social Distancing nach außen ernstnimmt, kann miteinander so viel Sex haben, wie er oder sie will.“ (Büttner & Stockrahm, 2020)

zenslust gar, die (Jüngerer nur aus alten Internatsfilmen bekannte) Kulturerrungenschaft des kollektiven „Kekswichsens“ könne dank Corona „ein Revival erfahren [...]“. Das geht auch mit zwei Metern Abstand und ist [...] geiler als alleine vorm Bildschirm“³³ – wobei das Treffen des Kekses aus dieser Entfernung der Übung auch eine leistungssportliche Wettkampfdimensionen verleiht.

Diese ostentative Liberalität gegenüber vielfältigen Sexpraktiken steht in klarem Kontrast zu deutlich rigideren Beschränkungen bei weit weniger körperintensiven Kontaktformen. Auch die Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung riet auf dem Portal *Liebeseleben.de* nur allgemeine, landes- und kommunenspezifische Kontakteinschränkungen zu beachten, ohne aber Konsequenzen für sexuelle Kontakte auszuformulieren. Explizit dominierte die Sex-Tipps stattdessen fortgesetzt eine Logik des ‚Erlaubt ist was gefällt, keinem direkt schadet und statistische Risiken nicht unnötig erhöht‘.³⁴ Statt klarer Verbote gab es dazu beim Sex nur weiche Achtsamkeitsaufforderungen. In einer Zeit als die Polizei selbst Skatrunden auflöste, wenn die drei Spieler aus mehr als zwei Haushalten stammten, wurden für Gruppensex nur freundliche Hinweise zu Raumbelüftung und Handhygiene erteilt.

Die ambivalente Verheißung des Sexuellen

Zugespitzt gefragt: Warum blieben auf Sex bezogene Empfehlungen trotz rigider Einschränkungen des öffentlichen Lebens, die auch Kindergeburtsstage und Spaziergänge zu Dritt zur Ordnungswidrigkeit machten, derart offen?

Eine naheliegende Deutung ergibt sich aus der generellen Rolle sexueller Freizügigkeit, die im flexiblen *Normalismus* ein, wenn nicht *das* Symbol individueller Freiheit und gesellschaftlicher Liberalität bildet. Diese flexible Normalisierung nahezu aller einstigen Perversionen, die mündigen Konsument_innen als durchweg entdämonisierte, kommerziell aufbereitete Lifestyleoptionen verfügbar wurden, gewann im Neoliberalismus seit den 1980er Jahren aber auch neue Funktionen für ostentativ auf Diversität getrimmte Fassadennormalitäten, welche zunehmende Einengungen von Gestaltungs-, Teilhabe- und Mitbestimmungsmöglichkeiten in zentralen politisch-ökonomischen Fragen überspielten (vgl. Heim, 2017b). Im selben Maße, wie die Denkbare ökonomischer Alternativen in einer Politik der ‚Alternativlosigkeit‘ negiert wird, quillt die Gesellschaft in Fragen der Sexualitäten „vor dispersen Alter-

³³ https://www.herzenslust.de/herzenslust/front_content.php?idcart=7892&client=57&lang=60

³⁴ Das entspricht dem, was Link (1997) als „flexibel-normalistische[n] kategorische[n] Imperativ“ auf den Punkt brachte: „Anything goes, außer Handlungen, die die symbolische Gaußoidverteilung deiner eigenen Lebenslinie wie die derjenigen deines Socius ernsthaft gefährden würden.“ (Ebd., 387)



Abb. 6: Sex mit Gesichtsabstand: Stellungstipps für ‚Covid 19 Sex‘ (Quelle: <https://twitter.com/fiestanaija/status/1246133613810327552>)

nativen über: Jeder könne alles werden“ (Sigusch, 2005, 165). „Je brutaler und allumfassender der Kapitalismus wird, desto größer werden die Freiräume für sexuelle [...] Minderheiten“ (ebd., 169) oder auch Mehrheitspraktiken. Daran knüpften Anreizungen zu mehr und diverserem Sex im Lockdown, der den Alltag aber auch die parlamentarisch-demokratische Mitbestimmung durch Formen der Notstandsregierung noch stärker beschränkte, gesteigert an.

Noch wichtiger aber dürfte die ambivalente Stellung sein, die Sex im kapitalistisch-normalistischen Spannungsfeld von Beziehungen und Beziehungslosigkeit gewonnen hat. Paradox formuliert, verbindet moderner Sex die enorme Aufwertung körperlicher Nähe und Intimität zu subjekt- und identitätskonstitutiven Faktoren mit der parallelen Vertiefung der sozialen Dissoziation zwischen den involvierten Subjekten. Wo Intimität mit dem sexuellen Erleben im Erkunden diverser Körpererfahrungen und Begehrensformen kurzgeschlossen wird, attrahiert Sex im Idealfall nur sensomotorische Körperlichkeiten, ohne die Personen zu assoziieren, die die Körper zum Lustgewinn gebrauchen. Gesteigerte physische Kontaktlebnisse sind derart mit vertiefter Beziehungslosigkeit zwischen atomisierten Lustmonaden vereinbar. Obwohl neben Werk- und Spielzeugen weiter auch andere Körper benutzt werden, bleibt *Selfsex* das eigentliche Leitbild. Dazu passt es, dass neue Ideale des *Konsens-Sex* komplexe soziale und kommunikative Abstimmungs- und Aushandlungsprozesse sowie Anforderungen an situative Empathie, Achtsamkeit und andere assoziative Fähigkeiten der Konsensierenden durch effiziente Formen quasirechtlicher Verträge ersetzen. So versprach

ab 2018 die Sex-App *LegalFling*, „künftig alle Unklarheiten vor dem Akt“ auszuräumen. Indem freie Rechtssubjekte per Click übereinkommen, welche Körperteile und -öffnungen von wem wie lange in welcher Form benutzt werden dürfen, scheinen Unsicherheiten und Missverständnisse ohne aufwändige Beziehungsarbeit vermeidbar.³⁵

Zugleich eignet sich Sex aber dank enger, langwieriger und komplexer biosozialer und soziohistorischer Kopplungen mit der Bindungs- und Beziehungspflege besonders, um vielfältige Deprivationen im Bereich von Sozialität, Anerkennung und Sicherheit zu kompensieren, die im Kontext kapitalistischer Vergesellschaftung stets die Kehrseite individueller Freiheit sind. Das war schon ein Hintergrund romantischer Liebesideale und prägt in neuer Form selbst die biologischsten Reduktionen im eingangs skizzierten Coronadiskurs. Die Ausschüttung von Bindungs- und Belohnungshormonen qua sexueller Stimulation figurierte als technischer Ersatz für krisenbedingte Defizite im Beziehungs-, Berufs- und Sozialleben. Obwohl die individualisierte Geschlechtsliebe de facto schon im 19. Jh. eine „historische Totgeburt war“ (Sigusch, 2008, 13ff), erfüllt sie als Mythos und Fetisch auch hier noch gesellschaftliche Zentralfunktionen. Als „vereinsamende Distanzen und furchterregende Abstraktionen“ überstrahlende „Rauschdroge in der gesellschaftlichen Kälte“ bleibt „dem Sexuellen seelisch und sozial die Funktion zugewiesen, gesellschaftliche Leere zu überbrücken, Lücken aufzufüllen, Sinn vorzutauschen, Lebendigkeit einzublasen“ (ebd., 16). Dass es deshalb hier „keinen Stillstand“ (ebd.) geben darf, galt gesteigert, als der Stillstand des gesamten gesellschaftlichen Lebens im Lockdown durch dynamisierende Lustanreize kompensiert wurde.

Statt den Sex, der als Quelle der biosozialen Reproduktion aber auch der Degeneration und Krankheitsübertragung lange bevorzugte Zielscheibe protonormalistischer Regulationsversuche war, rigide einzudämmen, zog sich der mediopolitische Diskurs auf verhaltene Appelle an individuelle Risikokalküle zurück, um zugleich sexuelle Möglichkeitsräume weit offen zu halten. Dabei war in der Pandemie die etablierte Funktionalisierung sexueller Lust, als Kompensationsmechanismus für unaufhebbare Widersprüche und Belastungen in patriarchal grundierten Berufs- und Nahbeziehungen, notwendiger denn je. Schließlich spitzte die Corona-Krise auch grundlegende Widerspruchskonstellationen zwischen ‚produktiver‘ (profitgenerierender) und reproduktiver Arbeit zu, die qua vergeschlechtlicher Arbeitsteilung in antagonistischen Geschlechterverhältnissen prozessiert werden. Das galt in der Lohnarbeit, wo die überwiegend von Frauen (oft mit Migrati-

onshintergrund) erfüllten reproduktiven Aufgaben nur symbolisch als ‚systemrelevant‘ anerkannt wurden, aber weiter unterbezahlt blieben, während arbeitsbedingte Be- und Überlastungen explodierten – im Gesundheits-, wie im Sozial- und Bildungssektor. Es galt aber ebenso für den ins ‚Private‘ verschobenen Bereich der Beziehungs- und Hausarbeit, in dem fortgesetzt der Hauptteil der sozioökonomischen und psychosozialen gesellschaftlichen Reproduktionsfunktionen unbezahlt erfüllt wird (vgl. Heim, 2020). Zu den dank Homeoffice und Homeschooling expandierenden 24-Stunden-Aufgaben der Kinder- und Männerbetreuung kamen hier vermehrte Aufgaben der psychosozialen und emotionalen Unterstützungen hinzu, die von Frauen in der Pandemie auch in der Berufswelt vermehrt als Extraleistung erwartet wurden.³⁶

Aufrufe zu ‚mehr Sex‘ zum Ausgleich solcher Überlastungen hatten freilich selbst eine reichlich paradoxe Gestalt: Kurz gesagt sollte eine orgasmozentrisch enggeführte Lust jene ungelösten Widersprüche und Probleme zu bearbeiten helfen, die sich gerade in der Pandemie auch auf sexuelle Gelegenheiten und das Begehren deutlich negativ auswirkten. Wie Backhaus (2021) Erfahrungen in verschiedenen Beziehungskonstellationen zusammenfasste: „Vielleicht wäre Sex ja ein schöner Ausgleich zum Homeoffice-Tag gewesen. Während des Lockdowns schien Geschlechtsverkehr [...] aber wie eine weitere Aufgabe.“ (Ebd., 16)

Die angesichts rückläufiger Vollzugsquoten (v.a. bei Jüngeren) schon seit den 1990er Jahren beklagte „Krise des Sex“, die auch als selbstgewählte „Abkehr vom konsumorientierten Sexgebot“ (Eder, 2009, 240) interpretierbar war, zeigte spätestens in der Pandemie so auch ihre klaren sozioökonomischen Ursachen. Gegen diese dürften immer weitere Reizüberflutungen und Anrufungen der Subjekte, denen „SEX Stramme Pflicht!“ (Spiegel 23/1979) zu sein hat, wenig ausrichten. Ob in der Corona-Krise oder bezüglich der generellen Rolle des Sex in der Moderne: Die Versuche, widersprüchliche, gestörte oder beschädigte Beziehungen und Subjektivitäten mit der Wundermedizin ‚Mehr Sex‘ zu kurieren, laufen seit Jahrzehnten leer. Vielleicht wäre es an der Zeit für den abwegigen Gedanken, besser an anderen gesellschaftlichen Bedingungen zu arbeiten, die Menschen auch in Krisenzeiten prinzipielle sozioökonomische und politische Teilhabe und Sicherheit garantieren. Das dürfte auch entspannte, weniger erwartungsüberladene Nahbeziehungen begünstigen, in denen sich dann unter anderem auch (aber nicht nur) Lust und Zeit für erfüllte und erfüllende sexuelle Begegnungen finden lassen könnten.

Statt die Bürger_innen mit permanenten Ermunterungen, Ermahnungen und Imperativen zu überziehen, nun endlich mehr zu ficken und zu wachsen, könnte der mediopolitische

³⁵ Solche Legalitätskonstrukte verdecken, dass (neo-)liberale Visionen der von Abhängigkeit und Asymmetrie befreiten „reinen Beziehung“ (Giddens, 1993) zwischen ökonomisch, sexuell und emotional gleichen Subjekten illusorisch bleiben, solange v.a. heterosexuelle Beziehungen in konstitutiv asymmetrische Arbeitsteilungs- und Ausbeutungsverhältnisse eingelassen sind, die keine Gleichheit in der Differenz erlauben (vgl. Heim, 2017b).

³⁶ Vgl. zur prinzipiellen Ausformung und krisenhaften Zuspitzung der Antagonismen vergeschlechtlicher Arbeitsteilung vor Corona: Heim, 2017a, v.a. 27–40; zu Effekten im Lockdown: Rothmüller & Wiesböck, 2021, 14–17.

Diskurs dann vielleicht für Aushandlungen darüber geöffnet werden, wie Menschen ihre Beziehungen miteinander und zur Natur insgesamt gestalten wollen – in ökonomischen, sozialen und sexuellen Hinsichten. Damit stünden dann freilich Fragen nach prinzipiellen gesellschaftlichen Alternativen und Transformationsperspektiven im Raum, die sich kaum sexualtechnisch lösen lassen. Wie sich dabei die (vorerst noch utopischen) Ausformungen eines zugleich pluralen und kollektiven „revolutionären Begehrens“ (i.S. von Adamczak, 2017) entwickeln könnten, bleibt eine weitgehend offene Frage. Dafür, dass es hier nicht um warenförmig-technologisch vermittelte Luststeigerung gehen dürfte, sondern um die weit schwierigere (aber auch in ganz anderen Formen lustvolle) Suche nach anderen Beziehungsweisen, bieten die utopischen Subdominanten im Coronadiskurs (vgl. Heim, 2020, 24ff) immerhin Anhaltspunkte.

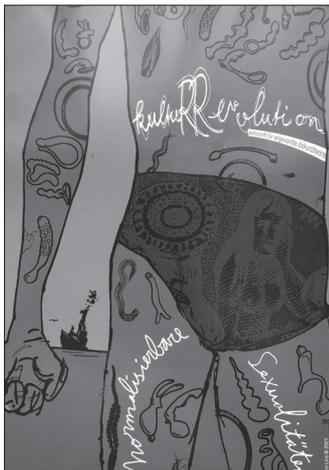
Literatur

- Adamczak, B., 2017. *Beziehungsweise Revolution. 1917, 1968 und kommende*. Suhrkamp, Berlin.
- Backhaus, A., 2021. Sexualität im Corona-Lockdown: Unsere Lust. *ZEIT-Magazin*, Nr. 26, 16–27.
- Baudrillard, J., 2015. *Die Konsumgesellschaft. Ihre Mythen, ihre Strukturen*. Springer VS, Wiesbaden.
- Beate Uhse Versand, 1968. Probleme der körperlichen Partnerschaft lassen sich lösen. Katalog. Forschungsstelle für Zeitgeschichte in Hamburg, BU-Archiv: 18-9.2.3. Bd. 48.
- Beck, N., 2019. *Plug+Play: 150 Jahre Vibrator – Ein Jubelband*. Jonas Verlag, Weimar.
- Büttner, M., Stockrahm, S., 2020. Der Corona-Survival-Guide für Ihre Beziehung. *ZEIT Online* 24.3.2020.
- Eder, F.X., 2009. *Kultur der Begierde. Eine Geschichte der Sexualität*. C.H. Beck, München.
- Engel, A., 2009. Bilder von Sexualität und Ökonomie. Queere kulturelle Politiken im Neoliberalismus. Transcript, Bielefeld.
- Foucault, M., 1983. *Der Wille zum Wissen. Sexualität und Wahrheit*. Bd. 1. Suhrkamp, Frankfurt/M.
- Giddens, A., 1993. *Wandel der Intimität. Sexualität, Liebe und Erotik in modernen Gesellschaften*. Fischer, Frankfurt/M.
- Goddemeier, S., 2021. Was die Corona-Pandemie mit der Liebe macht. *Berliner Morgenpost*, 31.5.2021.
- Grossmann, A., 1985. Die ‚neue Frau‘ und die Rationalisierung der Sexualität in der Weimarer Republik. In: Snitow, A., Stansell, C., Thompson, S. (Hg.), *Die Politik des Begehrens*. Rotbuch, Berlin, 38–62.
- Heim, T., 2013. Metamorphosen des Kapitals. Kapitalistische Vergesellschaftung und Perspektiven einer kritischen Sozialwissenschaft nach Marx, Foucault und Bourdieu. Transcript, Bielefeld.
- Heim, T., 2015. Strukturen, Mythen und Widersprüche des Konsums in Jean Baudrillards Frühwerk. *Ästhetik und Kommunikation* 46 (168), 106–111.
- Heim, T., 2017a. Der politische Rechts(d)ruck, die prozessierten Widersprüche des Neoliberalismus und die Strukturkrise kapitalistischer Vergesellschaftung. In: Paul, J., Wamper, R., Aigner, I. (Hg.), *Autoritäre Zuspitzung. Rechtsruck in Europa*. Unrast, Münster, 17–72.
- Heim, T., 2017b. Die Selbstverunmöglichung des ‚Ohne-Angst-Verschieden-Seins‘. Normalismus zwischen flexiblem Lebensstilpluralismus und autoritärer Realpolitik. *kuLTuRRevoLution. Zeitschrift für angewandte Diskurstheorie*. Nr. 73, 22–30.
- Heim, T., 2020. Corona als Katalysator der Diskursivierung gesellschaftlicher Antagonismen und Faktor möglicher transnormalistischer Fluchtlinien? In: Heim, T., Knobloch, C., Link, J., Parr, R. (Hg.), *Jenseits von Corona: Welche neue Normalität? kuLTuRRevoLution. Zeitschrift für angewandte Diskurstheorie*. Nr. 79, 17–27.
- Heim, T., 2021. Normalisierbare Sexualitäten: Produktionsweisen – Konsumgüter – Wissensordnungen – Subjektivierungen. Eine Einleitung mit Blick auf Strategien und Kollektivsymboliken bei ‚Beate Uhse‘. *kuLTuRRevoLution*. Nr. 80, 3–11.
- Heim, T., Schrage, D., 2021. Verbesserung, Steigerung, Überbietung! Sexualtechnische Artefakte als Mittel produktivistischer Optimierung des ‚Lebens‘ und konsumistischer Intensivierung der Erlebnisse‘. *kuLTuRRevoLution*. Nr. 80, 40–52.
- Herriger, F., 2020. Bleibt zu Hause, hab Sex. *ZEIT Campus*, 25.4.2020.
- Hitzler, R., 1994. Rituale der Ungleichheit: S/M-Erotik in Lebenswelt und Medienalltag. In: Mörth, I., Fröhlich, G. (Hg.), *Das symbolische Kapital der Lebensstile: Zur Kultursoziologie der Moderne nach Pierre Bourdieu*. Campus, Frankfurt/M., 193–206.
- Hombach, S., 2020. Haben jetzt alle Sex? *ZEIT-Online*, 26.4.2020.
- Illouz, E., 2013. *Die neue Liebesordnung. Frauen, Männer und Shades of Grey*. Suhrkamp, Berlin.
- Killmann, K., 2020. Social Distancing = Sex-Entzug! Was ich als Single aus der Krise lerne. Single-Kolumne, Nr. 41. <https://www.glamour.de/liebe/artikel/single-kolumne-sexentzug>
- Kittlitz, A. v., 2020. Sie, attraktiv, isoliert. Corona potenziert die Ungebundenheit zur Haltlosigkeit. *Die Zeit*, Nr. 15.
- Lewandowski, S., 2021. Amateurpornographie und die soziologische Erforschung privater Sexualität. In: Heim, T., Schrage, D. (Hg.), *Sexualtechnische Konsumobjekte und Metamorphosen moderner Sexualitäten: Praktiken, Beziehungsformen, Identitäten, Sozialverhältnisse*. Springer VS, Wiesbaden [im Druck].
- Laqueur, W.T., 2008. *Die einsame Lust. Eine Kulturgeschichte der Selbstbefriedigung*. Osburg, Berlin.
- Lautmann, R., 1994. *Die Lust am Kind – Portrait des Pädophilen*. Klein, Hamburg.
- Lautmann, R., 2012. Körper – Praxis – Sexualität: soziologische Positionen. *Zeitschrift für Sexualforschung* 25 (4), 339–355.
- Link, J., 1997. Versuch über den Normalismus. Wie Normalität produziert wird. Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen.
- Link, J., 2013. Normale Krisen? Normalismus und die Krise der Gegenwart. Universitätsverlag, Konstanz.
- Link, J., 2018. Normalismus und Antagonismus in der Postmoderne. Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen.
- Luhmann, N., 1982. *Liebe als Passion. Zur Codierung von Intimität*. Suhrkamp, Frankfurt/M.
- Nowotny, K., 2020. Journalist sicher: Babyboom wird ausbleiben. *Der Freitag*, Nr. 15.
- NYC Health Department, 2020. Safer Sex and COVID 19. <https://www1.nyc.gov/assets/doh/downloads/pdf/imm/covid-sex-guidance.pdf>.
- Rose, H.S., 2017. What’s fappening? Eine Untersuchung zur Selbstbefriedigung im 21. Jahrhundert. Psychosozial-Verlag, Gießen.
- Rothmüller, B., Wiesböck, L., 2021. Intimität, Sexualität und Solidarität in der COVID-19-Pandemie. Bericht über erste Ergebnisse. Sigmund Freud Privatuniversität, Wien.

- Scholz, R., 2000. Das Geschlecht des Kapitalismus. Feministische Theorie und die postmoderne Metamorphose des Patriarchats. Horlemann Verlag, Unkel.
- Schrage, D., 2004. Optimierung und Überbietung. ‚Leben‘ in produktivistischer und in konsumistischer Perspektive. In: Bröckling, U., Paul, A.T., Kaufmann, S. (Hg.), Vernunft – Entwicklung – Leben. Schlüsselbegriffe der Moderne. Fink, München, 291–303.
- Seiring, C., 2020. Liebe in Coronazeiten. „Ich empfehle so viel Sex wie möglich“. Tagesspiegel, 6.4.2020.
- Seydack, N., 2020: Masturbation: Das Vergnügen ist ganz meinerseits. ZEIT Magazin, 17.4.2020.
- Sigusch, V., 2005. Neosexualitäten. Campus, Frankfurt/M./New York.
- Sigusch, V., 2013. Sexualitäten. Eine kritische Theorie in 99 Fragmenten. Campus, Frankfurt/M./New York.
- Sombart, W., 1922. Liebe, Luxus und Kapitalismus. Über die Entstehung der modernen Welt aus dem Geist der Verschwendung. Duncker & Humblot, München/Leipzig.
- Stoff, H., 2002. Der Orgasmus der Wohlgeborenen. Die sexuelle Revolution, Eugenik, das gute Leben und das biologische Versuchslabor. In: Martschukat, J. (Hg.), Geschichte schreiben mit Foucault. Campus, Frankfurt/M./New York, 170–192.
- Treusch-Dieter, G., 1990. Von der sexuellen Rebellion zur Gen- und Reproduktionstechnologie. Konkursbuch, Tübingen.
- Voß, H.-J., 2015. „Die Lust am Kind“ und „Kein Täter werden“ – Bausteine für eine gesellschaftliche und forschungsethische Debatte. In: Mildnerberger, F. (Hg.), Die andere Fakultät – Theorie, Geschichte, Gesellschaft. Männerschwarm Verlag, Hamburg, 28–39.
- Wagner, B. [im Interview mit Baumann, M.], 2020. „Sex ist gerade ohnehin sinnvoll: Ein Orgasmus stärkt das Immunsystem“. Süddeutsche Zeitung, 13.4.2020.
- Wilms, M., 2020. Sex-Experte sicher: Weihnachten kommt der Baby-Boom. Berliner Kurier, 1.4.2020.
- Žižek, S., 1992. Mehr-Genießen. Lacan in der Populärkultur. Turia + Kant, Wien.

Autor

Dr. Tino Heim, BMBF Verbundprojekt „Dinge und Sexualität. Produktion und Konsumtion im 20. und 21. Jahrhundert“, Institut für Soziologie, Technische Universität Dresden, 01062 Dresden, e-mail: TinoHeim@web.de



Tino Heim, Clemens Knobloch, Jürgen Link, Rolf Parr (Hg.)
Normalisierbare Sexualitäten – KultuRRevolution nr. 80
K-West Verlag, Mai 2021, ca. 88 Seiten, kart., 12,00 €

Aus dem Inhalt

Tino Heim

Normalisierbare Sexualitäten: Produktionsweisen – Konsumgüter – Wissensordnungen – Subjektivierungen. Eine Einleitung mit Blick auf Strategien und Kollektivsymboliken bei ›Beate Uhse‹

Irène Mélix

LILA LIEDER – Recherchesplitter künstlerischer Arbeit zu lesbischen und queeren Räumen, transnational und zeitübergreifend

Nora Molinari

Die Kultivierung der Bruttriebe. Deutsche Sexualkunde 1900–1945 zwischen Rationalisierung und Fetischisierung

Heiko Stoff

Konsensual-konsumistische Sexualität. Kapitalismus, Sexualhormone und ›neue Moral‹ im 20. Jahrhundert

Tino Heim/Dominik Schrage

Verbesserung, Steigerung, Überbietung! Sexualtechnische Artefakte als Mittel produktivistischer Optimierung des ›Lebens‹ und konsumistischer Intensivierung der ›Erlebnisse‹

Viktoria Rösch

Das ethnosexistische Ressentiment. Zur Funktionalität der Ethnisierung von Sexismus in der Dominanzkultur

Sexualpolitik als Experimentierfeld neuer Politikmodi – Zur Generalisierung von Viktimisierungsnarrativen im pandemischen Sexarbeitsdiskurs

Jenny Künkel

Sexual Policy as Experimental Ground for New Political Modes – The Generalization of Victim Narratives in the Pandemic Sex Work Discourse

Abstract

The pandemic enhanced both visibility and contestation of precarity and informality. A first phase of heightened attention and a state-of-emergency rhetoric enabled shifts from public order to social policies, from which marginalized sex workers benefited (e.g. hotel rooms for the homeless, heroin substitution without insurance and easier access to social services, including for migrants). Business shut downs and work bans intensified, however, also carceral feminist prohibition demands, which, starting in summer 2020 were supported by guilt-attributing public health discourses (keyword: „super spreaders“). The loss of earnings and the forced reflection time have recently fostered debates about internal lines of conflict in the industry. The article analyzes on the basis of a secondary and media analysis the three discursive shifts that are each founded upon crisis-specific *windows of opportunity*. It shows how, on the one hand, social struggles of „pro sex work“ actors are normalized by increasingly discussing the profession in terms of „normal“ categories of labor struggle and marginalization. On the other hand, „anti-prostitution“ discourse is emotionalized beyond carceral feminism and moral conservatism by reactivating traditional disease vector discourses. In the conclusion, the article locates the discursive change in broader shifts in the political field. In the long time moralized and increasingly neoliberalized political field of sexuality it is particularly evident that discourses of victimization, which invoke structural power foremost as a backdrop, become key drivers of political change across actors.

Keywords: Sex work, Covid, Emotional politics, Vulnerability, Structure

Zusammenfassung

Die Pandemie machte Prekarität und Informalität sichtbar und umkämpft. Eine erste Phase der Aufmerksamkeitssteigerung und Ausnahmezustandsrhetorik ermöglichte Verschiebungen

von Ordnungs- zu Sozialpolitiken, von denen auch marginalisierte Sexarbeiter_innen profitierten (z.B. Hotelunterbringung von Obdachlosen, Heroinsubstitution ohne Krankenversicherung, Zugangserleichterung für Sozialleistungen auch für Migrant_innen). Betriebsschließungen und Arbeitsverbote intensivierten zugleich strafrechtsfeministische Verbotsforderungen, die ab Sommer 2020 von schuldbetonten Volksgesundheitsdiskursen gestützt wurden (Stichwort: „Superspreader“). Der Verdienstausschlag und die erzwungene Reflektionszeit beförderten zuletzt aber auch Debatten über interne Konfliktlinien im Gewerbe. Der Beitrag analysiert die drei Diskursverschiebungen, die jeweils auf krisenbedingten *windows of opportunity* beruhen, auf der Basis einer Sekundär- und Medienanalyse. Er zeigt, wie sich einerseits im „Pro-Sexarbeit“-Spektrum die sozialen Kämpfe um das moralische Politikfeld normalisieren, indem Sexarbeit verstärkt in Kategorien „normaler“ Arbeitskämpfe und Marginalitätspolitik diskutiert wird. Andererseits lädt eine Reaktivierung tradierter Gesundheitsgefahren Diagnosen den „Anti-Prostitution“-Diskurs mit Emotionalisierungen auf, die über die bisherigen strafrechtsfeministischen und moral-konservativen Kreise hinaus anschlussfähig sind. Abschließend verortet der Beitrag diesen Diskurswandel in breiteren Verschiebungen im Feld des Politischen. Im immer schon moralisierten und mittlerweile neoliberalisierten Politikfeld Sexualität zeigt sich besonders deutlich, dass Viktimisierungsdiskurse, die strukturelle Macht vorrangig als Kulisse beschwören, akteursübergreifend wesentliche Treiber politischer Veränderungen werden.

Schlüsselwörter: Sexarbeit, Covid, Emotionspolitik, Vulnerabilität, Struktur

Covid bringt Marginalität in den Fokus – aber wie?

Binnen kürzester Zeit machten das Virus Covid-19 und die politischen Maßnahmen zu seiner Eindämmung im Frühjahr 2020 Prekarität und Informalität sichtbar. Schon zu Beginn des ersten Lockdowns, den Bund und Länder in Deutschland Mitte März verhängten, wurde offensichtlich: Die Aufforderung „Bleibt Zuhause!“ ist für Obdachlose nicht umsetzbar. In den Blick rückte auch der Straßenhandel mit psychoaktiven Substanzen und

sexuellen Dienstleistungen, da prekarierte Konsument_innen und Dienstleister_innen sich mangels Alternativen oft noch im öffentlichen Raum aufhielten. Zudem galten die Gruppen aufgrund der prekären Lebensweisen und des Substanzkonsums als gesundheitlich besonders vulnerabel (vgl. European Center for Drugs and Drug Addiction, 2020). Zugleich waren private wie öffentliche Infrastrukturen nur noch begrenzt verfügbar. Soziale und Gesundheitseinrichtungen schlossen oder reduzierten Angebote in Innenräumen, um Distanzgebote einzuhalten. Auch (Stunden-)Hotels und Bordelle, die Wohnungslosen und Sexarbeiter_innen Unterkunft boten, erhielten wie viele andere Gewerbe Schließungsaufforderungen. Drogenmärkte waren von Beschränkungen des Grenzverkehrs betroffen. Bald stellte sich auch die Frage nach der Kompensation von Einkommenseinbußen. Denn staatliche Hilfen berücksichtigten Selbständige nur begrenzt und die im Sexgewerbe zahlreichen Arbeitsmigrant_innen hatten keinen vollen Zugang zu Sozialleistungen. Zudem zähl(t)en Bordelle zu den am längsten geschlossenen Betrieben.

Der Beitrag fragt, wie diese rapiden und z.T. langandauernden Veränderungen in der Pandemie die sozialen Kämpfe um Sexarbeit restrukturierten. Er zeigt drei zentrale Diskursverschiebungen auf: 1) Sozial- statt Ordnungspolitik, 2) zunehmende Verbotsforderungen und 3) Thematisierung gewerbeinterner Konflikte.¹ Diese Verschiebungen diskutiert der Text vor dem Hintergrund eines breiteren Wandels des Politischen, der sich am stark moralisierten Feld der Sexarbeit besonders gut ablesen lässt. Es zeigt sich ein Trend zu emotionalisierten, entstrukturalisierenden Opfernarrativen als Politikmodus, der sich nicht mehr vorrangig auf strafrechtsfeministische Positionen beschränkt ist, sondern akteursübergreifend eine zentrale Rolle einnimmt.

Sexarbeit als Moralpolitik

Sexarbeit gilt als „morality policy“ (Knill, 2013). Es ist ein Politikfeld, das über den üblichen normativen Gehalt von Politiken hinaus emotional aufgeladen ist und das als Frage der Ethik gilt. Anhand des Gewerbes handeln Gesellschaften oft weitere Fragen wie Geschlechter- oder Klassenverhältnisse oder die Grenzen von legitimer Arbeit oder von Migration aus. Wissenschaftliche Expertise findet nur begrenzt Gehör, da alle Stakeholder, darunter nicht zuletzt die feministischen, starke „Besitzansprüche“ an das Thema stellen (vgl. Wagenaar & Altink, 2012).

¹ Eine erste Diskursanalyse der Debatten im ersten Lockdown auf der Basis der qua google-Recherche verfügbaren Presseinträge und des twitter-Diskurses von zentralen Sexarbeitsaktivist_innen und Prostitutionsgegner_innen sowie zwei Interviews mit Akteurinnen der Sozialen Arbeit (vgl. Künkel, 2020) wurde seither laufend um die zentralen Diskursinterventionen ergänzt. Die Einschätzung, was „zentral“ ist, stützt sich auf eine langjährige Erfahrung der Autorin in der Analyse der Prostitutionsdiskurse in Deutschland.

Schon die erste Frauenbewegung war bezüglich Sexarbeit gespalten. Seit den 1970er und 1980er Jahren ist die Debatte noch stärker polarisiert: „Sexpositive“, in Deutschland mit Blick auf Prostitution inzwischen oft unter dem Stichwort „pro Sexarbeit“ grob zusammengefasste (um nicht zu sagen: zusammengewürfelte) Perspektiven einerseits werden „sexnegativen“ Positionen, die als „anti-Prostitution“ gelten und auf Abschaffung von Sexarbeit zielen, andererseits gegenübergestellt.² Zwar wurden im Rahmen der „sex wars“ durchaus wichtige theoretische Debatten über Machtverhältnisse im sexuellen Feld geführt – etwa wenn Gayle Rubin (1984) Ausschlüsse von gesellschaftlich unerwünschten Sexualitäten, auch in feministischen Diskursen, problematisierte. In der politischen Debatte vereinfachen die Dualismen jedoch stark. Sie verdecken zudem Gemeinsamkeiten der im politischen Disput oft als typisch stilisierten Extrempole der Debatte, die einander aufgrund der jahrzehntelangen Aufeinanderbezogenheit stark spiegeln. Insbesondere ein liberales Vertragsdenken wurde als gemeinsame Wurzel sowohl der Pro-Sexarbeits- als auch Anti-Prostitutions-Diskurse herausgearbeitet (O’Connell-Davidson, 2015). Konkret heißt das: Kritiker_innen der Prostitution per se, die diese immer schon als Gewalt und Verstoß gegen Geschlechtergleichheit ansehen (z.B. die Zeitschrift *EMMA*) und die mithin eher beispielhaft auf Missstände deuten, als systematisch deren Ursachen zu adressieren, übersehen strukturelle Faktoren von Macht und Gewalt im Gewerbe. Gleiches gilt aber auch für Pro-Sexarbeitsaktivist_innen, soweit diese Sexarbeit lediglich normalisieren wollen und dazu z.B. ihre gesellschaftlichen Vorzüge hervorheben (z.B. Maga, 2019), ohne zugleich die Normalität des immer schon auf vergeschlechtlichter Arbeitsteilung beruhenden „racial capitalism“ (Robinson, 1983) zu problematisieren.

Intersektionale Analysen, die Lebens- und Arbeitsbedingungen von Sexarbeiter_innen machtkritisch betrachten, ohne von vornherein „die Prostitution“ als Problemursache und das Geschlechterverhältnis als Hauptwiderspruch anzunehmen, fassen in jüngeren Jahren auch in der deutschen politischen Debatte Fuß (z.B. Initiative Sex Workers Solidarity, 2019 und die Podcast-Serie www.whoroscope.eu). Kritische Sexarbeitsforscher_innen untersuchten den Einfluss von Drogen-, Stadt-, und Migrationspolitiken (Künkel & Schrader, 2020) und beleuchteten konkrete Arbeitsbeziehungen als veränderbare Ursachen von Machtverhältnissen (Adriaenssens et al., 2016; Probst, 2020). Solche intersektionalen Analysen finden jedoch wenig Gehör im polarisierten Diskurs. Denn viele Sexarbeitsaktivist_innen haben (berechtigte) Sorgen, die Thematisierung schlechter Arbeitsbedingungen würde gegen das Gewerbe an und für sich verwendet. Umgekehrt deuten Prostitutionskritiker_innen, in einer selektiven Aneignung globalisierungskritischer Diskurse, die

² Die Bewegung, die seit Ende des 19. Jh. die Prostitutionsabschaffung fordert, nennt sich unter Aneignung antikolonialer Kämpfe „abolitionistisch“ (in den USA gilt sie als Teil des „radical feminism“). In Anschluss an Bernstein (2010), die sie als paradigmatisch für einen punitiven *turn* im Neoliberalismus analysiert, spreche ich von „carceral feminists“, also Strafrechtsfeminist_innen.

vor einer Kritik der Arbeit haltmacht (Matthieu, 2016), bereits die Verwendung des Begriffs „Sexarbeit“ als Lobgesang auf das Gewerbe und neoliberale Deregulierungsforderungen (z.B. Watson, 2014) – obgleich Arbeit z.B. aus marxistischer Perspektive Gegenstand kritischer Analysen ist und die Eingliederung von Sexarbeit in das Arbeitsrecht (wie sie in Deutschland durch das 2002 in Kraft getretene Prostitutionsgesetz eingeführt wurde) eine Regulierung bedeutet.

Insgesamt ist der hegemoniale politische Diskurs also binär konzipiert und stark normativ aufgeladen. Er entfaltet sich entlang der Pole „Abschaffen von Prostitution als bezahlter Vergewaltigung“ qua „Freierkriminalisierung“, also Schaffung prostitutionsspezifischen Strafrechts, einerseits versus „Anerkennen von Sexarbeit als Arbeit“ und entsprechende „rechtliche Gleichstellung“ mit ähnlichen Gewerben, d.h. möglichst weitgehende Abschaffung gewerbespezifischer Regelungen insbesondere im Strafrecht, andererseits. Analysen, die – i.d.R. an letztere Perspektive anschließend, aber darüberhinausgehend – Machtursachen jenseits des sexarbeitspezifischen Rechts und in Arbeitsprozessen berücksichtigen, also die Betrachtung struktureller Ursachen nicht eindimensional auf ein vermeintliches „System Prostitution“ oder das zentrale, aber nicht alles erklärende „Hurenstigma“ zulaufen lassen, sind in der emotional geführten Debatte relativ marginalisiert.

Neue Straf- und Opferdiskurse angesichts der Neoliberalisierung des Sexuellen

Die zugespitzten Debatten entfalten sich vor dem Hintergrund eines Trends der Abkehr von sozialpolitischen zugunsten von strafrechtlichen Lösungen, der maßgeblich von Sexualgewaltdiskursen der international einflussreichen US-amerikanischen Frauenbewegung befördert wurde (Bernstein, 2010; Gruber, 2020). Zwecks Erlangung staatlicher Mittel und Durchsetzung von Straf(prozess)reformen bemühte sich insbesondere die Bewegung gegen häusliche Gewalt in den späten 1960er und 1970er Jahren um Anschlussfähigkeit an hegemoniale Diskurse (Bumiller, 2008). Wie Gruber (2020) herausarbeitete, förderten die Bewegung und bald weite Teile der zweiten Frauenbewegung – ganz entgegen früheren Kritiken an der Objektifizierung von Frauen – gezielt Narrative von Frauen als unschuldigen Opfern. Um strafrechtlich die Schuld klar beim Mann zu verorten, stilisierten sie Frauen als bar jeder Handlungsfähigkeit oder Formung durch gesellschaftlichen Kontext. Männer galten als Subjekte mit Handlungsfähigkeit, deren Tun kaum mehr durch soziale Umstände erklärt wurde (was strafmindernd wirken könnte, aber auch veränderbare Ursachen sichtbar machen würde). Die Deutungen waren passfähig mit dem Aufschwung der konservativen Bewegung für Strafgewaltopfer, der die neo-

liberale punitive Wende einläutete, und wurden mithin kooperiert (Simon, 2007, 108).

Laut Bernstein (2010) entspringt der „carceral feminism“ jedoch auch aus einer Verunsicherung von Frauen aus der weißen Mittelschicht über ihre sinkende Verhandlungsmacht gegenüber Männern im (hegemonial cis-heterosexuell strukturierten) sexuellen Feld. Die verringerte Macht speist sich aus der zunehmenden Einkommenspolarisierung zwischen Arm und Reich bei zugleich fortbestehenden gegenderten Reichtumsunterschieden und Care-Arbeitszuständigkeiten, einem entsprechend größeren Interesse von Frauen an langfristigen, monogamen Beziehungen sowie neuen, neoliberalen Sexualdiskursen (Illouz, 2012). Frauen werden nicht mehr vorrangig als „Torhüterinnen“ angerufen, die ihre „wertvolle“ Sexualität als Verhandlungsmasse einsetzen können und nur gegen eine Einladung zum Dinner oder langfristig für die Ehe freigeben. Vielmehr gelten sie zunehmend als sexuelle Abenteuerinnen, die z.B. beim Online-Dating nur noch Sex gegen Sex tauschen, ihre eigenen Rechnungen zahlen und im Bett aktiv die eigene Sexualität sowie die des Partners „managen“ (Gill, 2009).

Frauen verlieren damit im sexuellen Feld paradoxerweise nicht nur durch neoliberale Prekarisierung, sondern auch durch sexuelle Gleichberechtigung (bei fortbestehender erwerbs- und care-ökonomischer Ungleichheit) an Macht. Dies bedroht insbesondere den Status privilegierter Frauen. Denn seit dem Ende der Stausehe werden nicht nur ökonomisches Kapital, sondern auch relativ „klassenarme“ Werte wie Sexyness auf Ehemärkten „getauscht“ und geben sozialen Status, wodurch Frauen auch klassenübergreifend verstärkt miteinander in Konkurrenz stehen (Illouz, 2012, 58). Dabei spielt Sexarbeit insofern eine prominente Rolle, als der relativ bedingungsarme Zugang zu Sexualität qua Kauf bei den privilegierten Aktivistinnen große Verunsicherung hervorruft (Bernstein, 2010).

Statt jedoch systematisch die gesellschaftlichen Bedingungen der neuen Sexualitäten zu thematisieren, kanalisieren Bewegungen wie #metoo, die mit einer Mischung aus „devastating victimhood, righteous indignation, and punishment as ‚justice‘“ (Gruber, 2020, 15) einfache Antworten auf die komplexen Probleme geben, die Beunruhigung über die ambivalenten Folgen der „sexuellen Befreiung“. Solche Skandalisierungen sexualisierter Gewalt zentrieren nicht nur die Erfahrungen von als „respektabel“ geltenden, heterosexuellen Frauen, sondern thematisieren auch strukturelle Herrschaftsverhältnisse nur punktuell (z.B. die #metoo-Bewegung nur in *high-end*-Arbeitsverhältnissen). Die Gewaltverhältnisse erscheinen oft als strukturloses Konglomerat zahlloser Einzeltaten (Klimke & Lautmann, 2021). Metoo und ähnliche Bewegungen zielen mithin auf das (öffentliche) Abstrafen von „bad apples“ and „monsters“ who did horrible things, not [...] the monstrous capitalist, patriarchal and sexist system that has produced, sustained and rewarded these ‘bad apples’ over decades“ (Gill & Orgard, 2020, 8).

Insgesamt rücken also in der Sexualpolitik mit Straflögen auch individualistische Viktimisierungsnarrative in den Fokus.

Denn nicht nur weist das Strafrechtssystem Schuld persönlich zu, sondern die mit Blick auf selbiges popularisierten Täter-/Opferdiskurse kanalisieren auch ein Unbehagen über die zunehmend sozial unsichere Welt, in der einst unumstritten hegemoniale Weiblichkeiten auf dem Feld des Sexuellen auf der Verlierer_innenseite stehen. Dies wurde bisher v.a. mit Blick auf die als „sex-negativ“ gelabelten, z.B. auf Abschaffung von Prostitution gerichteten Stränge von Sexualdiskursen untersucht. Ich möchte aber im Folgenden argumentieren, dass sich vor dem Hintergrund eines Trends einer spezifischen Emotionalisierung von Politik, die entstrukturalisiert, entsprechende Diskursmuster über die Grenzen der *sex wars* hinaus akteursübergreifend verbreitern und zu einem zentralen Modus des Politischen avancieren.

Emotional Politics und Identitätspolitikdiskurse

In Zeiten zunehmender Verbreitung Sozialer Medien mit ihren selbstreferentiellen „Filterblasen“ (vgl. Bruns, 2019) und vor dem Hintergrund einer Tradition „postpolitisch“ managerialistischer Politikmuster (Mouffe, 2005) entfalten sich gegenwärtig komplexe Prozesse der Emotionalisierung von Politik. Zwar bietet die Digitalisierung gerade auch Marginalisierten eine Möglichkeit, leidvolle Erfahrungen sichtbar zu machen (z.B. wenn Polizeigewalt per Smartphone gefilmt und unter Hashtags wie #BlackLivesMatter global skandalisiert wird). Zugleich gewinnt aber auch Populismus an Bedeutung. Die Neoliberalisierung klassischer Parteien der Arbeiter_innenklasse beförderte einen auf rassistischen Traditionen in deren Wähler_innenschaften beruhenden Aufschwung rechter Parteien (Eribon, 2009), der mit einem Verschwimmen der Grenzen Fakten, Meinungen und Gefühlen verbunden ist (van Dyk, 2017).

Die Wahlerfolge am äußeren rechten Rand ließen jüngst sowohl seitens neokonservativer als auch linker Politiker_innen (wie z.B. Sarah Wagenknecht) und Wissenschaftler_innen (wie z.B. Francis Fukuyama) den Ruf nach einer Schaffung breiter politischer Bündnisse auf der Basis nationaler Solidaritäten laut werden. Im gleichen Atemzug wurden (vermeintlich) „identitäre“, „befindlichkeitsfixierte“, „minoritäre“ Anliegen der *Neuen sozialen Bewegungen* kritisiert (vgl. van Dyk, 2021). Die Gegenüberstellung von „Sozialen Fragen“ und „Identitätspolitiken“ übersieht, dass z.B. die Frauenbewegung immer auch materielle Anliegen hatte, und dass jede soziale Bewegung, auch Klassenkämpfe, auf kollektiven Identitäten beruht und kollektives Leid artikuliert, welches, wie die zweite Frauenbewegung betonte, u.a. im Privaten verortet sein kann (ebd.; Demirović, 2017). Doch trotz oder sogar wegen der Verkürzungen ist die politische Debatte bedeutsam: Die Kritik an „Identitätspolitik“ ist Teil emotional geführter Debatten darüber, welche Emotionalisierung als legitim gilt, bzw. wessen Leid betrauernswert ist. Hier wird ausgehandelt, welche

„Sorgen“ z.B. der Wähler_innen von Trump oder AfD und anderen rechten Parteien „ernstzunehmen“ sind, welche politischen Fragen relevant oder nur „Gendergaga“ sind. So werden etwa Skandalisierungen von Sexismus, Rassismus und anderen Diskriminierungen oder Herrschaftsverhältnissen als Überempfindlichkeit von „snowflakes“ und „feminazis“ abgewertet und dadurch zum Verstummen gebracht (Carter Olsen & LaPoe, 2017).

Damit erschwert die politische Debatte allerdings auch eine wissenschaftlich-analytische Machtkritik der als „Identitätspolitik“ gelabelten Diskurse. Ein Großteil der Kritik an der Nutzung von persönlichen Geschichten in politischen Diskursen und Versuchen, z.B. mittels „Safe Spaces“ und „Triggerwarnungen“ *hate speech* und sexuelle Übergriffe einzudämmen, entstammt einem politisch konservativen bis rechten Spektrum. Doch auch feministische Wissenschaftler_innen problematisieren, dass „emotional capital“ (Ahmed, 2004) in den heutigen, neoliberalisierten Diskursen wie eine Ware zirkuliert, die für unterschiedliche Zwecke einsetzbar ist.

In einem Kontext zunehmender Vermarktung des Persönlichen und Emotionalen können gerade in feministischen Diskursen, die das Private wertschätzen, vergleichsweise privilegierte Menschen persönliche Narrative gegenüber weniger Privilegierten mobilisieren. Dies zeigt Phipps (2016) am Beispiel der Mobilisierung von Trauma-Narrativen über Vergewaltigung mit dem Zweck, Trans-Personen aus feministischen Räumen auszugrenzen oder Stimmen von Sexarbeiter_innen, die das Gewerbe erhalten wollen, im feministischen Diskurs zu delegitimieren. Sauer (2019) beschreibt, wie Strafrechtsfeminist_innen mit Zitaten aus Freierforen gezielt Ekel gegenüber männlichen Kunden schüren und die in unserer Gesellschaft verbreiteten sexuellen Gewalterfahrungen von Feminist_innen ins Gedächtnis rufen, um Frauensolidarität zu organisieren.

Die Kritiker_innen solcher *emotional politics* benennen nicht nur konkrete Machtverhältnisse, die dadurch gestützt werden, und problematisieren die Enteignung der Geschichten marginalisierter Gewaltopfer durch privilegiertere Akteur_innen. Sie konstatieren auch eine generelle Fokusverschiebung, die psychologische Analysen mit der Ohnmacht linkspolitischer Akteur_innen im fortgeschrittenen Neoliberalismus hinsichtlich materieller Fragen erklären (Brunner, 2019): Die persönlichen Narrative beruhten nicht nur auf einer Dethematisierung struktureller Dynamiken, sondern perpetuierten diese auch stets (Phipps, 2016). Durch den individualisierenden Gestus, der den „competitive narratives about trauma“ (Halberstam, 2014, o.S.) innewohne, gerieten Probleme der verschärften Ausbeutung im globalen Kapitalismus oder eine systematische rassistische Ausgrenzung aus dem Blick.

Dies gilt, auf den ersten Blick paradoxer Weise, auch und gerade in dem Selbstverständnis nach „intersektional“ denkenden Kreisen, da hier besonders viele Diskriminierungsformen potentiell miteinander in Konkurrenz gesetzt werden können (so keine systematische Herrschaftskritik erfolgt) (vgl. Soiland, 2008). Selbst van Dyk (2021), die zu Recht vor neuem Haupt-

widerspruchsdenken oder gar vorrangig nationalistischen Solidaritäten warnt, verweist vorsichtig auf einen möglichen Trend innerhalb identitätspolitisch gelabelter linker Kreise, Politiken der Sprache und Symbolik zu überhöhen und im Versuch, den Stimmen Marginalisierter Gehör zu verschaffen, persönliche Erfahrung gegenüber aktivistischer oder wissenschaftlicher vertiefter Auseinandersetzung zu privilegieren.

Insgesamt deuten sich also sowohl im an konservative Politiken anschlussfähigen Strafrechtsfeminismus als auch am linken Rand des Feminismus, in diskriminierungsfokussierten intersektionalen Kreisen, Tendenzen zu einer spezifischen Emotionalisierung und Individualisierung von Politik an, die individualisierend wirkt. Dieses Phänomen, das sich stark auf persönliche Erzählungen und Opfernarrative stützt, beleuchte ich im Folgenden anhand des Sexarbeitsdiskurses. Denn im traditionell stark emotional aufgeladenen Sexarbeitsdiskurs, der in der Covid-Krise eine Zuspitzung erfährt, zeigen sich die Fallstricke der neuen *emotional politics* besonders deutlich.

Sexarbeit in der Pandemie

Die Pandemie traf das Sexgewerbe so unerwartet wie andere Branchen, aber wegen der Mischung aus Körpernähe, Moraldiskurs und verbreiteter Prekarität besonders heftig. Anfang März 2020 wurden Kund_innen weniger. Sexarbeiter_innen begannen mit Zweimeter-Distanz-Sessions, Digitalisierung oder Post-Pandemie-Gutscheinen zu experimentieren, während Betriebe z.T. obligatorisches Fiebermessen einführten. Aktivist_innen riefen vereinzelt zur Kontaktreduzierung auf (z.B. Ariana, 2020), informierten aber v.a. über Covid-Prävention und -Politiken (BesD, 2020a).³ Denn schon Mitte März mussten bundesweit qua Länderverordnungen Sexbetriebe schließen. Dies traf Sexarbeiter_innen doppelt, insoweit Bordelle zum Wohnen dienen – zumal auch Hotelbetriebe, die einen Ausweg aus der Obdachlosigkeit bieten können, schlossen. Neben der Escorttätigkeit blieb Straßensexarbeit – außer in wenigen Städten wie Stuttgart, Karlsruhe und Baden-Baden, die ein Prostitutionsverbot erließen – zunächst erlaubt. Binnen Tagen erließen bis auf Bayern, Hessen, Saarland und Baden-Württemberg, die später nachzogen, jedoch alle Bundesländer auch Straßenprostitions- oder generelle Sexarbeitsverbote (Doña Carmen, 2020).

Einkommensausfälle durch die Gewerbe- und Arbeitsverbote trafen Sexarbeiter_innen hart. Denn erste staatliche Hilfen priorisierten größere Betriebe, deren Beschäftigte Anspruch auf Kurzarbeitsgeld hatten (Sablowski, 2020). Selbständige, die im Sexgewerbe – angesichts der 2002 nur z.T. aufgehobenen rechtlichen Sonderstellung (vgl. Künkel, 2020) – der Normalfall sind, waren kaum berücksichtigt, und die Sozialleistungsansprüche von Arbeitsmigrant_innen blieben eingeschränkt.

Fürsorgelogiken und temporäre Verschiebung von der Sozial- zur Ordnungspolitik

In der Umbruchszeit forderte die Soziale Arbeit – neben einer Kritik an Bußgeldern – unbürokratische Hilfen für wohnungsdachlose, drogenkonsumierende und migrantische Sexarbeiter_innen. Im Ausnahmezustand traf dies auf offene Ohren der Sozialverwaltungen (Bröckling, 2020). In einer Zeit, in der auch die Zivilgesellschaft z.B. mit „Gabenzäunen“ Solidarität übte, fanden Forderungen nach Hilfen auch im Mediendiskurs Gehör. Allerdings rahmte die Rede über unmittelbar Bedürftige, die schnell und unbürokratisch Hilfe bräuchten, das Problem als ein temporäres, Covid-bedingtes, karitativ zu lösendes, statt als strukturelles und ursachenbezogen zu lösendes Problem multipler Marginalisierungsprozesse.

Angesichts der drängenden Lage mobilisierten selbst sexarbeitsakzeptierende Sozialarbeiter_innen, die i.d.R. sensationalistische Medienberichte vermeiden, Opfergeschichten. Sie problematisierten steigende Gewalt auf dem Straßenstrich aufgrund von Kund_innenmangel und Arbeitsverboten. Beispielsweise beschrieb eine Sozialarbeiterin (in Richter, 2020), angesichts Covid-bedingter Distanzierung nach einer Vergewaltigung nicht mit einer Umarmung Trost spenden zu können. Dies unterstrich unintendiert den temporären und kaum strukturell bedingten Charakter der Probleme.

Parallel forderten Sexarbeiter_innen die Ausweitung von staatlichen Hilfen und riefen zu Spenden auf (z.B. BesD, 2020b). Der aktivistische Diskurs changierte zwischen Normalisierung und Skandalisierung von Prekarität, wie es das Statement einer bekannten Aktivistin verdeutlicht:

„Natürlich gehen wir davon aus, dass alle staatlichen Systeme und die zusätzlich eingerichteten Rettungsschirme auch für uns gelten werden. Wir sind Solo-Selbstständige und Unternehmer*innen wie die anderen auch. Sorgen müssen wir uns allerdings um die Sexarbeiter*innen, die eh schon von der Hand in den Mund lebten, unregelmäßig anschaffen gingen, keine eigene Wohnung haben und in Pensionen lebten, vielleicht Drogen konsumieren oder aus anderen Gründen schon durch so viele Netze gefallen sind und nicht mehr in ihre Heimatländer zurückkehren konnten.“ (Klee, in *Care Revolution*, 2020, o.S.).

Beide Interventionen – von Sozialer Arbeit wie von Sexarbeiter_innen – waren durchaus erfolgreich. Die aktivistischen Hilfsfonds erhielten umfangreiche Spenden. Stadtverwaltungen experimentierten damit, Marginalität stärker sozial- statt ordnungspolitisch zu adressieren. Im exemplarisch analysierten Hamburg betraf dies drei Bereiche: Obdachlosenunterbringung, Drogensubstitution und Sozialleistungen für Migrant_innen.

³ BesD steht für Berufsverband erotische und sexuelle Dienstleistungen.

Zunächst forderte die Polizei Stundenhotels zur Schließung auf, noch bevor dies offiziell verordnet wurde. Die Stadt stellte nur Sammelunterkünfte und forderte Steigenbetreiber_innen auf, Sexarbeiter_innen kostenlos unterzubringen. Nach politischem Druck, auch durch eine als Vorbild diskutierte private Großspende, mietete die Stadt schließlich ein Hostel in einem Stadtteil mit Drogenstrich an, um zumindest bis zum Ende des Lockdowns 60 drogenkonsumierende Sexarbeiter_innen unterzubringen. Die größte Drogenhilfeeinrichtung im Stadtteil durfte unbürokratisch Notsubstitution anbieten, auch für Menschen ohne Krankenversicherung (allerdings bei begrenzter Platzzahl und geringen Substitutionsdosen). Durch eine Entscheidung des Bundesverfassungsgerichts (Aktenzeichen 1 BvL 1/20), die die Überprüfung des „Ausreisewillens“ aussetzte, erhielten EU-Migrant_innen ohne aus Daueraufenthalt oder Arbeit abgeleitete Leistungsansprüche einen Zugang zu Sozialleistungen (bis zur erneuten Überprüfung nach Grenzöffnung). Insgesamt konnte also mit den Narrativen unmittelbarer Not und sexueller Gewalt Unterstützung mobilisiert werden – allerdings nur temporär und unter Anrufung karitativer Fürsorge logiken. Auch vermelden, während dieser Beitrag Ende Sommer 2021 in die Drucklegung geht, soziale Einrichtungen, die wie z.B. Ragazza e.V. in Hamburg die Not marginalisierter Sexarbeiter_innen öffentlich thematisierten, Mittelkürzungen, die mit Verweis auf eine durch Covid angespannte Haushaltslage legitimiert werden.

Monopolisierung des Themas Marginalität

Die öffentliche Skandalisierung von Marginalität verstummte, bevor systematisch Ursachen zur Sprache kamen. Denn die überlastete Soziale Arbeit hatte zentrale Forderungen bilateral mit den Verwaltungen umgesetzt. Sexarbeitsaktivist_innen wurden durch Anwürfe von Prostitutionsgegner_innen ausgebremst. So monierte v.a. die Zeitschrift *EMMA*:

„Wir erinnern uns an die Vertreterinnen der Pro-Prostitutionslobby, die in Talkshows das Mantra von der glücklichen Prostituierten herunterbeteten [...]. Kein Wort von dem Heer der Armut- und Elendsprostituierten aus Rumänien und Bulgarien, die inzwischen 90 Prozent der rund 300.000 Frauen ausmachen, die deutschen Freiern zu Diensten sein müssen.“ (Louis, 2020, o.S.)

Mit den Vorwürfen monopolisierten Strafrechtsfeminist_innen auf neue Art das Thema Marginalität: Bislang hatten sie dafür gesorgt, dass Sexarbeitsaktivist_innen schlechte Arbeitsbedingungen nur schwer benennen konnten, indem sie dies regelmäßig gegen „die“ Prostitution wendeten (vgl. Künkel, 2019) – was Sexarbeiter_innen als Enteignung ihrer Gewalterfahrungen

erlebten (Rebelde, 2020). Nun machten sie den Aktivist_innen eben jene selbst produzierte Zögerlichkeit zum Vorwurf, während sie zugleich Prostitution als Ursache von Problemen in der Prostitution darstellten. Zwar benannten sie einige konkrete Probleme: z.B. hohe Zimmermieten und Selbstständigkeit als Grund für den Ausschluss von Kurzarbeit. Ursachen der Selbstständigkeit blieben aber in individualisierenden Narrativen – z.B. vom geldschaufelnden Bordellbetreiber, der „monatlich rund 672.000 Euro Umsatz“ (Louis, 2020) macht – ebenso unbenannt wie die veränderbaren Prekarisierungsprozesse, die einer Ausbeutbarkeit qua Miete zugrunde liegen (z.B. Migrationsrecht, Rassismus).

Intensivierung der Verbotsdiskurse im Fahrwasser pandemischer Volksgesundheitsdiskurse

Während im ersten Lockdown karitative Logiken die öffentliche Thematisierung von Straßenszenen und Sexarbeit beherrschten, nutzten Strafrechtsfeminist_innen die Gunst temporärer Bordellschließungen schon früh, um deren Verstetigung zu fordern. Dies fand zunehmend Gehör. Ein Tweet der Sozialdemokratin Leni Breymaier (2020), der das Komplettverbot von Prostitution in Stuttgart im März als Vorbild für die Zukunft lobte, erntete noch viel Kritik im Netz. Doch schon im Sommer 2020 stimmten – anders als vor der Pandemie – in den strafrechtsfeministischen Diskurs gesundheitspolitische Akteur_innen ein. Vor der Pandemie war der gesundheitspolitische Diskurs von sexualgesundheitspolitischen Stimmen wie der AIDS-Hilfe oder den Gesundheitsämtern geprägt, die zwar teils Zwangsberatungen nach dem Prostituiertenschutzgesetz befürworteten, aber spätestens seit der Aufhebung der Zwangsuntersuchungen von Sexarbeiter_innen 2001 verstärkt Freiwilligkeit von Hilfeangeboten und Akzeptanz von Sexarbeit betonten. Nun unterstützte etwa der für seine Ablehnung von Sexarbeit bereits bekannte, aber in der Pandemie als Gesundheitsexperte viel rezipierte Sozialdemokrat Karl Lauterbach einen prominenten Aufruf von Breymaier für ein „Nordisches Modell“. Im offenen Brief an die Ministerpräsident_innen nannten sie gemeinsam mit weiteren 14 Bundestagsmitgliedern Sexarbeiter_innen „Superspreader“ (Winkelmeier-Becker et al., 2020, 2).

Die Rahmung als Volksgesundheitsproblem verbreiterte die Anschlussfähigkeit des Verbotsdiskurses. Denn in der Reaktivierung der Gesundheitsdiskurse v.a. des 19. Jh. schien die gesamte Bevölkerung Schutz vor Prostitution zu benötigen. Sexarbeiter_innen galten abwechselnd als Täter_innen, die Covid verbreiten, und als Opfer einer – nur mit Strafrecht zu verhindernden – unfreiwilligen Prostitution. Betont wurde individuelle Sexualgewalt, z.B. das „Ausmaß an sexuellen Übergriffen, an massiven physischen und psychischen Verletzungen durch täglich vielfache, erzwungene Penetration“ (ebd., 3). Wenig ver-

wunderlich, aber durch unerwartete Bündnisse gestärkt, zeichnete der strafrechtsfeministische Diskurs ein Bild von Sexarbeit, in dem strukturelle Gewaltursachen wie Armut bestenfalls als Kulisse, nicht aber veränderbare Umstände figurierten.

Thematisierung interner Konflikte im Gewerbe

Bordellbetriebe blieben angesichts dieser politischen Konstellation lange geschlossen. Öffnungen fanden unter Auflagen durch Lockerungen von und Klagen gegen Covid-Verordnungen ab Mitte September 2020 statt sowie nach dem erneuten Lockdown seit Juni 2021. Mittlerweile erlaubt lediglich Bayern Sexarbeit nur als selbständige Tätigkeit und in kleinen Prostitutionsstätten (Doña Carmen, 2021). Die langen Betriebs-schließungen und Arbeitsverbote bedrohten Sexarbeiter_innen ökonomisch – denn selbst für Anspruchsberechtigte liefen der vereinfachte Zugang zu Arbeitslosengeld und Pauschalen für Betriebskosten bald aus. In Leipzig soll für die städtischen Soforthilfen gar ein Branchenausschluss existiert haben (Gilges & Hofstetter, 2020). In der Online-Arbeit (z.B. Chats, Webcamming), auf die viele Sexarbeiter_innen auswichen, traten Widersprüche deutlicher zutage, z.B. da Plattform- und Bezahlsystemanbieter_innen, u.a. wegen des Ausschlusses von Sexarbeit durch viele Anbieter_innen, hohe Prozente fordern können und Geldtransfers schlecht absichern (Alfering, 2020).

Zugleich bot die erzwungene Arbeitspause Zeit für Reflexion und politische Diskussion. Dies förderte die Thematisierung interner Konflikte des Gewerbes. So fragte etwa der Podcast Whoroscope (2020), ob Interessen von Sexarbeitenden und Betreibenden die gleichen seien und anstelle der seit Sommer 2020 dominanten Forderung der Sexarbeitsbewegung, Betriebe zu öffnen, nicht Schutz vor Arbeit unter Covid nötig sei. Solche im Vergleich zu anderen Arbeiter_innenbewegungen auf den ersten Blick zaghaft anmutenden Fragen erklären sich aus der traditionellen Steuerung des Gewerbes durch harsche Kontrollpolitiken, die Handlungsspielräume von Betreibenden und von Arbeiter_innen einschränken, sowie durch eine v.a. polizeiliche und sozialarbeiterische, kaum aber gewerkschaftliche und arbeitspolitische Regulierung und entsprechende Diskurse. Die Thematisierung von Interessenwidersprüchen stellte daher im Sexgewerbe eine wichtige Diskursverschiebung dar.

Im März 2021 kam es zum Eklat zwischen der größten Vereinigung von Sexdienstleister_innen, dem Berufsverband BesD, und seiner AG Antidiskriminierung. Diese legte ihre Arbeit unter Austritt mehrerer Verbandsmitglieder nieder. In einem offenen Brief problematisierten die Ausgetretenen strukturelle Diskriminierungen von nicht weißen, deutschen, cis oder hetero Sexarbeiter_innen im BesD, d.h. dessen mangelnde Intersektionalität und Abgrenzung von der Querden-

kenbewegung sowie das Mundtotmachen von Kritiker_innen und Diskriminierten (AG Antidiskriminierung, 2021).

Der BesD reagierte – den Silencing-Vorwurf bestätigend, so kann es im Lichte des eingangs umrissenen Identitätspolitikdiskurses interpretiert werden – seinerseits mit einem Labeling der Abtrünnigen als „linksidentitär“ (BesD, 2021). Bemerkenswert ist aber auch die Art der Kritik am Verband. Der offene Brief und ein Artikel zum Konflikt (Schmacht, 2021), der in der in linken Kreisen viel gelesenen Zeitschrift „Analyse & Kritik“ erschien, betonen (Mehrfach)Diskriminierung, die verbal entsteht, nicht aus materiellen Verhältnissen. Statt inhaltlicher Positionen, die dadurch in der Sexarbeitsbewegung fehlen, stehen individuelle Opfergeschichten im Vordergrund: aktivistisches Burnout, Erfahrungen mit Behindertenfeindlichkeit und Täter-/Opfer-Umkehr bei Klagen über Diskriminierung. Künftige Statements mit einem neuen Bündnispartner, der Gewerkschaft Freie Arbeiter_innen Union, sind angekündigt. Doch vorerst scheinen Probleme innerhalb des herrschenden Diskurses leichter als individuelle Erfahrung artikulierbar. Aus „grief“ (Leid, individuelle Härten) wird dann keine Artikulation von „grievances“ (kollektives Leiden mit veränderbaren Ursachen), wie Halberstam (2014) es ausgedrückt hat.

Fazit

Der Beitrag analysiert die drei Diskursverschiebungen: Erstens ermöglichte der Ausnahmezustand es, die prekären Teile des Gewerbes als sozial- statt ordnungspolitisches Problem zu adressieren. Zweitens stärkten Volksgesundheitsnarrative den Antiprostitutionsdiskurs. Drittens thematisierten Akteur_innen des Sexgewerbes angesichts finanzieller Nöte und erzwungener Auszeiten verstärkt interne Konflikte. Insgesamt eröffneten sich Sozialer Arbeit, Strafrechtsfeminist_innen und Sexarbeitsaktivist_innen binnen kurzer Zeit jeweils unterschiedliche „policy windows“ (Kingdon, 2003), um ihre Argumente vorzubringen. Dies intensivierte den ohnehin stark polarisierten Sexarbeitsdiskurs in Richtung der bekannten Pole Normalisierung versus Emotionalisierung – wobei der Normalisierungsdiskurs Sexarbeit verstärkt als „normalen“ Teil prekärer Arbeit statt als „Arbeit wie jede andere“ thematisierte. Bemerkenswert ist, dass in allen drei Diskurssträngen – nicht nur in den strafrechtsfeministischen Interventionen, die für Opfernarrative bekannt sind – in spezifischer Weise emotionalisierte und dadurch entstrukturalisierte Opfernarrative prominent waren. Dies kann als Indiz dafür gelesen werden, dass die von van Dyk (2019) als Randphänomen angedeutete Tendenz zur erfahrungsbasierten Politik der Symbole verbreiteter ist als angenommen. Demnach brauchen wir nicht nur Kritiken strafrechtsfeministischer und karitativ-paternalistischer Opferdiskurse, sondern auch eine linke Kritik an Diskriminierungsdiskursen, die nicht in nationalistischen Solidaritäten mündet, sondern die intersektionalen Ansätze herrschaftskritisch unterfüttert.

Literatur

- Adriaenssens, S., Garofalo, G., Oso, L., 2016. Quality of Work in Prostitution and Sex Work. Introduction to the Special Section. *Sociological Research Online* 21 (4). <https://journals.sagepub.com/doi/full/10.5153/sro.4165>
- AG Antidiskriminierung, 2021. Offener Brief an den Berufsverband für erotische und sexuelle Dienstleistungen e.V. <https://whoroscope.eu/wp-content/uploads/2021/03/Open-Letter-to-BesD-eV-german-and-english.pdf>
- Ahmed, S., 2004. *Cultural Politics of Emotion*. Routledge, London.
- Alfering, Y., 2020. So werden Sexarbeiterinnen von Online-Dienstleistern diskriminiert. *Vice-Magazin* vom 9.4.2020.
- Ariana, 2020. Sexarbeit und Corona. <https://nuttenrepublik.com/2020/03/01/sexarbeit-und-corona>
- Bernstein, E., 2010. Militarized humanitarianism meets carceral feminism: the politics of sex, rights, and freedom in contemporary antitrafficking campaigns. *Signs* 36 (1), 45–72.
- BesD, 2020a. Corona-Virus: Das sollten Sexarbeiter*innen (und alle anderen) jetzt beachten. <https://berufsverband-sexarbeit.de/index.php/2020/03/04/corona-virus-das-sollten-sexarbeiterinnen-und-alle-anderen-jetzt-beachten>
- BesD, 2020b. Ohne Titel. <https://berufsverband-sexarbeit.de/index.php/besd-notfall-fonds>
- BesD, 2021. Antworten zu Diskriminierungsvorwürfen gegen den BesD. www.berufsverband-sexarbeit.de/index.php/2021/04/21/antworten-zu-diskriminierungsvorwurfern-gegen-den-besd
- Breymaier, L., 2020. Ohne Titel. Twitter 13.3.2020. <https://twitter.com/LeniBreymaier/status/1238460159623663619>
- Bröckling, M., 2020. Street Worker und Programmierer werden erfinderisch. *Netzpolitik* 19.5.2020. <https://netzpolitik.org/2020/street-worker-und-programmierer-werden-erfinderisch>
- Brunner, M., 2019. Trigger-Warnungen – Zur Politisierung eines traumatherapeutischen Konzepts. In: Brunner, M., Busch, C., Elsun, S. (Hg.), *Trigger Warnung: Identitätspolitik zwischen Abwehr, Abschottung und Allianzen*. Verbrecher Verlag, Berlin, 21–35.
- Bruns, A., 2019. Filter bubble. *Internet Policy Review* 8 (4), 1–14.
- Bumiller, K., 2008. In an Abusive State. How Neoliberalism Appropriated the Feminist Movement against Sexual Violence. Duke University Press, Durham.
- Care Revolution, 2020. Feministische Perspektiven auf Sexarbeit als Care-Arbeit. Interview mit Stephanie Klee, Kathrin Schrader und Jenny Künkel. <https://care-revolution.org/aktuelles/feministische-perspektiven-auf-sexarbeit-als-care-arbeit>
- Carter Olsen, C., LaPoe, V., 2017. “Feminazis,” “libtards,” “snowflakes,” and “racists”: Trolling and the spiral of silence effect in women. *Journal of Public Interest Communications* 1 (2), 1–17.
- Demirović, A., 2017. Die Zumutungen der Klasse. Vielfältige Identitäten und sozialistische Klassenpolitik. *Rosalux* 9 (4). www.zeitschrift-luxemburg.de/die-zumutungen-der-klasse-vielfaeltige-identitaeten-und-sozialistische-klassenpolitik
- Doña Carmen, 2020. Prostitution unter dem Corona-Regime: Verboten oder zulässig? www.donacarmen.de/prostitution-unter-dem-corona-regime-verboten-oder-zulaessig
- Doña Carmen, 2021. Corona-Verordnungen & Prostitutionsgewerbe. www.donacarmen.de/wp-content/uploads/09-Corona-Prostitution-UPDATE-05.07.2021.pdf
- Eribon, D., 2009. *Retour à Reims*. Fayard, Paris.
- European Center for Drugs and Drug Addiction, 2020. EMCDDA update on the implications of COVID-19 for people who use drugs and drug service providers. <http://www.emcdda.europa.eu/publications/topic-overviews/catalogue/covid-19-and-people-who-use-drugs>
- Initiative Sex Workers Solidarity, 2019. Sex Workers Solidarity – eine gewerkschaftlich-feministische Perspektive. In: Künkel, J., Schrader, K. (Hg.), *Sexarbeit – feministische Perspektiven*. Unrast, Münster, 86–95.
- Gilges, G., Hofstetter, J., 2020. Sexarbeit und Corona: Die Pandemie als Druckmittel der Verdrängung. www.gender-blog.de/beitrag/sexarbeit-corona
- Gill, R., 2009. Mediated intimacy and postfeminism: A discourse analytic examination of sex and relationships advice in a women’s magazine. *Discourse & Communication* 3 (4), 345–369.
- Gill, R., Orgard, S., 2020. The shifting terrain of sex and power: from the ‘sexualization of culture’ to #MeToo. *Sexualities* 21 (8), 1313–1324.
- Gruber, A., 2020. *The Feminist War on Crime: The Unexpected Role of Women’s Liberation in Mass Incarceration*. University of California Press, Berkeley.
- Halberstam, J., 2014. You Are Triggering me! The Neo-Liberal Rhetoric of Harm, Danger and Trauma. <https://bullybloggers.wordpress.com/2014/07/05/you-are-triggering-me-the-neo-liberal-rhetoric-of-harm-danger-and-trauma>
- Illouz, E., 2012. *Why Love Hurts: A Sociological Explanation*. Polity Press, Cambridge.
- Kingdon, J., 2003. *Agenda, Alternatives, and Public Policies*. 2nd ed. Longman Press, New York.
- Klimke, D., Lautmann, R., 2021. Die Neoliberalisierung des Sexuellen. Wie der Geschlechterkonflikt vermarktet wird. *CILIP* 42 (2), 17–26.
- Knill, C., 2013. The study of morality policy: analytical implications from a public policy perspective. *J Eur Public Policy* 20 (3), 309–317.
- Künkel, J., 2019. Prostitutionsdiskurse und Regulierungen. In: Künkel, J., Schrader, K. (Hg.), *Sexarbeit – feministische Perspektiven*. Unrast, Münster, 17–27.
- Künkel, J., 2020. Sex, Drugs & Corona. In: Anderson, S., Blok, G., Fabian, L. (Hg.), *Marginalization and Spaces in Times of COVID-19*, 39–50. https://narcotic.city/governing*wp/wp-content/uploads/2020/06/Lockdown*Report.pdf
- Künkel, J., Schrader, K., 2020. Prekarität und Vulnerabilität in der Sexarbeit – Kritische Anmerkungen zum Diskurs der „Armutprostitution“ aus intersektionaler Perspektive. In: Dackweiler, R., Rau, A., Schäfer, R. (Hg.), *Frauen und Armut – Feministische Perspektiven*. Barbara Budrich, Opladen, 219–237.
- Louis, C., 2020. Corona – Chance zum Ausstieg? www.emma.de/artikel/die-chance-zum-ausstieg-337619
- Maga, M., 2019. Mein Weg der heiligen Hure. In: Künkel, J., Schrader, K. (Hg.), *Sexarbeit – feministische Perspektiven*. Unrast, Münster, 50–58.
- Mathieu, L., 2016. Framing abolitionism as an anti-neoliberal struggle: the case of France. <https://hal.archives-ouvertes.fr/hal-01371263>
- Mouffe, C., 2005. *On the political*. Routledge, Abingdon.
- O’Connell Davidson, J., 2015. *Modern Slavery: The Margins of Freedom*. Palgrave Macmillan, London.
- Phipps, A., 2016. Whose personal is more political? Experience in contemporary feminist politics. *Feminist Theory* 17 (3), 303–321.
- Probst, U., 2020. Vielschichtige Lebenswelten, komplexe Vulnerabilitäten – zur Lebens- und Arbeitssituation der Frauen am Straßenstrich im Berliner Kurfürstentempel. *Z Sex Forsch* 33 (4), 193–203.
- Rebelde, R., 2020. Feminismus, Kapitalismus & Sexarbeit. Online-Vortrag am 29.10.2020. <https://aboututopia.org/event/ruby-rebelde>
- Richter, L., 2020. „So schlimm war es noch nie“ – wie das Geschäft mit Sex in der Corona-Krise läuft. *Stern*, 8.4.2020. www.youtube.com/watch?v=r-f3a1O10do
- Robinson, C., 1983. *Black Marxism*. University of North Carolina Press, London.
- Rubin, G., 1984. *Thinking Sex: Notes for a Radical Theory of the Politics of Sexuality*. In: Vance, C. (Hg.), *Pleasure and Danger. Exploring Female Sexuality*. Routledge & Kegan Paul, Boston, 300–309.
- Sablowski, T., 2020. Der Klassencharakter der deutschen Politik in der Coronakrise. *Rosalux* 12 (1). www.zeitschrift-luxemburg.de/der-klassencharakter-der-deutschen-politik-in-der-coronakrise
- Sauer, B., 2019. Mobilizing shame and disgust: abolitionist affective frames in Austrian and German anti-sex-work movements. *Journal of Political Power* 12 (3), 1–21.
- Simon, J., 2007. *Governing through Crime. How the War on Crime Transformed American Democracy and Created a Culture of Fear*. Oxford University Press, Oxford.
- Soiland, T., 2008. Die Verhältnisse gingen und die Kategorien kamen. Intersektionalität oder Vom Unbehagen an der amerikanischen Theorie. *Querelles* 9 (3). www.querelles-net.de/index.php/qn/issue/view/09-3
- Schmacht, C., 2021. Deutsche Zustände in der Hurenbewegung. *Analyse & Kritik* 30 (4). www.akweb.de/bewegung/sexarbeit-querdenken-arbeitsbedingungen-sex-work-antidiskriminierung
- van Dyk, S., 2017. Krise der Faktizität? Über Wahrheit und Lüge in der Politik und die Aufgabe der Kritik. *PROKLA* 47 (1), 347–368.
- van Dyk, S., 2021. Identitätspolitik gegen ihre Kritik gelesen. Für einen rebellischen Universalismus. Vortrag für die Rosa-Luxemburg-Stiftung Nordrhein-Westfalen am 20.04.2021. www.youtube.com/watch?v=GeLc8X5RB6w
- Wagenaar, H., Altink, S., 2012. Prostitution as Morality Politics or Why It Is Exceedingly Difficult to Design and Sustain Effective Prostitution Policy. *Sex Res Soc Policy* 9 (3), 279–297.
- Watson, L., 2014. Why Sex Work Isn’t Work. *Logos* 13 (2–3). <http://logosjournal.com/2014/watson>
- Whoroscope, 2020. #SEXWORKSHUTDOWNDACH. <https://whoroscope.eu/2020/11/09/sexworkshutdowndach-seance-02>

Autorin

Dr. phil. Jenny Künkel, Centre National de la Recherche Scientifique – UMR, 5319 Passages (FR), e-mail: jenny.kunkel@cnsr.fr

Sexualität im Islamischen Fundamentalismus

Britt Ziolkowski

Sexuality in Islamic Fundamentalism

Abstract

The article analyzes the discourse on sexuality in the German Salafism scene: who determines the discourse, how is it disseminated, which ideas of sexuality are characteristic? Relevant pronouncements from various actors are examined. This leads to three theses: (1) The interpretation of the religious sources sometimes leads to ideas of sexuality that differ from the dominant normativity. (2) The concepts of sexuality are based on patriarchal assumptions and desires; they are, for example, also determined by the fear of the attraction of female sexuality. (3) There is a tension between the positive attitude towards sexuality and its taboo.

Keywords: Salafism, Islam, Sexuality, Sex culture, Sex education

Zusammenfassung

Der Beitrag analysiert den Diskurs über Sexualität in der deutschen Salafismus-Szene: Wer bestimmt den Diskurs, wie wird er verbreitet, welche Vorstellungen von Sexualität sind charakteristisch? Es werden relevante Verlautbarungen verschiedener Akteure untersucht. Dies führt zu drei Thesen: (1) Die Auslegung der religiösen Quellen führt teilweise zu Vorstellungen von Sexualität, die sich von der in Deutschland dominierenden Normativität abheben. (2) Die Sexualitätskonzepte basieren auf patriarchalen Annahmen und Wünschen; sie sind bspw. auch durch die Angst vor einer Attraktionskraft der weiblichen Sexualität bestimmt. (3) Es besteht eine Spannung zwischen der positiven Haltung zur Sexualität und ihrer Reglementierung. Schlüsselwörter: Salafismus, Islam, Sexualität, Sexualkultur, Sexualerziehung

Einleitung

Salafisten hängen einer Gesellschaftsutopie an, in der eine gottgewollte Ordnung in einer moralischen Gesellschaft realisiert werden soll. Diese Überlappung von Religion und Moralität bedingt sexuelle Normen, die gesellschaftliche Beziehungen hierarchisiert (vgl. Stein-Hilbers et al., 2000, 11f). Nachfolgend steht der daraus resultierende Diskurs über Sexualität, seine Teilnehmer, Methoden und Inhalte im Zentrum, wobei die islamistische Sicht auf Sexualität nach wie vor eine Forschungslücke darstellt (vgl. Salah, 2019, 126), die sich in eine „scheinbar ständig eskalierende Menge öffentlicher Diskurse über Sexualität“ einfügt (Simon & Gagnon, 2000, 81).

Salafi Sex Talk – von der Moschee zu den Social-Media-Plattformen

Vorstellungen über Sexualität werden in der salafistischen Szene in Deutschland vielfältig geformt und verbreitet. Dabei stellt der große Korpus salafistischer Literatur ein gängiges Transferformat dar, wobei Sexualität eine unterschiedliche Rolle spielt: Einige Werke sind explizit darauf ausgerichtet¹, in anderen ist die Thematik eher marginal.² Die Bücher liegen in deutschen Moscheen aus oder können über Verlage und den Online-Handel gekauft werden.

In der Regel haben Männer die Bücher verfasst, wobei ein Großteil der Autoren nicht der deutschen Szene angehört, sondern in Saudi-Arabien lebt und wirkt. Diese männliche Dominanz charakterisiert die salafistische Ideologie insgesamt: Männer definieren, was erlaubt und verboten, wer Freund und wer Feind ist, wie der oder die Einzelne das Leben gestalten soll.

Moschee-Veranstaltungen – etwa Freitagspredigten – beziehen sich gleichfalls auf Sexualität. Dabei geht es bspw. um *zina*, den außerehelichen Geschlechtsverkehr, und um die damit verbundenen Regelungen des islamischen Strafrechts. Dieser Fokus resultiert aus der grundsätzlich religions- bzw. gesellschaftspolitischen Ausrichtung der Freitagspredigt. Veranstaltungen in der Moschee sind von einem Hierarchie-Gefälle zwischen Imam und Besucher geprägt, dagegen besteht im Unterricht und bei Vorträgen, wenn dort der Fokus auf *zina* liegt, die Möglichkeit zur Interaktion.

Ein drittes Format sind Social-Media-Plattformen. Salafistische Akteure nutzen *YouTube*, um eigene Vorträge zu veröffentlichen. Sexualität kann Thema eines solchen Vortrags sein, wie etwa bei dem deutschen Salafisten Pierre Vogel³,

¹ Das betrifft zum Beispiel das Werk von dem saudischen Gelehrten Abdulrahman al-Sheha, das in deutschen Moscheen in der englischen Übersetzung zu finden ist (vgl. Al-Sheha, 2013). Von Al-Sheha stammt auch das Werk *Frauen im Schutz des Islam* (2003).

² Hierzu zählen Bücher, die zum Beispiel Geschlechterrollen zum Thema haben (vgl. Al-Hashimi, 2010a und 2010b, Abdul Azim, 2005). Dazu zählt auch das Werk von Al-Musnad, das die Rechtsgutachten verschiedener saudischer Gelehrter zum Thema Frau vereint (Al-Musnad, 2007).

³ Pierre Vogel verfügt über einen eigenen Kanal (*Pierre Vogel*, 42.600 Abonnenten – Stand 30.12.2020). Für die Analyse wurden zudem Videos von Ahmad Armih, alias Abul Baraa, berücksichtigt, der ebenso einen eigenen Kanal betreibt (*Abul Baraa Tube*, 40.100 Abonnenten – Stand 30.12.2020). Bei beiden Männern handelt es sich um Salafisten mit überregionaler Bedeutung und einer entsprechenden Reichweite. Das spiegelt sich zum Teil in den Abrufzahlen der Videos wider. So wurde Vogels Beitrag mit dem Titel „Muslim und schwul?“ (hochgeladen am 8.04.2018) über 130.000 mal aufgerufen (Stand 30.12.2020).

doch ist es eher selten, dass sich ein Kanal dem Thema explizit widmet.⁴ Bei dem Instant-Messenger-Dienst *Telegram* sind die Kanäle, die Sexualität thematisieren, sehr textlastig, sodass Frauen leichter am Diskurs teilnehmen können, da sie nicht zu sehen und zu hören sein müssen, diese Auftritte also mit den salafistischen Geschlechter-Vorstellungen vereinbar sind. Daneben gibt es Kanäle, die von Frauen betrieben werden und Aspekte der weiblichen Lebenswelt beleuchten.⁵ Aber auch in anderen Kanälen findet das Thema Sexualität am Rande Erwähnung.⁶

Der Platz, den Sexualität in den unterschiedlichen Formaten einnimmt, variiert stark; auch wenn eine Verbindung zur Sexualität nicht die erste Assoziation ist, taucht das Thema mitunter auf⁷, oder Sexualität ist nur ein Randthema, etwa wenn ein Rollenmodell v.a. für Frauen formuliert wird. Widmen sich Buchautoren ausschließlich dieser Thematik, können die Bücher als Handbuch für den Umgang mit Sexualität verstanden werden. Die Social-Media-Produkte hingegen entsprechen, wegen der Interaktionsmöglichkeit, eher einer Sexualberatung.

Innerhalb der Formate verwenden die Akteure verschiedene Textgattungen. Einfache Ausführungen stehen in Relation zur *Fatwa*. Die *Fatwa* ist ein Gutachten, das der islamischen Rechtsfindung dient und die zugrundeliegenden religiösen Normen erkundet. Sie beantwortet eine konkrete Frage. Ihr Gewicht erhält sie durch die Autorität des Ausstellers: Zwar ist eine *Fatwa* nicht bindend, ihr Einfluss ist aber nicht zu unterschätzen, wenn sie von einem bekannten Gelehrten stammt. Die Ausführungen argumentieren mit Koranversen und *Hadithen* (Überlieferungen über Handlungen und Aussprüche, die dem Propheten zugeschrieben werden). Es werden somit alte Texte herangezogen, um Fragen der Gegenwart zu beantworten. Manchmal finden aber auch zeitgenössische Argumente Eingang in die Erörterung, bspw. in Form von Bezügen zu Medienbeiträgen oder angeblichen wissenschaftlichen Erkenntnissen.⁸

Salafistische Sexualitäts-Konzepte

Grundsätzlich steht der Salafismus der Sexualität bejahend und positiv gegenüber, d.h. die sexuellen Wünsche nach körperlichen Vergnügungen und Genuss der Gläubigen werden anerkannt; Askese ist verpönt (vgl. *Angelegenheiten des Sexuallebens*, 26.12.2019; Al-Sheha, 2013, 3ff).⁹ Begründet wird diese Positivität v.a. durch drei funktionale Aspekte von Sexualität: Sexuelle Zufriedenheit der Gläubigen, körperliche Gesundheit und Gottesdienst. Salafistische Akteure betonen immer wieder, der Geschlechtsverkehr diene der körperlichen Gesundheit. Flüssigkeiten, die angeblich schaden, wenn sie im Körper verbleiben, würden dabei ausgestoßen (vgl. *Angelegenheiten des Sexuallebens*, 26.12.2019). Und schließlich könne das Ausleben von Sexualität als eine Art Gottesdienst gelten (vgl. Al-Sheha, 2013, 4). Hierbei müsste der Gläubige die „aufrichtige Absicht“ verfolgen, den Geschlechtsverkehr zum „Wohlgefallen ALLAHs“ durchzuführen. Dazu zählt die Absicht, die *umma*, die islamische Gemeinschaft, zu vergrößern (vgl. *Angelegenheiten des Sexuallebens*, 26.12.2019). In diesem Sinne gleiche der Geschlechtsverkehr einer *sadaqa* (freiwillige Gabe) und sei eine gute Tat (vgl. Vogel, 2019b).

Allerdings habe Gott das Ausleben der Sexualität reglementiert: Sexuelle Wünsche müssen im Rahmen der Scharia-Grenzen¹⁰ ausgelebt werden – also innerhalb der Gesamtheit der islamischen Normen (vgl. Al-Sheha, 2013, 3) –, was vor Schaden schützen würde (vgl. Vogel, 2019b). Sexuelle Beziehungen außerhalb der von der Scharia gesetzten Grenzen würden den Menschen auf eine Stufe mit den Tieren stellen, sie seien eine „schwere Sünde“ (Al-Sheha, 2013, 5). Das Nichteinhalten dieser göttlichen Regeln, so das Narrativ, führe den Gläubigen direkt in die Hölle. Hierzu beziehen sich die Akteure zum Beispiel auf das *Hadith*: „Das, was den Menschen am meisten in die Hölle bringt, sind der Mund und die Geschlechtsteile.“ (zit.n. Vogel, 2019a) Doch wie sehen diese göttlichen Normen im Einzelnen aus?

Ehe oder Mehrehe als legaler Rahmen für Sexualität

Das Ausleben der Sexualität ist an die Ehe gebunden, sie sei der einzige legale Rahmen für den Geschlechtsverkehr (vgl. Vogel, 2019b) und den Abbau sexueller Spannungen (vgl. Al-Sheha, 2013, 4). Der Ehebund ermögliche Mann und Frau die Abkehr „von unberechenbaren animalischen Trieben“ (Al-Hashimi,

⁴ Zu nennen ist hier der Kanal *Angelegenheiten des Sexuallebens*.

⁵ Hierzu zählen die vier Kanäle *We ♥ Niqab*, *Muwahidat*, *Masaa2il al Nisaa*, *Muwahidat Fi Dunya*.

⁶ Das trifft zum Beispiel auf die beiden Kanäle *Islamischer Kanal* und *Schüler von Sheikh Abdellatif* zu.

⁷ Zu nennen sind hier ein Werk über Zauberei (Bali, 2014), sowie das Buch über das Fasten (Bin Radhan, 2018).

⁸ Pierre Vogel geht in einem seiner Videos zum Beispiel auf eine Studie ein, die im Kölner *Express* Erwähnung fand (vgl. Vogel, 2017).

⁹ Allerdings ist festzuhalten ist, dass eine enorme Bandbreite an Handlungen als potentiell sexuell konnotiert gilt.

¹⁰ Scharia umfasst die Gesamtheit der göttlichen Normen, wobei die Muslime unterschiedliche Ansichten darüber haben, was gottgewollt ist. Es gibt also unterschiedliche Lesarten dessen, wobei die salafistische eine darstellt.

2010a, 106) und schütze vor Handlungen, die nicht im Einklang mit dem Gesetz Gottes stehen (vgl. Al-Sheha, 2013, 5).¹¹

Dennoch gibt es eine Norm, die das Ausleben der Sexualität für den Mann erweitert: Es ist ihm gestattet, mit mehreren Frauen eine Ehe einzugehen. Zu dieser Praxis finden sich in den salafistischen Medien immer wieder apologetische Abhandlungen: Der Koran ermutige zwar nicht zur Mehrehe, toleriere diese jedoch, sie könne bspw. den sozialen Frieden sichern, etwa wenn die Frau krank oder unfruchtbar ist und ihren vermeintlichen ehelichen Pflichten nicht nachkommen könne. Für sie sei es besser, nicht geschieden zu werden und bei ihrem Ehemann zu bleiben (vgl. Al-Sheha, 2003, 60). Sinnvoll sei die Mehrehe auch, wenn in einer Gesellschaft mehr Frauen als Männer leben (vgl. Abdul Azim, 2005, 58ff). Denn wenn jeder Mann nur eine Frau heiraten würde, was würde dann mit all jenen Frauen geschehen, für die eine Ehe nicht möglich ist? Mögliche Szenarien seien in solchen Fällen: Unzucht, Ehebruch und lesbische Beziehungen (vgl. Al-Sheha, 2003, 60). Ähnliches gilt für Männer, denen eine Frau nicht zur Befriedigung ihre Sexualität reiche: Um außereheliche Kontakte zu unterbinden, wird auch hier die Mehrehe empfohlen (vgl. *Angelegenheiten des Sexuallebens*, 26.02.2020).

Homosexualität

Der Salafismus fordert auf Grundlage einer binären Geschlechterordnung Heterosexualität als soziale Norm ein. In diesem Sinne ist Homosexualität verboten, stellt eine Sünde dar, was u.a. mit der Vernichtung des Volkes Lots durch Allah belegt wird.¹² Zudem wird der Ehebund als einzig legaler Rahmen für den Geschlechtsverkehr angesehen – und dieser könne nur zwischen Mann und Frau geschlossen werden (vgl. Vogel, 2018).

Pierre Vogel gibt muslimischen Männern, die homosexuelle Neigungen haben, in einem seiner Videos Ratschläge, wie sie damit umgehen sollen. So sei zunächst die Erkenntnis, dass es sich bei Homosexualität um Sünde handle, ein wichtiger Schritt für die betreffende Person. Der Betroffene solle sich zudem vornehmen, diese Sünde nicht mehr zu begehen. Gelingt es ihm, sich von homosexuellen Handlungen fernzuhalten, würde Gott ihn belohnen. Darüber hinaus empfiehlt Vogel die *du'a* (Bittgebet); Menschen könnten dadurch Ver-

änderungen herbeiführen: Er selbst kenne einen Muslim, der mit einem Mann verheiratet war, später jedoch aktiver Akteur der salafistischen Missionierungsbemühungen wurde. Und schließlich regt Vogel einen tabuisierten Umgang an: „Wenn man in diese Sünde hineingefallen ist, sagt man sie niemandem.“ (Vogel, 2018)

Unzucht – *zina*

Warnungen vor Unzucht (*zina*) nehmen einen relativ großen Raum ein. Darunter wird außerehelicher Geschlechtsverkehr verstanden, der neben Polytheismus, Zauberei und Töten zu den großen Sünden zählt (vgl. Dali, 2018). Für Salafisten beginnt die Problematik jedoch bereits vor dem außerehelichen Geschlechtsverkehr, was sie von folgendem Koranvers ableiten: „Und nähert euch nicht der *zina*.“ In der Praxis geht es dabei um Handlungen, die zum unehelichen Geschlechtsverkehr und damit der Sünde führen können: Dazu zählen der Handschlag zwischen Mann und Frau, eine als freizügig wahrgenommene Art sich zu kleiden oder das Gespräch über eigene sexuelle Erfahrungen (vgl. Vogel, 2017; Dali, 2018).

Ebenso wie die Mehrehe, gilt auch das Verbot des unehelichen Geschlechtsverkehrs als ein Baustein zum Schutz der Gesellschaft und des einzelnen Menschen. In einem seiner Videos zitierte Pierre Vogel aus einer im Kölner *Express* besprochenen soziologischen Studie, die angeblich auf Basis von Interviews mit Frauen einen Zusammenhang zwischen der Anzahl der Sexualpartner und der Stabilität einer Ehe herstellte.¹³ Für Vogel lautete das Resultat, „Sag mir wie viele Sexpartner du hattest und ich sage dir, wie lange deine Ehe hält.“ Studienteilnehmerinnen, die ihren ersten Sexualpartner geheiratet haben, würde seltener geschieden als andere Frauen, woraus Vogel folgerte: „Der Islam schützt die Ehe.“ (Vogel, 2017)

Der saudische Salafist Abdulrahman al-Sheha führt einen ganzen Katalog von Gefahren an, die aus *zina* resultieren sollen, einschließlich pseudowissenschaftlicher Argumente, die auf eine Verbreitung von tödlichen Krankheiten, psychische Auffälligkeiten bei unehelichen Kindern oder moralischen Verfall verweisen. Darüber hinaus bestrafe Gott Gemeinschaften, in denen Unzucht verbreitet ist (vgl. Al-Sheha, 2013, 57ff).

Die drohende göttliche Bestrafung weist auf den hohen Stellenwert dieser religiösen Norm hin. Aus islamrechtlicher Sicht wird ein Vergehen in diesem Zusammenhang als Verletzung des göttlichen Anspruchs gegenüber dem Menschen verstanden und mit der Forderung nach *Hadd*-Sanktionen (in diesem Fall Steinigung bzw. Peitschenhiebe) verbunden, wie sie sich in den religiösen Quellentexten finden und worauf auch Akteure zum Beispiel aus Saudi-Arabien explizit verweisen (vgl. Abdul Azim, 2005, 30).

¹¹ Es existiert jedoch ein weiteres Beziehungsmodell, das den Geschlechtsverkehr legitimiert: die Verbindung mit Sklavinnen. Die Verbindung von Sklaverei und Sexualität ist subtil gestaltet. So heisst es etwa zum Verbot von sexuellen Handlungen während eines Ramadan-Tages über das Fasten: „Dabei ist es unerheblich – und dies gilt unter Übereinkunft der Gelehrten – ob es sich um die Ehefrau, um eine Sklavin, um eine ‚scheinbare‘ Ehefrau, oder um eine Frau handelt, mit der man nicht verkehren darf.“ (Bin Radhanm, 2018, 95) Die Schnittmenge Sexualität und Sklaverei ist auch in der Fatwa-Sammlung von Muhammad bin Abdul-Aziz al-Musnad in einem Rechtsgutachten zum Coitus interruptus zu finden, in dem zwischen freier Frau und Sklavin unterschieden wird (vgl. Al-Musnad, 2007, 196).

¹² Vgl. [https://de.wikipedia.org/wiki/Lot*\(Bibel*und*Koran\)](https://de.wikipedia.org/wiki/Lot*(Bibel*und*Koran))

¹³ Vogel bezieht sich auf den Artikel „Sex-Studie: Die Aktiven sind schlechte Ehepartner“, der am 6.1.2017 im Kölner *Express* erschienen ist.

Salafisten in Deutschland äußern sich in der Regel sehr zurückhaltend zu diesen islamrechtlich legitimierten Strafen, kollidieren sie doch mit dem Grundgesetz der Bundesrepublik. Nur selten finden sich so eindeutige Statements, wie in einem Video von Vogel, in dem er über die Bestrafung für homosexuelle Handlungen spricht. Diese setzt er mit außerehelichem Geschlechtsverkehr gleich und nennt die Todesstrafe und Peitschenhiebe als legitime Sanktionen (vgl. Vogel, 2018).¹⁴

Die in Deutschland ansässigen Akteure konzentrieren sich auf die hiesigen Herausforderungen. Dabei gibt es ein Bewusstsein dafür, dass sich der Salafismus als sexuelle Szene in Deutschland weit entfernt vom Mainstream bewegt. Das betrifft insbesondere die Ablehnung vom unehelichen Geschlechtsverkehr: „Wir leben in einer Gesellschaft, wo der uneheliche Geschlechtsverkehr propagiert wird“, stellt Vogel fest und verweist auf einen daraus resultierenden Gruppenzwang (Vogel, 2017). Vogel appelliert an die Einsichtsfähigkeit: „Du entscheidest, ob du unehelichen Geschlechtsverkehr hast, oder nicht.“ Auch wenn die Versuchung in Deutschland groß sei – Allah würde keine Ausreden akzeptieren (Vogel, 2019a).

Jungfräulich in die Ehe gehen

Eng mit *zina* verknüpft, ist die Vorstellung von den jungfräulichen Ehepartnern, die kontrovers diskutiert wird. Grundsätzlich gilt es, ohne vorherige sexuelle Beziehung in eine Ehe einzutreten. Immer wieder wird das Verhalten von Männern kritisiert, die diesen Anspruch lediglich für Frauen als verpflichtend erachten, während sie selbst sexuelle Erfahrungen sammeln wollen (vgl. Vogel, 2017). In einem mutmaßlich von einer Frau betriebenen Telegram-Kanal findet sich ein Kommentar zur Ablehnung von Frauen, die bereits sexuelle Erfahrungen in einer Ehe gesammelt haben: „Es ist zwar gut eine Jungfrau zu heiraten, dennoch ist dies kein Maßstab!“ Sie verweist auch auf Mohammed, unter dessen Ehefrauen nur eine Jungfrau war. Die Akteurin betont jedoch, dass es ihr explizit um die Frauen geht, die ihre sexuellen Erfahrungen in einer vorherigen Ehe gesammelt haben (vgl. We ♥ Niqab).

Geschlechtsverkehr als eheliche Pflicht

Regelmäßiger Geschlechtsverkehr wird als eheliche Pflicht betrachtet. Ausnahmen, die es der Frau gestatten, sexuelle Handlungen abzulehnen, sind psychische und körperliche Krankheiten (vgl. Al-Musnad, 2007, 218). Für den Mann gilt hingegen, dass längere Abwesenheiten oder religiöse Hinga-

be verboten sind, wenn sie die ehelichen Pflichten verhindern (vgl. Al-Sheha, 2003, 41f). Selbst über den Rhythmus gibt es konkrete Vorstellungen: Offenbar gehen viele Gelehrte davon aus, dass Mann und Frau mindestens einmal in vier Monaten Geschlechtsverkehr haben sollten (vgl. *Angelegenheiten des Sexuallebens*, 13.01.2020). Zugleich gibt es Zeiten, in denen keine sexuellen Kontakte stattfinden sollen. So sei es nicht zulässig, im Monat Ramadan zwischen Sonnenauf- und Sonnenuntergang Geschlechtsverkehr zu haben. Das gleiche gilt für die Zeiträume der Menstruation und des Wochenbetts (vgl. Al-Uthaimin, 2010, 7 und 27).

Der Sexualtrieb

Generell herrscht ein Konsens darüber, dass das sexuelle Verlangen des Mannes größer sei als das der Frau (vgl. Al-Musnad, 2007, 283), womit immer wieder die Mehrehe legitimiert wird. Bei sexuell sehr fordernden Männern sei es möglich, dass eine Ehefrau nicht in der Lage ist, das Verlangen zu stillen. Für die Frau sei es besser, wenn der Mann in diesem Fall die Mehrehe eingehe, als wenn er seinen Sexualtrieb außerhalb der Ehe befriedige (vgl. Al-Sheha, 2003, 60). Auch in Hinblick auf die Frage, warum Frauen keine Mehrehe eingehen dürfen, argumentieren Salafisten mit dem männlichen Sexualtrieb: „Es ist für eine Frau zweifelsohne unmöglich, all die Begierden, Bedürfnisse und Verlangen der Männer zu erfüllen“ (Al-Sheha, 2003, 62).

Wenngleich die Darstellung der weiblichen Sexualität häufig mit Zuschreibungen wie „Zärtlichkeit“ und „Schutz“ verbunden ist (Al-Sheha, 2003, 43), sprechen Salafisten den Frauen auch einen Sexualtrieb zu, wie sich bspw. aus den Empfehlungen zur Häufigkeit von Geschlechtsverkehr ableiten lässt. So heißt es manchmal, dass Geschlechtsverkehr so oft erfolgen soll, wie ihn die Frau verlangt und der Mann dazu in der Lage ist (vgl. *Angelegenheiten des Sexuallebens*, 13.01.2020).

Die sexuelle Triebkraft als Gefahr – *Fitna*

Salafisten konstruieren einen Zusammenhang zwischen Klima/Temperatur auf der einen und Sexualtrieb der Frau auf der anderen Seite. Mediterranes oder gar tropisches Klima, so die Logik, würde die Erregung der Frauen derart steigern, dass eine Beschneidung sinnvoll sei (*Schüler von Sheikh Abdellatif*). Wenngleich bei dieser Positionierung eine weiterführende Erläuterung fehlt, so ist offensichtlich, dass Salafisten in der sexuellen Triebkraft eine Gefahr sehen. Ausdruck findet dies in dem Begriff *fitna*, der in etwa Versuchung oder Aufruhr bedeutet. Interessant ist dabei die eindimensionale Wahrnehmung der ausschlaggebenden Kraft – denn diese wird ausschließlich Frauen zugeschrieben: Die Frau sei es, die den Mann „unachtsam und schwach“ mache, sie könne die „religi-

¹⁴ Der so genannte Islamische Staat (IS), der ebenfalls dem Salafismus zuzurechnen ist, hat die geforderten Sanktionen in seinem Herrschaftsgebiet umgesetzt. Besonders bemerkenswert ist sein Vorgehen mit homosexuellen Männern, die mit dem Sturz von einem Hochhaus für ihre vermeintlichen Vergehen bestraft wurden (vgl. Zelin & Olidort, 2016).

öse Hingabe schmälern“. Vor diesem Hintergrund warne der Islam die Männer „vor der Prüfung und Verführung (*fitna*) durch die Frauen.“ (Al-Hashimi, 2010a, 119). Um die Gefahr der *fitna* zu verringern, propagieren Salafisten eine klare Geschlechtertrennung von Mann und Frau in der Öffentlichkeit wie auch im Privaten. Frauen sollen keinen Kontakt mit „fremden Männern“ haben (Al-Hashimi, 2010b, 286). Für Personen, die in einer *mahram*¹⁵-Beziehung zu der Frau stehen, gilt die Pflicht zur Geschlechtertrennung nicht: Das betrifft zum Beispiel den Ehemann, Sohn, Vater, Bruder, Onkel, Großvater, Schwiegersohn oder Neffen. Die Möglichkeit inzestuöser Beziehungen wird nicht berücksichtigt. Dagegen warnen Salafisten vor bestimmten Personengruppen: zum Beispiel dem Schwager. Bei ihm sei es am wahrscheinlichsten, dass er sich „zur Sünde“ verführen lasse, und zwar weil er dem Ehemann ähnlich sei und häufig leichten Zutritt zum Haus der Frau habe (vgl. Al-Hashimi, 2010b, 87).

In Hinblick auf *fremde* Männer bezieht sich das Prinzip der Geschlechtertrennung auf jegliche Art von Körperkontakt, wie zum Beispiel den Handschlag: „Für den Mann ist es eine der größten Versuchungen, eine Frau zu berühren, mit der er nicht verwandt ist“ (Al-Musnad, 2007, 204). Ebenso soll eine Frau nicht mit *fremden* Männern korrespondieren, weil das Sprechen und Schreiben „eine Quelle der Verführung“ sei (Al-Musnad, 2007, 208.). In Situationen, in denen eine Frau und ein *fremder* Mann aufeinandertreffen, müssten wiederum bestimmte Bedingungen erfüllt sein. So sollte darauf geachtet werden, dass eine Frau und ein *fremder* Mann niemals alleine an einem Ort seien (Al-Musnad, 2007, 206).

Erscheinungsbild der Frau

Gegenüber Frauen bestehen eine Reihe von Forderungen. So wird von ihnen ein konkretes äußeres Erscheinungsbild erwartet: Hierzu zählen zunächst einmal der *hijab* (für das Bedecken der Haare), der *niqab* (Gesichtsschleier) und ein weites Gewand, das die Körperkonturen der Frau nicht erkennen lässt (vgl. *Muwahidat*; Al-Musnad, 2007, 265, 279, 285). Das Tragen dieser Kleidung wird als göttlicher Befehl dargestellt, der die Frau „vor Unmoral und Fehler“ bewahrt (Al-Hashimi, 2010b, 89) und „Anstand“ gewährleistet (Abdul Azim, 2005, 70). Daneben geht es auch um den Verzicht auf Make-up, selbst dann, wenn das Gesicht und die Augen der Frauen durch den *niqab* bedeckt sind (vgl. We ♥ Niqab). Diese Regeln gelten auch für Frauen im hohen Alter, weil man auch ihnen nicht abspricht „Quelle der Versuchung“ sein zu können (Al-Musnad, 2007, 259).

¹⁵ Der arabische Begriff *mahram* bezeichnet eine spezifische Verbindung zwischen zwei Personen. Zu einer Frau ist jeder Mann *mahram*, den sie – aus islamrechtlicher Perspektive – nicht (mehr) heiraten kann: ihr eigener Ehemann, ihr Vater usw.

Die salafistischen Akteure weisen Frauen auch immer wieder darauf hin, dass sie in der Öffentlichkeit kein Parfüm tragen sollen (vgl. We ♥ Niqab; Al-Hashimi, 2010b, 87; Al-Musnad, 2007, 276). Zudem gelten für Frauen besondere Vorgaben in Hinblick auf den Gebrauch ihrer Stimme: So sei eine „weiche, schmeichelnde Stimme“ auf jeden Fall zu vermeiden, weil das Begierden schüren würde (Al-Musnad, 2007, 233; We ♥ Niqab). Ebenso soll die Frau vor *fremden* Männern den Blick senken (vgl. Al-Hashimi, 2010b, 262; Al-Musnad, 2007, 179). Und auf gar keinen Fall dürfe sie ihrem Ehemann das Aussehen einer Freundin oder Bekannten beschreiben (vgl. Al-Hashimi, 2010b, 262f).

Hinter all diesen Verboten steht die Annahme, dass ein bestimmtes Verhalten der Frau zu „lüsternen und sexuellen Handlungen“ führen könne (Al-Musnad, 2007, 322). Um den Frauen die Bedeutung all jener Verbote zu verdeutlichen, verweisen Salafisten auf verschiedene religiöse Quellentexte, in denen mit Höllenqualen als Strafe für ein Zuwiderhandeln gedroht wird.¹⁶

Neben der Gefahr, die von der weiblichen Sexualität ausgeht, thematisieren Salafisten auch die Zauberei als mögliches Problem. Eine zentrale Rolle nimmt hier das Konzept *rabt* ein, das die Unfähigkeit zum Geschlechtsverkehr beschreibt und von dem nach salafistischer Auffassung sowohl Mann als auch Frau betroffen sein können und das dann greift, wenn alle organischen Ursachen für die sexuellen Probleme ausgeschlossen wurden. Bei der Frau könne sich der Zauber in verschiedenen Formen zeigen: Zum Beispiel wenn sie ihre Beine eng zusammenpresst und der Penis nicht in sie eindringen kann. Ebenso kann sich *rabt* darin zeigen, dass sie die sexuelle Erregung verliert. Möglich sei zudem, dass die Frau jedes Mal, wenn der Mann mit ihr Geschlechtsverkehr haben möchte, zu bluten beginnt. Ein Zauber sei ebenfalls wahrscheinlich, wenn der Penis in der Vagina auf ein fleischiges Hindernis treffe (vgl. Bali, 2014, 188ff). Bei dem Mann drückt *rabt* grundsätzlich fehlendes sexuelles Verlangen aus. Nach salafistischer Auffassung ist dafür ein *jinn* (Geist) ursächlich, der Seele und Körper von Mann und Frau beeinträchtigt (vgl. ebd., 187). Als Behandlung für dieses Problem kursieren Empfehlungen, die von der Rezitation bestimmter Koranverse bis zum Einsatz von Schwarzkümmelöl reichen (vgl. ebd., 191ff).

¹⁶ Zu nennen ist hier zum Beispiel das *Hadith*, mit dem Al-Hashimi vor den jenseitigen Konsequenzen bei Zuwiderhandeln warnt. So soll der Prophet Mohammed Folgendes gesagt haben: „Es gibt zwei Arten der Bewohner der Hölle, die ich noch nicht gesehen habe: Männer mit Peitschen wie die Schwänze von Rindern, mit denen sie die Menschen schlagen, und Frauen, die bekleidet und doch nackt sind, mit einem verführerischen Gang laufen und mit etwas auf ihrem Kopf, das aussieht wie der Höcker von Kamelen, sich auf eine Seite neigend. Sie werden niemals das Paradies betreten oder auch nur dessen Duft riechen, obwohl sein Geruch aus der Entfernung wahrgenommen werden kann.“ Für Al-Hashimi betrifft dies Frauen, „die den Verführungen ihres Egos erlegen und vom Wege abgekommen sind“ (Al-Hashimi, 2010b, 88).

Sexuelle Praktiken zwischen *halal* und *haram*

Die Verlautbarungen der salafistischen Akteure zu sexuellen Praktiken ergeben ein ambivalentes Bild. Alles sei erlaubt, solange es kein explizites Verbot gebe (vgl. Vogel, 2011a). Oder: Die Eheleute dürften durchaus gemeinsam „Sachen“ ausprobieren (Vogel, 2011b). Dafür gilt, wie für viele andere Bereiche auch, dass menschliche Handlungen im islamischen Recht in fünf Kategorien unterteilt werden. Neben *halal* (erlaubt) und *haram* (verboten) kann eine Handlung zudem auch als obligatorisch, erwünscht oder verpönt angesehen werden.

Zwei Personen

Dementsprechen gibt es einen Kanon von Ge- und Verboten. So ist geregelt, dass grundsätzlich zwei Personen (Eheleute) am Ausleben von Sexualität beteiligt sein müssen. In diesem Sinne lehnen die Salafisten Masturbation ab (vgl. Abul Baraa, 2018b).

Diese quantitative Bedingung gilt zugleich für polygyn lebende Männer: Der Geschlechtsverkehr mit ihren Ehefrauen muss seriell stattfinden: „Jede Frau hat ihre eigene Zeit, der Ehemann führt eine Ehe mit jeder einzelnen Frau, und die Intimitäten finden zwischen ihm und der jeweiligen Frau statt.“ (*Islamischer Kanal*) Auch die Anwesenheit einer weiteren Ehefrau beim Geschlechtsakt lehnen Salafisten ab. Dabei argumentieren sie: „Eine Frau sollte nicht auf die Nacktheit einer anderen Frau sehen.“ (*Angelegenheiten des Sexuallebens*, 9.2.2020)

Was den eigentlichen Geschlechtsakt angeht, so messen Salafisten dem Vorspiel eine besondere Bedeutung bei: Dieses sei wichtig, weil es die Liebe zueinander vergrößere (vgl. Al-Sheha, 2013, 38f) und eine harmonische Stimmung begünstige (vgl. *Angelegenheiten des Sexuallebens*, 2.1.2020). Mann und Frau dürfen sich beim Geschlechtsverkehr zudem gegenseitig nackt sehen (Al-Musnad, 2007, 199). Erlaubt seien außerdem sämtliche Stellungen, das betrifft auch Positionen, bei denen sich die Frau über dem Mann befindet (vgl. Vogel, 2019b).

Sprache

Ebenso gibt es in Hinblick auf die Sprache spezifische Vorstellungen: Die Rede ist von „liebenswürdige[n] Worte[n]“ (*Angelegenheiten des Sexuallebens*, 2.1.2020) und von einer Sprache, die der „Art des Gläubigen“ entspricht: „Der Gläubige ist kein Schmäher, kein Fluchender, kein Schandhafter und kein Schamloser.“ In diesem Sinne erachten die Salafisten Begriffe wie „Hure“ oder „Schlampe“ innerhalb der Ehe als Sünde. Umgangssprachliche Bezeichnungen der Geschlechtsteile seien hingegen erlaubt (*Angelegenheiten des Sexuallebens*, 3.1.2020).

Reinheit

Einen besonderen Wert legen die Akteure auf Reinheit. Hier reiht sich der Salafismus in andere religiös-gerahmte sexuelle Diskurse ein, die einen Zusammenhang zwischen Sexualität, Reinheit und Sakralität herstellen (vgl. Schneider, 2011, 103). Dabei geht es zum Beispiel um das Verbot des Analverkehrs und den Geschlechtsakt während der Menstruation. Beides wird aus hygienischen Gründen abgelehnt. Zudem beziehen sich die Salafisten auf religiöse Quellen. So wird das Verbot des Analverkehrs mit einem *Hadith* begründet, nach dem der Prophet gesagt haben soll: „Verflucht ist der, der analen Geschlechtsverkehr mit einer Frau hat.“ (Al-Musnad, 2007, 204) In Hinblick auf das Verbot des menstrualen Geschlechtsakts verweisen Salafisten mitunter auf Sure 2/222: „Und man fragt dich nach der Menstruation. Sag: Sie ist ein Leiden. Darum haltet euch während der Menstruation von den Frauen fern, und kommt ihnen nicht nahe, bis sie (wieder) rein sind! Wenn sie sich dann gereinigt haben, dann geht zu ihnen, so wie Allah es euch befohlen hat!“ (Vogel, 2019b)

Oralverkehr

Die Haltung zum Oralverkehr ist ambivalent. Einige Akteure verweisen auf Meinungsverschiedenheiten unter den Gelehrten. Es gebe Gelehrte, die Oralverkehr als verboten ansehen, andere erachten ihn als erlaubt und wieder andere halten Oralverkehr für unbeliebt (vgl. *Angelegenheiten des Sexuallebens*, 17.1.2020; Abul Baraa, 2018a). Sie stellen dann aber in der Regel fest, dass die Beweise für das Verbot schwach seien. Allerdings nennt Pierre Vogel zwei Bedingungen, die er an die Praxis knüpft: Zum einen muss Unreinheit, in diesem Fall der Kontakt mit Urin, vermieden werden. Zum anderen dürfe der Oralverkehr kein Ersatz für den eigentlichen Geschlechtsverkehr sein: „weil der Sinn der Heirat ist auch, Kinder zu bekommen etc.“ (Vogel, 2019b). In diesem Sinne propagiert er Oralverkehr als erlaubt, solange der Mann vaginal ejakuliert.

Verhütung

Die gleiche Argumentation – der Geschlechtsverkehr als Mittel zur Vergrößerung der islamischen Gemeinschaft – spielt auch bei der Frage der Verhütung eine Rolle. Geburtenkontrolle lehnen Salafisten grundsätzlich ab. Allerdings gebe es Ausnahmen, und zwar in Fällen, in denen der Frau Schwangerschaft und Geburt aufgrund von Gesundheitsrisiken nicht zugemutet werden sollten. Dies wiederum sehen die Salafisten erfüllt, wenn die Frau krank ist oder sich körperlich noch nicht von einer vergangenen Schwangerschaft erholt hat. Dabei betonen die Akteure, dass die Geburtenkontrolle nicht von Dauer sein darf (vgl. Al-Musnad, 2007, 195f; Vogel, 2011a). Abso-

lute Ablehnung erfährt die Geburtenkontrolle zudem, wenn sie mit finanziellen Aspekten begründet wird oder die Eheleute keinen Kinderwunsch hegen (vgl. Vogel, 2011a). Was die Methoden der Geburtenkontrolle betrifft, so wird zwischen einer situativen Empfängnisverhütung unterschieden – wie sie mit dem *Coitus interruptus* bereits in den *Hadithen* thematisiert wird – und einer dauerhaften Möglichkeit wie mit der Sterilisation gegeben ist. Letztere gilt als nicht erlaubt (vgl. Al-Musnad, 2007, 196f; Vogel, 2011a). Ebenso findet die Anwendung der Spirale Ablehnung, da diese Methode als Abtreibung gewertet wird (vgl. Vogel, 2011a).

Abgrenzung gegenüber Praktiken der Ungläubigen

Salafistische Akteure, die in Deutschland leben, nehmen immer wieder Abgrenzungsversuche vor. Dabei stellen sie sich und ihre Auffassungen zur Sexualität all denen gegenüber, die eine andere Auffassung vertreten, die in der Regel unter dem Begriff *kuffar* (Ungläubige) subsumiert werden und als vermeintlich homogene sexuelle Szene zur Geltung kommen: „Leider haben viele Muslime die Praktiken der Kuffar übernommen [...]“ (*Angelegenheiten des Sexuallebens*, 10.1.2020)

Pornographie

Ein besonderes Agitationsfeld nimmt bei der Abgrenzung der Pornokonsum ein. Pierre Vogel äußerte sich in verschiedenen Videos zu dieser Praxis und thematisierte den gesellschaftlichen Rahmen. In Ländern wie Saudi-Arabien sei Pornokonsum „anstößig“ (Vogel, 2010), gelte Pornokonsum als Unzucht: In einem „islamischen Land“ (womit er offenbar Staaten meint, die auf einer islamischen Gesetzgebung basieren) würden entsprechende Handlungen mit „Peitschenhieben“ bestraft werden (Vogel, 2011b). Vogel spricht es zwar an keiner Stelle explizit aus, dennoch ist offensichtlich, dass er die rechtlichen Regelungen in Deutschland zu Pornografie für (vermeintliche) gesellschaftliche Missstände verantwortlich macht: Die Legalität führe zum Konsum und dieser würde Ehen und Konsumenten „kaputt“ machen (Vogel, 2020). Die Menschen in Deutschland würden dadurch vom als richtig angesehenen Weg abkommen: „Was meinst du, warum es hier so viele Kinderschänder gibt? Warum es hier in Deutschland so viele Schwule und Lesben gibt?“ (Vogel, 2010) Abgesehen davon, dass Vogel sexuellen Kindesmissbrauch und Homosexualität als gleichermaßen delinquentes Verhalten darstellt, verdeutlicht das Zitat eine vorgenommene Hierarchisierung.

Fazit

Der *Salafi Sex Talk* ist hierarchisch entlang der Achse von Autorität/Gefolgschaft strukturiert, wobei es in der Regel Männer sind, die den Diskurs bestimmen. Sie produzieren die Traktate und verbreiten sie auch; Frauen sind nur selten beteiligt. Auffallend ist zudem, dass die Argumentationsstruktur selten apologetisch oder argumentierend verläuft, sondern Verlautbarungen gelten als gesetzt, damit als unhintergebar, bestimmte Fragestellungen werden tabuisiert. Eine selbstbestimmte Auseinandersetzung mit dem Thema Sexualität oder kritische Nachfragen sind nicht erwünscht.

Im Widerspruch dazu steht die grundsätzlich bejahende Haltung des Salafismus gegenüber der Sexualität: Sie wird als etwas Wichtiges und Positives verstanden; die Menschen sollen sie ausleben, sie soll im Alltag integriert sein. Zugleich ist die Sexualität einerseits auf den funktionalen Aspekt der Fortpflanzung reduziert, andererseits unterliegt sie einer religiös bestimmten Reglementierung, bei der es stets um die Frage geht, was Gott möchte oder ablehnt. Ein zwischenmenschlicher Austausch über die Sexualität tangierende Themen bleibt dabei stark beschränkt.

Hinzu kommt eine augenscheinlich tiefsitzende Angst vor der Frau, oder genauer vor ihren Reizen. Bereits das Berühren, zum Beispiel ein Händedruck – so die Annahme – könne den Mann verführen und die Gesellschaft in der letzten Konsequenz ins Zerwürfnis stürzen. Damit einhergehend weist die Sexualstruktur einen geschlechtsspezifischen Doppelstandard auf, der sich in den Ehevorstellungen niederschlägt und das Ausleben der Sexualität bestimmen soll: Der seriellen Monogamie der Frau steht die Polygamie des Mannes gegenüber.

Bedürfnisse des Individuums – die der Sexualität einen Eigenwert einräumen würden – erscheinen insgesamt nachrangig. D.h. Fragen wie, was bedeutet Sexualität für den einzelnen Menschen, in welcher Form soll sie sich körperlich ausdrücken, was tut persönlich gut, spielen keine Rolle. Damit unterscheidet sich der Salafismus als sexuelle Szene hochgradig von der in Deutschland durchindividualisierten Sexualkultur, in der gesellschaftliche Vorgaben zugunsten privater Normen an Bedeutung verloren haben (vgl. Schwikart, 2005, 13).

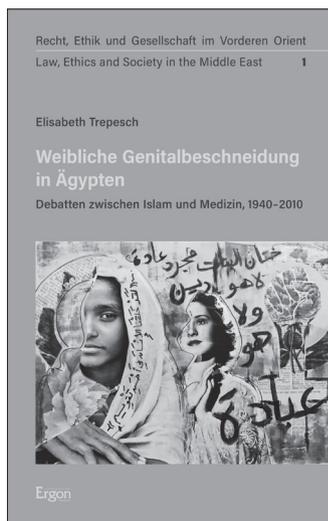
Wenngleich die Regeln sicherlich auch als Werkzeug zur Abgrenzung gegenüber anderen sexuellen Szenen dienen, ist die wohl wichtigere Funktion auf der Binnenebene angesiedelt: Es geht um die innere – disziplinierende – Dynamik der salafistische Gemeinschaftsstruktur selbst. Regel-Verstöße werden vielfach mit Sünde gleichgesetzt, für die Höllenqualen oder Todesstrafen angedroht werden, wie beim außerehelichen Geschlechtsverkehr und den homosexuellen Handlungen. Und schließlich fungiert die Normativität als Einfallstor für Radikalisierung: In einer übersexualisierten Gesellschaft wie der deutschen kann die salafistische Szene für bestimmte Menschen als Gegenmodell durchaus attraktiv sein.

Literatur

- Abdul Azim, S., 2005. Die Frau im Islam im Vergleich zu der Frau in der judeo-christlichen Tradition. Alexandria, Ägypten.
- Abul Baraa, A., 2018a. Wie ist das Urteil über den Oralverkehr? Abul Baraa Tube. <https://www.youtube.com/watch?v=-I8s-mzy6r8>
- Abul Baraa, A., 2018b. Ist die Selbstbefriedigung erlaubt oder verboten? Abul Baraa Tube. <https://www.youtube.com/watch?v=Tq2-uktP0h0>
- Al-Hashimi, M., 2010a. Der ideale Muslim. Riad, Saudi-Arabien.
- Al-Hashimi, M., 2010b. Die ideale Muslima. Riad, Saudi-Arabien.
- Al-Musnad, M., 2007. Islamische Fataawa für Frauen. Buraida, Saudi-Arabien.
- Al-Sheha, A., 2003. Frauen im Schutz des Islam. Dubai, VAE.
- Al-Sheha, A., 2013. Islamic Perspective of Sex. Riad, Saudi-Arabien.
- Al-Uthaimin, M., 2010. 60 Fragen zu Menstruation und Wochenbett. Riad.
- Angelegenheiten des Sexuallebens. Telegram-Kanal.
- Bali, W., 2014. Der Schutz vor Ayn, Jinn, Sihr. Das scharfe Schwert zur Abwehr übler Zauberer. IIm Verlag, Dortmund.
- Bin Radhan, N., 2018. Fiqh. Bd. 4 – Fasten. 2. Aufl. Darulkitab Verlagshaus, Heidelberg.
- Dali, A., 2018. 10 – An Nas – 6 – Tadabbur al Qurʻān – Qurʻān genießen – Qurʻān leben. Riyad ul Jannah. <https://www.youtube.com/watch?v=yuladRa8OD4>
- Islamischer Kanal. Telegram-Kanal.
- Masaa2il al Nisaa. Telegram-Kanal.
- Muwahidat. Telegram-Kanal.
- Muwahidat Fi Dunya. Telegram-Kanal.
- Salah, H., 2019. Partizipation von Frauen am Islamismus. Springer Fachmedien, Wiesbaden.
- Schneider, I., 2011. Der Islam und die Frauen. C.H. Beck, München.
- Schüler von Sheikh Abdellatif. Telegram-Kanal.
- Schwikart, G., 2005. Sexualität in den Religionen. 2. Aufl. Lahn Verlag, Kevelaer.
- Simon, W., Gagnon, J., 2000. Wie funktionieren sexuelle Skripte? In: Schmerl, C. et al. (Hg.), Sexuelle Szenen. Inszenierung von Geschlecht und Sexualität in modernen Gesellschaften. Leske und Budrich, Opladen, 70–95.
- Stein-Hilbers, M., Soine, S., Wrede, B., 2000. Sexualität, Identität und Begehren im Kontext kultureller Zweigeschlechtlichkeit. In: Schmerl, C. et al. (Hg.), Sexuelle Szenen. Inszenierung von Geschlecht und Sexualität in modernen Gesellschaften. Leske und Budrich, Opladen, 9–22.
- Vogel, P., 2010. Pornos und Erotik im Islam. thetruthoffaith. <https://www.youtube.com/watch?v=ZUoXny3bl1w>
- Vogel, P., 2011a. Verhütung im Islam – Erlaubt und Verboten? LightOfStrangers. <https://www.youtube.com/watch?v=rIMGb13PpTw>
- Vogel, P., 2011b. Pornografie und sexuelle Erfahrungen. Light OfStrangers. <https://www.youtube.com/watch?v=umtcAxw3-tY>
- Vogel, P., 2017. Ist unehelicher Geschlechtsverkehr schädlich? <https://www.youtube.com/watch?v=11ISYo4yZGU>
- Vogel, P., 2018. Muslim und schwul? Einladung zum Erfolg. <https://www.youtube.com/watch?v=ocVYSw3rcbg>
- Vogel, P., 2019a. Wie geht man ohne Sex in die Ehe? <https://www.youtube.com/watch?v=PV4LjzWQkyA>
- Vogel, P., 2019b. Was ist beim Sex erlaubt und verboten? <https://www.youtube.com/watch?v=mK5UzWPypI>
- Vogel, P., 2020. Wie kann man sich das Ansehen von Pornofilmen abgewöhnen? <https://www.youtube.com/watch?v=5nT4OHwpun4>
- We ♥ Niqab. Telegram-Kanal.
- Zelin, A., Olidort, J., 2016. The Islamic State's Views on Homosexuality. In: The Washington Institute for Near East Policy. <https://www.washingtoninstitute.org/policy-analysis/islamic-states-views-homosexuality>

Autorin

Dr. phil. Britt Ziolkowski, Landesamt für Verfassungsschutz Baden-Württemberg, Taubenheimstraße 85A, 70372 Stuttgart, e-mail: britt.ziolkowski@lfvbw.bwl.de



Trepesch

Weibliche Genitalbeschneidung in Ägypten. Debatten zwischen Islam und Medizin, 1940–2010

Ergon Verlag 2021

452 Seiten, kart., 88 €

Ägypten zählt zu den Regionen mit dem höchsten Vorkommen weiblicher Genitalverstümmelung: 87 % der Frauen im Alter von 15 bis 49 Jahren sind dort beschnitten. Religiöse und vorgebliche gesundheitliche Gründe spielen eine wichtige Rolle für die andauernde Legitimation des Eingriffs. Doch haben MedizinerInnen, religiöse Gelehrte und andere Intellektuelle die Praktik bereits im frühen 20. Jahrhundert mithilfe medizinischer und islamrechtlicher Argumente infrage gestellt. Ausgehend von dieser Beobachtung erforscht die interdisziplinäre Studie den Wandel normativer Vorstellungen über weibliche Genitalverstümmelung von 1940 bis 2010. Sie macht für Ägypten somit zum ersten Mal nachvollziehbar, wann, wie und wodurch sich Positionen dazu verändern

Der Verleger Harry Schumann als Förderer von Geschlechterdiskursen am Ende der Weimarer Republik

Andreas Pehnke

The Publisher Harry Schumann as Promoter of Gender Discourses at the End of the Weimar Republic

Abstract

The starting point for this article is the Carl Reissner publishing house, which, founded in 1878, established itself in Dresden in 1894. It helped naturalism make its breakthrough at the end of the century, and during the Weimar Republic, under its new owner, Harry Schumann (1894–1942), it became one of the top addresses for books in the spirit of Weimar democracy and for illustrated books of socially critical Weimar artists. Schumann also published books dealing with socio-politically explosive topics such as the appeal of the imprisoned gynecologist Carl Credé-Hoerder for impunity for doctors performing abortions. Schumann became a staunch promoter of gender discourses, editing the book *Jugend und Eros* by Berlin gynecology professor Wilhelm Liepmann in 1930. Schumann published works by 'outed' homosexual authors and prepared the manuscript of Magnus Hirschfeld's *Die Weltreise eines Sexualforschers* for publication in 1933, which then could not appear in Nazi Germany. And with *Lili Elbe – Ein Mensch wechselt sein Geschlecht*, Schumann was the first to publish about the sex change carried out in Berlin and Dresden in 1930/31. **Keywords:** Harry Schumann, Carl Reissner publishing house, Abortion legislation, Sexual reform movement, Gender discourses, Sex change

Zusammenfassung

Der Ausgangspunkt für diese Arbeit ist der 1878 gegründete Carl Reissner Verlag, der sich 1894 schließlich in Dresden etablierte. Nachdem der Verlag in der Kaiserzeit dem Naturalismus zum Durchbruch verhalf, avancierte er unter Harry Schumann (1894–1942) zu einer der ersten Adressen für Bücher im Geiste der Weimarer Demokratie sowie für Bildbände sozialkritischer Künstler. Gesellschaftspolitisch brisante Themen wie das Plädoyer des inhaftierten Gynäkologen Carl Credé-Hoerder für die Straffreiheit bei Schwangerschaftsabbrüchen wurden zu Bestsellern. Schumann wurde ein entschiedener Förderer von Geschlechterdiskursen, indem er 1930 das Werk *Jugend und Eros* des Berliner Gynäkologie-Professors Wilhelm Liepmann herausgab. Schumann publizierte Werke 'geouteter' homosexueller Autor_innen und bereitete die Edition *Die Weltreise eines Sexualforschers* von Magnus Hirschfeld vor, die 1933 schließlich

in der Schweiz erschien. Und mit *Lili Elbe – Ein Mensch wechselt sein Geschlecht* berichtete Schumann über die 1930/31 in Dresden durchgeführte Geschlechtsumwandlung.

Schlüsselwörter: Harry Schumann, Carl Reissner Verlag, Abtreibungsgesetzgebung, Sexualreformbewegung, Geschlechterdiskurse, Geschlechtsumwandlung

Einleitung

Bevor die Leistungen des Verlegers Harry Schumann zur Förderung von Geschlechterdiskursen thematisiert werden, soll die Geschichte des Carl Reissner Verlages kurz umrissen werden. Im Fokus stehen dann sowohl der zunehmende Einfluss der Frauenbewegung am Beispiel der Abtreibungsgesetzgebung als auch Aspekte der Sexualreformbewegung. Abschließend ist das Spannungsverhältnis zwischen mutiger Unterstützung gemaßregelter Autoren während der NS-Zeit einerseits und der Behauptung auf einem literaturpolitischen Zensurmaßnahmen ausgesetzten Buchmarkt andererseits für den Verlagsinhaber Schumann bis zur Liquidierung seines Verlages sowie Schumanns Zuchthausstrafe zu beleuchten.

Kurze Geschichte des Carl Reissner Verlages (1878–1939)

Der 1849 in Bischofstein (Ostpreußen) als Sohn eines Kaufmanns geborene Carl Reissner (Abb. 1) gab dem Verlag seinen Namen. Im Jahre 1874 kaufte Reissner die Langenfeldsche Buch- und Kunsthandlung in Köln. Im Jahre 1878 siedelte Reissner mit seinem Verlag nach Leipzig über. 1894 verlegte er den Verlagssitz schließlich nach Dresden.

Für erste Furore sorgte der Verlag, als er 1889 dem deutschen Naturalismus mit einem fingierten Bestseller zum Durchbruch verhalf: Als Johannes Schlaf und Arno Holz zur Zeit der Ibsenbegeisterung für ihren Erzählband *Papa Hamlet* einen norwegisch klingenden Autor Bjarne P. Holmsen erfanden, avancierte ihr von Reissner herausgegebenes Buch zum Verkaufsschlager.

Reissner entfaltete eine umsichtige und rege Verlagstätigkeit, die sich insbesondere auf dem Gebiet der neueren erzählenden Literatur bewegte. Die von der liberalen Gesinnung



Abb. 1 u. 2: Verlagsgründer Carl Reissner (ca. 1905) und Harry Schumann (ca. 1928)



Abb. 3 u. 4: Schutzumschlag zu *Volk in Not!* (1927). Der Almanach *Der Morgen* (1926, erschien in neuer Ausgabe als Almanach zum 50-jährigen Verlagsjubiläum 1928): Mit 100 Abbildungen und Faksimiles, wie der Einband zumeist von Käthe Kollwitz, Porträtaufnahmen von Autoren sowie unveröffentlichten Beiträgen von Gerhart Hauptmann und vielen anderen.

des Gründers getragene Konzeption des Verlages, die auf universelle humanistische Bildung und Erlebnisfähigkeit, auf Völkerverständigung und Persönlichkeitsentfaltung gerichtet war, erwies sich auch nach dem frühen Tod Reissners im Jahre 1907 als besonders erfolgreich.

Zunächst übernahm Reissners Witwe Elisabeth die Verlagsleitung, bis sie diese ihrem Schwiegersohn Erwin Kurtz anvertraute. Während der Geschäftsleitung von Kurtz avancierte vor allem die 1909 erstmals erschienene *Deutsche Literaturgeschichte des 19. Jahrhunderts* von Friedrich Kummer zum Best- und Longseller.

Harry Schumann

Zur Verstärkung des Lektorats holte Kurtz 1920 den jungen Autor Harry Schumann (1894–1942) (Abb. 2) in den Verlag, der mit der ersten Karl-Liebknecht-Biografie (1919) und diversen Arbeiten mit ostpreußischem Heimatbezug oder zur Geschichte der Frauenbewegung auf sich aufmerksam gemacht hatte. Der in Rastenburg (Ostprien) geborene Schumann, der nach Berlin übersiedelt war, wurde 1923 Teilhaber und nach dem Tod von Kurtz 1926 alleiniger Inhaber des Carl Reissner Verlages.

Unter Schumann erlebte der Verlag mit zumeist mehrbändigen Editionen der geistigen und politischen Repräsentanten der Weimarer Republik wie Friedrich Ebert, Walther Rathenau oder Gustav Stresemann u.a. eine Hochkonjunktur und profilierte sich damit zu einer der ersten Adressen für Bücher im Geiste der Weimarer Demokratie. Die wohl wichtigste Publikation in der Geschichte des Carl Reissner Verlages gab der französische Spitzenpolitiker Aristide Briand 1928 mit dem Titel *Frankreich und Deutschland* heraus.

Brisante soziale Themen spiegelten sich auch in der Verlagsproduktion unter Harry Schumann. Beispielsweise veröffentlichte Schumann die Gefängniszeichnungen des Gynäkologen Carl Credé-Hoerder, der 1926 wegen verbotener Schwangerschaftsabbrüche in Celle zu zwei Jahren Gefängnis verurteilt worden war. Während seiner Haft verfasste Credé-Hoerder ein glühendes Plädoyer für eine Straffreiheit bei Schwangerschaftsabbrüchen. Schumann gab Credé-Hoeders Aufzeichnungen 1927 mit dem Titel *Volk in Not! Das Unheil des Abtreibungsparagrafen 218* (Abb. 3) heraus und ließ die Edition, so heißt der Untertitel, *Mit Bildbeigaben von Käthe Kollwitz* illustrieren.

Der straffreie Schwangerschaftsabbruch blieb bis Ende der Weimarer Republik ein vieldiskutiertes Thema. So erregte das Schauspiel *Cyankali* (1929) von Friedrich Wolf, ebenfalls Arzt sowie Schriftsteller und darüber hinaus kommunistischer Politiker, sogar internationales Aufsehen. Zu einem reichsweiten Höhepunkt avancierte die Inszenierung von Credés Theaterstück *§ 218 – Gequälte Menschen* 1930 durch Erwin Piscator, der das Weimarer Theater zum „politischen Tribunal“ umzufunktionieren wusste. In der Nachfolge griffen Erich Kästner, Kurt Tucholsky, Alfred Döblin und Bertolt Brecht die Regelung zum Schwangerschaftsabbruch ebenfalls literarisch an.

Somit schlug sich die soziale Dimension der Abtreibungsproblematik in der zweiten Hälfte der zwanziger Jahre auch in Kunst und Literatur nieder. Andererseits wurden die anprangernden sozialkritisch-künstlerischen Statements von Credé, Wolf u.a. zu wichtigen auslösenden Momenten für eine außerparlamentarische und öffentliche Massenbewegung. Die parlamentarischen Debatten führten 1926 in der Abtreibungsgesetzgebung zu einer Teilreform. Die Uneinigkeit innerhalb der SPD für eine Dreimonatsfristenlösung und ihre Abgrenzung zur KPD mit deren Forderung für eine Abschaffung des § 218

fürten letztlich zum Zustandekommen der von SPD, Liberalen und z.T. bürgerlichen Parteien getragenen Gesetzesreform zugunsten einer Strafmilderung. Mit der Herabsetzung des Strafrahmens bis auf einen Tag Gefängnis oder einer Geldstrafe sollte das richterliche Ermessen bei der Strafzumessung erweitert und eine bessere individuelle Berücksichtigung sozialer und sonstiger Gründe für einen Schwangerschaftsabbruch ermöglicht werden (vgl. von Behren, 2020).

Zeitgleich mit dem Verfall der Weimarer Republik büsste der Carl Reissner Verlag allmählich sein Profil ein. Eine Springflut von Veröffentlichungen aus den unterschiedlichsten Metiers – bis hin zu populären Ratgebern für Ehe, Familie und Gesundheit zeugten von einem zunehmend verzweifelten Überlebenskampf. Es ging um die Existenzsicherung des Verlages (vgl. Fischer & Füssel, 2012; Fischer, Wittmann & Barbian, 2015).

Als eine Art Flucht aus den sozialen und geistigen Konflikten der letzten Jahre der Weimarer Republik kann Schumanns ehrgeizige Hinwendung zu Kunstbänden gedeutet werden. Kunstbände hatten in der Verlagsgeschichte des Carl Reissner Editionshauses bereits eine lange Tradition. Am Ende der Weimarer Republik avancierten die Kunstbände des Verlages schließlich zum Schwerpunkt der Verlagsproduktion (vgl. Abb. 4). Ironischerweise landeten nach 1933 fast alle auf dem Nazi-Index (vgl. Pehnke, 2021).

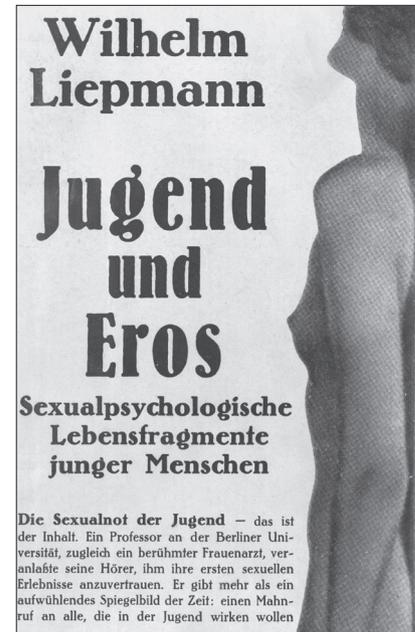
Der Verlag als Sprachrohr sexueller Aufklärung, Geschlechterdiskurse und Identität

Trotz der vielen Veröffentlichungsschwerpunkten sticht Harry Schumann als Förderer von Geschlechterdiskursen in den beginnenden 1930er Jahren heraus. 1930 gab er das aufsehenerregende Werk *Jugend und Eros. Sozialpsychologische Lebensfragmente junger Menschen* (Abb. 5) des Berliner Gynäkologen und Universitätsprofessors Wilhelm Liepmann (1878–1939) heraus. Dieser hatte erstmals anhand von Aussagen seiner Studierenden ihre ersten sexuellen Erlebnisse analysiert und festgestellt, wie veraltet die sexuelle Aufklärung in Deutschland lief. Das Werk führte u.a. die Einschätzungen der Moralthologie ad absurdum. Im Vorwort seines Buches merkt Liepmann an:

„Jugend und Eros‘ – Ich hätte diese Schrift ebenso ‚Tragödie des Eros‘ nennen können, denn sie zeigt, wie durch Unkenntnis und falsche Erziehung edelstes Gut erst im tragischen Ringen zum endlichen Licht gelangt, oder, unfähig des Kampfes, in der Finsternis der Gosse endet.“ (Liepmann, 1930, 5)

Um die gewiss ungewöhnliche Datenbasis seiner Studie etwas

Abb. 5: Schutzumschlag zu *Jugend und Eros. Sozialpsychologische Lebensfragmente junger Menschen*



näher illustrieren zu können, zitiere ich hier aus zwei Bekenntnissen von Studentinnen, die sich ausführlich dazu äußerten, wie sie ihre erste „sexuelle Aufklärung“ erlebten:

„Sexuelle Aufklärung – ein Wort, das in meinem Elternhaus nicht ausgesprochen werden durfte! Dieses Problem wird totgeschwiegen. Ich will meine Eltern nicht anklagen – und doch, warum mussten wir gerade mit all diesen brennendsten, wichtigsten, schwierigsten Fragen allein fertig werden?“ (ebd., 40)

„Als ungefähr neunjähriges Mädchen erhielt ich meine erste Aufklärung von einem Dienstmädchen übelster Sorte, die die Liebe in starken Dosen genossen und sich somit ein Kind und einige Krankheiten geholt und sich dadurch bewogen fühlte, mich, ihren Schützling, vor diesem Elend zu bewahren. Sieklärte mich also auf.“ (ebd., 49)

Liepmann gelangte auf der Basis derartiger Bekenntnisse u.a. zu der Einschätzung:

„Zum Glück werden solche Erlebnisse bei kräftigen Naturen durch körperliche Konstitution und gesunden Ethos schadlos verdrängt und sublimiert. Nicht immer. Schwächeren Naturen kann durch solche Erfahrungen der Weg zu höherem Menschentum auf immer verschlossen werden, oder sie werden durch die Unmöglichkeit der Verdrängung zu schweren neurotischen Geschöpfen.“ (ebd., 217)

In den Akten des Universitätsarchivs der Humboldt-Universität zu Berlin konnte ermittelt werden, dass Liepmanns Engagement für die Berücksichtigung sexualpsychologischer Aspekte in seinen Lehrveranstaltungen sogar zunächst zu einem Kar-



Abb. 6 u. 7: Lili Elbe vor der Operation und danach.

rierehindernis wurden: Als Liepmann, der 1918 in Berlin zum Titular-Professor ernannt worden war, sich 1922 um einen Lehrstuhl für Frauenheilkunde und Sexualpsychologie bewarb, wurde seine Bewerbung wegen einer anonymen Beschwerde eines Studenten aus dem Jahre 1920 abgelehnt. Liepmann habe, so der Vorwurf, bereits in früheren Lehrveranstaltungen über Sexualpsychologie durch seine schamlosen Erörterungen vor jungen Leuten Anstoß erregt (vgl. Schneck, 1980 sowie Grabke, 1981, 119).¹

Im letzten Jahr der Weimarer Republik war der Carl Reissner Verlag erneut mit brisanten Themen überregional in den Fokus der Öffentlichkeit gelangt: 1932 brachte Schumann gegen die Trends des Mainstreams der moralisierend-restaurativen Lebenswelt *erstens* eines der Hauptwerke von Toni (eigentlich Antonie) Schwabe heraus, die sich 25-jährig mit ihrem Erstlingsroman *Die Hochzeit der Ester Franzenius* (1902) als lesbische Autorin positioniert hatte. Es war der erste deutschsprachige Lesbenroman.

Zweitens beförderte Schumann die Geschlechterdiskurse, indem er im Oktober 1932 den Titel *Lili Elbe, Ein Mensch wech-*

selt sein Geschlecht. Eine Lebensbeichte. Aus hinterlassenen Papieren von Niels Hoyer (d.i. Ernst Harthern)² auf den deutschsprachigen Buchmarkt brachte. Lili Elbe, eine vermeintlich als Mann geborene und operativ transformierte Frau, avancierte 1930/31 zum Sinnbild moderner Medizin, und das Buch versprach zudem ein Verkaufserfolg zu werden.

Lili Elbe

Lili Elbe, 1882 in Dänemark geboren und als anscheinend männliches Kind Einar (Wegener) genannt, war eine dänische Malerin, die sich auf Landschafts- und Architekturmalerei spezialisierte. 1912 zog sie mit ihrer Partnerin Gerda Gottlieb nach Paris, wo Lili ihre weibliche Identität freier ausleben konnte. 1930 beschloss Lili Elbe, die körperliche Anpassung und das gefühlte Geschlecht endgültig zu vollziehen. Der Dresdner Gynäkologe Kurt Warnekros bot ihr nach Gesprächen in Paris eine operative Geschlechtsumwandlung an. Im Februar 1930 ging sie nach Berlin, wo Erwin Gohrbandt am Institut für Sexualwissenschaft von Magnus Hirschfeld die erste geschlechtsangleichende Operation bei Elbe durchführte. Drei weitere Operationen erfolgten durch Warnekros in Dresden (Abb. 6 u. 7). Einige Monate nach der letzten Operation kam es zu Komplikationen, wahrscheinlich auf Grund von Transplantationsabstoßung, an denen Lili Elbe am 12. September 1931 verstarb.

Lili Elbes Lebensbericht *Frau mand til kvinde*, herausgegeben von Niels Hoyer, erschien 1931 in dänischer Sprache. Die von Ernst Narthern-Jacobson ins Deutsche übersetzte Erstausgabe wurde im darauffolgenden Jahr im Carl Reissner Verlag als eine erweiterte Fassung publiziert. Sie war durch Kurt Warnekros gegengelesen und präzisiert, durch eine Vielzahl neuer authentischer Dokumente – vor allem Briefe von der Familie von Lili Elbe – sowie elf Fotos und einer von Schumann explizit gewünschten verstärkten psychologischen Durchdringung der Protagonistin ergänzt worden.³

Harry Schumann schrieb den Klappentext zu seinem Lili-Elbe-Titel (Abb. 8), der im Herbst 1932 sogleich ein enormes journalistisches Interesse vor allem für die chirurgische Leistung Warnekros' auslöste. Hier ein Auszug:

„In der Weltliteratur gab es bisher keine ähnliche Urkunde der Menschheit: die Beichte eines Menschen, dessen Dasein zwei Leben umfasst, erst als Mann und dann als Frau, das Bekenntnis des ersten Menschen, der sein Geschlecht

¹ Wilhelm Liepmann wurde später, 1924, die erste (ao.) Professur für Soziale Gynäkologie an der Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin angetragen, ab 1928 war er zudem zum Direktor des Deutschen Instituts für Frauenkunde bestellt worden und nahm zugleich die damit verbundene Leitung der Frauenklinik Cecilienhaus sowie des darin befindlichen Volkskunde-Museums wahr. In der Nacht vom 27. auf den 28. Februar 1933 wurde „der politisch eher linksstehende“ (Ebert & Namal, 2010, 239) Liepmann im Umfeld des Reichstagsbrandes inhaftiert, im Mai 1933 verlor er als Jude seine Stellung als Direktor sowie seinen Lehrauftrag. Sodann floh er mit seiner Familie nach Italien, bis er im Oktober 1933 einer Berufung zum Direktor der Klinik für Frauenheilkunde und Geburtshilfe an die Universität Istanbul folgen konnte.

² Der deutsche Journalist, Schriftsteller und Übersetzer Ernst Harthern (1884-1969) verwendete zwischen 1909 und 1945 das Pseudonym Niels Hoyer.

³ Vgl. die Korrespondenz zwischen Niels Hoyer und Harry Schumann vom Dezember 1931 bis März 1932, die Sabine Meyer ausgewertet hat (Meyer, 2015, 88–101).

gewechselt, die Offenbarung einer Frau, die vorher mit allen Sinnen und Neigungen Mann und Künstler gewesen. Mit dem körperlichen Aufblühen des nun jungen Weibes ging die völlige Umstellung auf die Frauenseele. Dabei kommt dies Buch von einem Künstler, der eine Gefühlswelt, all das Unglaubliche ‚vom Mann zum Weib‘ am trefflichsten zu analysieren vermag. Dies einmalige Schicksal ist eine Brücke über dem Abgrund, der Mann und Weib trennt, Neuland der Seele und des Herzens [...]“

Dieses Buch hätte ein Verkaufsschlager werden können, aber sein Erscheinen im Oktober 1932 hatte ein schlechtes Timing: Einerseits erschien es während der Vor- und Nachwehen der Reichstagswahl vom 6. November 1932, in der wenig Platz in den Literaturbeilagen der Presse blieb, andererseits kamen schon drei Monate später die Nazis an die Macht, die für derartige öffentliche Verhandlungen von Geschlecht und Identität keinerlei Toleranz zeigen sollten.

So war es für Harry Schumann und seinen Reissner Verlag zwingend notwendig geworden, die Werbung für diesen Titel ab 1933 nur unter der Hand zu betreiben.⁴

Ambivalenzen unterm Hakenkreuz

Unter den neuen Machthabern geriet mehr als die Hälfte der jüngeren Produktion auf den Index. Schumann stand selbst auf der Liste der „zersetzenden Asphaltliteratur“ mit seiner Karl-Liebnecht-Biografie (1919) und seinem Weltanschauungsbuch *Vom Sinn des Eros* (1921) mit Zeichnungen des als linksradikal geltenden Heinrich Vogeler.⁵

⁴ Die Figur „Lili Elbe“ erlebt bis in die Gegenwart eine populär-kulturelle Renaissance. So schrieb David Ebershoff 2000 einen Roman über Lili Elbe und Gerda Wegener mit dem Titel *The Danish Girl*, der in Dutzende Sprachen übersetzt und ein internationaler Bestseller wurde. Die gleichnamige Verfilmung durch Tom Hooper hatte 2015 auf den Internationalen Filmfestspielen von Venedig ihre Uraufführung. Im Rahmen der Oscarverleihung 2016 wurde der Hauptdarsteller Edward Redmayne für seine Rolle als Lili als bester Hauptdarsteller nominiert, und Alicia Vikander wurde für ihre Rolle der Gerda als beste Nebendarstellerin ausgezeichnet. In deutscher Sprache erschien zuletzt *Die Geschichte von Lili Elbe – Ein Mensch wechselt sein Geschlecht* 2019 im Berliner be.bra verlag auf der Grundlage der 1932 in Dresden erschienenen Edition, herausgegeben von Harald Neckelmann und ergänzt durch Rainer Herrns Einordnung der Thematik in die medizinhistorischen Entwicklungen.

⁵ Schumanns Bücher *Die Seele und das Leid. Vom Kunst- und Glückssinn des Daseins und von der Überwindung des Leidens*. Mit einer Einleitung von Ernst Haeckel (Dresden 1919, 1927) sowie *Wege zum All* (Dresden, 1927) fanden bei den neuen Machthabern keinen Anstoß. Während der NS-Ära blieb Schumann Autor philosophisch-psychologisch orientierter Ratgeberliteratur und gab 1934 den umfangreichen Titel *Der Produktive Mensch. Neue Wege zu Erfolg und Meisterung des Lebens* in seinem Verlag heraus.

Abb. 8: Schutzumschlag *Lili Elbe – Ein Mensch wechselt sein Geschlecht*



Hirschfelds *Die Weltreise eines Sexualforschers*

Die Zäsur der Machtübertragung an die Nazis am 30. Januar 1933 führte auch sogleich dazu, dass das mit dem Carl Reissner Verlag vertraglich vereinbarte Erscheinen des Buches *Die Weltreise eines Sexualforschers* des jüdischen Sexualwissenschaftlers und Mitbegründers der ersten Homosexuellen-Bewegung, Magnus Hirschfeld, nicht mehr in Deutschland erschienen ist, obwohl bereits das Manuskript sowie die dazugehörigen Abbildungen Harry Schumann übergeben worden waren. Hirschfeld, der 1919 mit seinem Institut für Sexualwissenschaft in Berlin die weltweit erste Einrichtung für Sexualforschung geschaffen hatte, war schon während der gesamten Weimarer Zeit ein Ziel nazistischer Hetzkampagnen und konnte sich schon seit 1930 seines Lebens nicht mehr sicher sein. 1931 unternahm der international hochgeachtete Hirschfeld Vortragsreisen in die Vereinigten Staaten, Asien und den Orient. Die Reisedokumentation sollte – quasi anknüpfend an die Editionen von Toni Schwabe und Niels Hoyer – in Schumanns Verlag erscheinen. Nach dieser Reise wird Hirschfeld nie mehr deutschen Boden betreten.

Aus dem Exil in Zürich, schrieb er Schumann am 19. Februar 1933 folgende Gründe, die ihn dazu bewogen, sein Buchmanuskript zurückzuziehen:

„Mein sehr verehrter Freund,
[...] Da meine Forschungen unter den jetzigen Um- und Zuständen in Deutschland für Sie unannehmbar scheinen, telefonierte ich vor einigen Tagen mit einem prominenten Schweizer Verleger, der sofort zugriff – fünftausend Franken sofort bar bei Ablieferung des Manuskripts, sonstige Bedingungen wie Ihre. [...] Weshalb ich mich so entschied, nicht aus Untreue, sondern: A) Ich möchte nicht, dass Sie *meinetwegen* ein Risiko eingehen. B) Ich könnte nicht in einem Lande, in dem die Oberantisemiten Hitler, Göring, Rust, Conti, Freisler etc. die Macht ergriffen haben, ein Buch herausbringen. *Meine Selbstachtung verbietet mir das*. C) Als

Emigrant und noch dazu recht krank brauche ich mehr Existenzmittel, als ich von Deutschland erhalten kann. Deshalb habe ich mich *sehr schweren Herzens* auch aus finanziellen Gründen entschließen müssen anzunehmen. – Wie tief ich darunter leide, lieber Freund, dass in Deutschland die Intoleranz und Ignoranz triumphiert, vermag ich Ihnen nicht zu schildern. Ich las jetzt Hitlers Buch *Mein Kampf*. Nein, nein, da ziehe ich es vor, im freiwilligen Exil zu bleiben und – zu sterben. Ich liebe mein deutsches Vaterland, in dem meine Familie seit Jahrhunderten ansässig ist und für das ich 50 Jahre in Krieg und Frieden gearbeitet habe, ich liebe es noch, aber sehen mag ich es *jetzt* nicht [...]“ (SLUB).

Hirschfelds *Die Weltreise eines Sexualforschers* erschien schließlich 1933 im Bözberg-Verlag in Brugg/Schweiz.

Schumanns Verhalten im Dritten Reich

Um den Verlag zu retten, aber auch um Autoren und Regimegegner unterstützen zu können, zeigte Schumann eine Anpassungsbereitschaft an das neue System, indem er formell Mitglied der NSDAP wurde und mit einer Neuherausgabe seiner zwei Weltkriegsbücher *Deutschlands Erhebung 1914* (1914) und *Deutscher Geist im Weltkrieg* (1915) unter dem Titel *Geist von Langemarck. Das Erlebnis von 1914* (1934) in den nationalsozialistischen Langemarck-Mythos einstimmt.

Andererseits unterstützte Schumann nachweislich Autoren wie Richard Lewinsohn (Morus), Gleiches gilt für Theodor H. van de Velde. Dem jüdischen Philosophen Walter Neter verhalf Schumann zur Flucht nach London, ebenso Edward Silgebauer. Des Weiteren verlegte Schumann Titel jüdischer Autoren unter Pseudonym, von denen hier exemplarisch erwähnt wird: ‚Hans Berger‘, *Frauen in der Sprechstunde. Fünfzig Jahre erlebte Heilkunst* (1933). Der Klarnamen des jüdischen Arztes ist bislang noch unbekannt. Schließlich finanzierte der Verlagsinhaber Schumann auch die in Gefahr geratenen Freunde aus seinem privaten Umfeld.

Schumann selbst geriet damit ins Visier der neuen Machthaber und schließlich in Konflikt mit der NS-Gesetzlichkeit. Ende 1936 wurden Schumann Steuervergehen vorgeworfen. 1939 musste der zwischenzeitlich in Untersuchungshaft genommene Angeklagte sich in einem Strafverfahren verantworten, weil er Vermögenswerte in die USA und in die Schweiz verschoben haben soll. Daraufhin wurde er zu einer fünfjährigen Zuchthausstrafe verurteilt und sein Verlag zum 1. Januar 1940 liquidiert. Im Alter von erst 47 Jahren verstarb Harry Schumann im Februar 1942 infolge eines Lungenleidens.

Archivalien

Sächsische Landes- und Universitätsbibliothek Dresden (SLUB).
Einzelausgaben, Sign.: Mscr. Dresd. Aut. 2624 (c) sowie App. 2976, 71 (1).
Staatsarchiv Leipzig, Bestand 20036: Zuchthaus Waldheim, Nr. 19731.

Literatur

- Behren, D. v., 2020. Die Geschichte des § 218 StGB. Psychozial-Verlag, Gießen.
- Ebert, A.D., Namal, A., 2010. Wilhelm Gustav Liepmann (1878–1939) – Vertreibung vom ersten Lehrstuhl für Soziale Gynäkologie an der Berliner Universität ins Exil an die Universität Istanbul. In: David, M., Ebert, A.D. (Hg.), *Geschichte der Berliner Universitäts-Frauenkliniken. Strukturen, Personen und Ereignisse in und außerhalb der Charité*. De Gruyter, Berlin/New York, 238–250.
- Fischer, E., Füssel, St. (Hg.), 2012. *Geschichte des deutschen Buchhandels im 19. und 20. Jahrhundert*, Bd. 2: Die Weimarer Republik 1918–1933. De Gruyter, Berlin/Boston.
- Fischer, E., Wittmann, R., Barbian, J.-P., 2015. *Geschichte des deutschen Buchhandels im 19. und 20. Jahrhundert*, Bd. 3: Drittes Reich. De Gruyter, Berlin.
- Grabke, V.C., 1981. *Wilhelm Liepmann als sozialer Gynäkologe*. Diss., FU Berlin.
- Herzer, M., 2017. *Magnus Hirschfeld und seine Zeit*. De Gruyter, Berlin/Boston.
- Liepmann, W., 1930. *Jugend und Eros. Sexualpsychologische Lebensfragmente junger Menschen*. C. Reissner, Dresden.
- Meyer, S., 2015. „Wie Lili zu einem richtigen Mädchen wurde“ – Lili Elbe: Zur Konstruktion von Geschlecht und Identität zwischen Medicalisierung, Regulierung und Subjektivierung. Transcript, Bielefeld.
- Pehnke, A., 2021. *Bücher im Geiste der Weimarer Demokratie. Harry Schumann (1894–1942) und der Carl Reissner Verlag*. Beucha, Markkleeberg.
- Schneck, P., 1980. Wilhelm Liepmann (1878–1939) und die soziale Gynäkologie im Spiegel der Aktenbestände des Archivs der Humboldt-Universität zu Berlin. NTM. Schriftenreihe für Geschichte der Naturwissenschaften, Technik und Medizin 17 (2), 102–120.

Autor

Prof. Dr. Andreas Pehnke, Lehrstuhl Allgemeine Erziehungswissenschaft (Systematische, Historische & Vergleichende Pädagogik), Institut für Erziehungswissenschaft, Universität Greifswald, Ernst-Lohmeyer-Platz 3, 17487 Greifswald, e-mail: pehnke@uni-greifswald.de

Interview mit Sophie Allen – Plädoyer für einen genderkritischen Feminismus*

Vojin Saša Vukadinović

Vojin Saša Vukadinović: Sie sind Wissenschaftsphilosophin an der Keele University in England und arbeiten zur begrifflichen Unterteilung der natürlichen Welt, wozu auch die Konzepte *Sex* und *Gender* zählen. Waren Sie bereits Feministin, bevor Sie Philosophin wurden?

Sophie Allen: Ja, das war ich in der Tat – und zwar schon immer. Meine Mutter war seit den 1960er Jahren in der Frauenbewegung sehr aktiv gewesen, weswegen ich als Heranwachsende stets dem Feminismus ausgesetzt war. Sie war Soziologin, und ich erinnere mich, wie sie sich immer fragte, ob die in der Forschung verwendeten Kategorien überhaupt sinnvoll seien: „Was ist Geschlecht? Ich schreibe jetzt seit 20 Jahren über Diskriminierung aufgrund von *Sex* und *Gender* und merke, dass wir keine klare Vorstellung haben, worum es sich bei dieser Kategorie handelt.“ Wir haben lange darüber diskutiert, was einer der Gründe ist, warum ich mich für Philosophie zu interessieren begann – obwohl ich, als ich dann anfang, diese zu studieren, nicht der feministischen Philosophie als solcher nachging. Ich kam über die Naturwissenschaften und Mathematik zur Wissenschaftsphilosophie und habe mich schließlich mit der Vernunft und mit Metaphysik beschäftigt. Feministische Philosophie ist ein recht isoliertes Feld, und es war schon schwierig genug, als Frau in anderen Bereichen der Disziplin ernst genommen zu werden, ergo habe ich den Einstieg in diese Areale als Herausforderung angenommen. Ich war also schon immer eine Feministin, aber bis vor kurzem hat der Feminismus eher meine Lebenseinstellung als meine philosophische Arbeit geprägt. In jüngerer Zeit begannen sich diese beiden Bereiche dann für mich zu überschneiden.

VSV: Die gängige, obschon irrierte erste Assoziation, die das Stichwort „feministische Philosophie“ wecken dürfte, wird allerdings Judith Butler sein.

SA: Ja. Ich glaube nicht, dass viele ihrer Argumente der Überprüfung standhalten, sie wird aber auch nie gründlich herausgefordert. Die Situation ist schwierig, da feministische Philosophie von der Mainstream-Philosophie abgetrennt ist und sie auch nicht in vielen philosophischen Institutionen unterrichtet wird.

VSV: Wann haben Sie erstmalig bemerkt, dass der Begriff *Gender* nunmehr etwas anderes meint als zu Zeiten der Neuen Frauenbewegung?

SA: Ehrlich gesagt, recht spät. Ich arbeitete gerade an einer wissenschaftsphilosophischen Fragestellung, nämlich wie Klassifikationen mit Menschen, die klassifiziert werden, interagieren, um eine Rückkopplungsschleife zu schaffen, und mir wurde klar, dass *Gender* ein sehr gutes Beispiel hierfür ist. Was mir auch auffiel, war, dass mir, als ich versuchte, begutachtete Arbeiten zu veröffentlichen, gesagt wurde, dass ich *Gender*, Homosexualität oder Transgender nicht als Beispiele verwenden könne – ich hatte etwa über die Transition von Homosexuellen im Iran sprechen wollen. Ich war sehr überrascht, als ich erfuhr, dass *Gender* nun als angeborene „Geschlechtsidentität“ galt und nicht mehr als ein soziales Konzept mit materieller Grundlage, wofür ich es gehalten hatte.

VSV: Wann fiel Ihnen auf, dass das nicht nur ein akademisches Thema, sondern ein politisches Problem ist? Und wann haben Sie beschlossen, diesbezüglich tätig zu werden?

SA: Als Germaine Greer wie ein Paria behandelt wurde, weil sie Sätze aussprach wie „Vielleicht haben Transfrauen andere Erfahrungen als Frauen“, und als Julie Bindel anfang, Artikel darüber zu schreiben. Eingebracht hatte ich mich bis dahin noch nicht. Der Wendepunkt war, als in Großbritannien der *Gender Recognition Act* (ähnlich dem deutschen Transsexuellengesetz – VSV) geändert werden sollte, um die Anforderungen aufzuheben, dass bei einer Person Geschlechtsdysphorie diagnostiziert werden muss und sie dann einen medizinischen wie sozialen Prozess zu durchlaufen hat, um ihr rechtliches Geschlecht zu ändern. Das 2004 veränderte Gesetz ermöglicht es Transgender-Personen, ein *Gender Recognition Certificate* zu erhalten, das ihr Geschlecht für rechtliche Zwecke ändert; allerdings erkennt dieses nicht an, dass diese Personen ihr biologisches Geschlecht ändern. Der Vorschlag war, Menschen zu erlauben, ein solches Zertifikat auf Basis der Selbstidentifikation zu beantragen. Als Philosophin schien es mir geradezu unbegreiflich, dass es eine soziale Kategorie geben könnte, in die man sich gegebenenfalls selbst einordnen kann, nur weil man das möchte. Außerdem gab es eine politische Kampagne, das biologische Geschlecht als rechtliche Kategorie abzuschaffen und durch das selbstidentifizierte Geschlecht zu ersetzen, was wichtige Schutzmaßnahmen für weibliche Menschen aufheben und zudem noch medizinische wie statistische Verwirrung stiften würde. Als meine Philosophinnenkollegin Kathleen Stock öffentlich fragte, warum Philosophinnen nicht hierüber sprechen, wurde mir klar, dass ich qualifizierter war, mich zu Wort zu melden, als ich gedacht hatte – denn einige der Hauptprob-

* Übersetzt aus dem Engl. von Vojin Saša Vukadinović.

leme der Debatte betrafen die Frage, wie wir Menschen klassifizieren können und sollten.

VSV: Außerhalb der Universitäten zu Wort melden, meinen Sie?

SA: Richtig. Metaphysik ist eine überaus nischenhafte Tätigkeit – wir sind sehr spezialisiert und schreiben für sehr wenige Menschen auf der Welt. Aber ich begriff, dass es notwendig wurde, Fragen bezüglich der Klassifizierung von *Sex* und *Gender* in der Öffentlichkeit und nicht in den Universitäten zu diskutieren. Es gab eine öffentliche Konsultation zu den Vorschlägen zur Änderung des *Gender Recognition Act*, an der ich mich beteiligte. Ich bin vor allem deshalb besorgt, weil geschlechtliche Selbstidentifikation keinen Sinn macht.

VSV: Warum nicht?

SA: Wenn sich beispielsweise zwei Menschen als Frau identifizieren, gibt es keine Garantie, dass sich beide als das Gleiche identifizieren, weil ihr Verständnis davon, was eine Frau ist, unterschiedlich sein kann. Bestenfalls identifizieren sie sich mit den Stereotypen, die mit dem Frausein verbunden sind. Was eine Frau oder ein Mann ist, ist aber keine Frage des subjektiven Gefühls oder der eigenen Meinung. Selbst wenn wir Probleme der Selbstidentifikation beiseitelassen, scheint es keinerlei Repräsentationsweise dessen zu geben, was eine Frau ist, die es Transfrauen auch erlauben würde, Frauen zu sein, ohne sich auf eine stereotype Sichtweise dessen zu stützen, was eine Frau ausmacht – oder aber bereits vorauszusetzen, dass Transfrauen Frauen sind. Das macht solche Darstellungsweisen zirkulär, und uns fehlen Gründe zur Annahme, dass Menschen wirklich das Geschlecht wechseln können. Kurz gesagt: Obwohl es höflich sein mag, die Geschlechtsidentität anderer Menschen zu respektieren, hält eine selbstidentifizierte Geschlechtsidentität der Überprüfung als rechtliche Kategorie nicht stand – weshalb ich finde, dass sie nicht ins Gesetz gehört.

VSV: Trafen Sie in diesem Zuge auf Ihre genderkritischen Kolleginnen?

SA: Wir hatten uns ursprünglich online über unseren Aktivismus kennengelernt, uns aber seitdem persönlich getroffen. Nun gehen wir gemeinsam philosophischer Arbeit nach – der strengeren Art wohlgemerkt, nachdem das alles in Form von Blog-Artikeln und Briefen begonnen hatte, die wir anfangs geschrieben hatten, weil es dringlich war, schnell zu veröffentlichen. Im Gegensatz dazu kann es Jahre dauern, einen begutachteten wissenschaftlichen Artikel zu publizieren. Allmählich werden aber auch akademische Arbeiten zur genderkritischen Philosophie veröffentlicht.

VSV: Die philosophischen Wege innerhalb Ihrer Gruppe sind sehr unterschiedlich: Ihr Hintergrund ist Wissenschaftstheorie,

Mary Leng arbeitet in der Mathematik, Kathleen Stock in der analytischen Philosophie, Holly Lawford-Smith und Rebecca Reilly-Cooper sind politische Philosophinnen, während Jane Clare Jones vom Feminismus der Differenz kommt. Ich nehme an, das macht es schwierig, sich auf Begriffe zu einigen, mit denen man arbeiten kann. Was ist Ihre Definition von genderkritischem Feminismus?

SA: Die von Ihnen genannten Unterschiede zwischen uns sind eher ein Vorteil als ein Nachteil, da wir dadurch ein breites Spektrum an Expertise aufweisen und uns gegenseitig beraten können. Was die Definition des genderkritischen Feminismus anbelangt, sind meine genannten Kolleginnen möglicherweise anderer Meinung als ich: Wir sind uns tatsächlich in einigen Dingen uneins, es ist ja keine monolithische Organisation! Wir stellen uns gegen die Idee, dass *Gender* etwas Inneres und Angeborenes ist, und nicht etwas, das einer aufgezwungen wird und vermieden werden sollte; wir könnten uns auch Genderabolistinnen nennen. Wir sind der Meinung, dass Frauen und Männer sich biologisch unterscheiden – nicht, weil Biologie den Charakter oder das Verhalten bestimmt, sondern in Bezug auf das Fortpflanzungspotenzial oder was die durchschnittliche Körperkraft und -größe angeht. Und wir stimmen darin überein, dass weibliche und männliche Menschen manchmal unterschiedliche Interessen haben. Allerdings glauben wir nicht, dass diese das Verhalten, den Selbstaussdruck oder die eigenen Handlungen in irgendeiner anderen Weise einschränken, außer wenn es um Diskriminierungsformen geht, die Menschen aufgrund ihres Geschlechts auferlegt werden.

VSV: Wenn man sich unter einem der Politik zufallenden Begriff versammelt, weist der Gründungsimpetus dann nicht a priori über die Philosophie hinaus?

SA: Als weibliche Menschen und Feministinnen teilen wir neben unserem Interesse als Philosophinnen auch gemeinsame soziale oder politische Interessen; unsere philosophischen und politischen Anliegen überschneiden sich. In meinem Leben neigte ich dazu, Philosophie und meine politischen Ansichten getrennt zu halten, aber in diesem Fall sahen wir die Notwendigkeit, uns gerade deshalb in einer politischen Situation philosophisch zu engagieren, weil so viele andere Menschen es nicht taten. Philosophinnen sind starke Meinungsverschiedenheiten gewöhnt, und die Reaktion auf solche ist nicht: „Oh nein, ich werde nun alles hinschmeißen müssen!“, sondern eher: „Nun, vielleicht ist mein Argument nicht sehr gut. Vielleicht kann ich es verbessern“ – oder aber „Mein Argument ist sehr gut, und ich werde es weiterhin vertreten.“ Wir haben eine ganz andere Herangehensweise, um auf Kritik zu reagieren. Und wir lernen, logische Fehlschlüsse und andere schlechte Argumente als das zu erkennen, was sie sind.

VSV: Was heißt das im Falle der Kritik, die an Sie gerichtet wurde, konkret?

SA: Als wir herausgefordert oder gar bedroht wurden, weil wir uns zu Wort meldeten, neigten wir dazu, unseren Kritikern zu antworten, statt einfach still zu bleiben. Deshalb denke ich, dass Philosophinnen ohnehin in einer guten Position sind, um in diesem Areal Arbeit zu leisten. Für meinen Teil würde ich die Argumente derjenigen, mit denen ich derzeit nicht einverstanden bin, akzeptieren, wenn es denn *gute* Argumente wären. Aber bisher habe ich in diesem Bereich keine bemerkt, und bin auch noch keiner Beschreibung von *Gender* begegnet, die plausibel machen würde, dass Transfrauen Frauen und Transmänner Männer sind.

VSV: Dennoch ist Ihre Disziplin nicht völlig losgelöst von gesellschaftlichen Entwicklungen. Haben die politischen Tendenzen rund um die Rhetorik der angeborenen „Geschlechtsidentität“ auch die Philosophie erreicht?

SA: Es gibt Philosophinnen, die mit der Position, die ich und die anderen genderkritischen feministischen Philosophinnen zu *Sex* und *Gender* vertreten, ganz und gar nicht einverstanden sind. Sie meinen, dass wir um jeden Preis transinklusive Vorstellungen von „Frau“ und „Mann“ vertreten und mit den daraus resultierenden Implikationen leben müssen, selbst wenn diese Probleme nach sich ziehen, was den Schutz von Kindern oder verletzlichen Erwachsenen angeht. Auf der anderen Seite haben sich viele Philosophinnen aus der Debatte herausgehalten. Die Unterstützung seitens Kolleginnen findet oft unter vier Augen statt.

VSV: Wie reagiert das transaktivistische Lager auf Sie?

SA: Trans-Aktivist*innen mögen unsere Haltung nicht. Einige sind ziemlich laut geworden und haben uns mit Rassisten, Antisemit*innen und Homophoben verglichen – selbstverständlich sind wir nichts davon. Ich glaube, sie sind etwas verwirrt von uns, weil wir nicht aufgeben, wenn wir herausgefordert werden, und weil wir ihre vorgefasste Vorstellung dessen, was eine Frau sein sollte, nicht erfüllen. Ihr Klassifizierungssystem von neuen und vermeintlich „aufregenden“ Geschlechtern beruht darauf, Frau-Sein auf stereotype Weiblichkeit und Mann-Sein auf stereotype Männlichkeit auszurichten; folglich gelten heute diejenigen, die in irgendeiner Weise geschlechtlich nicht konform gehen, als „nicht-binär“, als „trans“ oder als ein anderes Geschlecht. Diese modischen Identitäten stützen sich aber auf traditionelle Stereotype und bewirken genau das Gegenteil von dem, wofür es uns geht – nämlich geschlechtsspezifische Erwartungen aufzubrechen, wie Menschen zu sein haben. Und das ist eine ziemlich gefährliche Entwicklung.

VSV: Das scheint im Besonderen für Jugendliche gefährlich.

SA: Diesbezüglich bin ich besonders besorgt, weil Jugendliche Unbehagen empfinden, was ihren Körper angeht. In Großbritannien gibt es eine hohe Zahl von Mädchen mit Autismus, die transitionieren wollen. Sie verhalten sich oftmals geschlechtsuntypisch, werden dann darauf hingewiesen, dass dies ein Indiz sei, transgender zu sein, und fangen an, Transmenschen werden zu wollen. Ihre Gefühle des Andersseins führen sie hierauf zurück statt auf den Autismus – und sehen in der Transition dann eine Art „Heilung“. Das Gleiche gilt für junge Lesben, die es ebenfalls schwierig finden, sich anzupassen. Außerdem gibt es das Problem sozialer Ansteckung unter jungen Menschen: Besonders unter Jugendlichen kann der kleinste Unterschied, den jemanden aufweist, für Aufmerksamkeit sorgen. Mit einfachen Ratschlägen wie „Oh, du trägst nicht gerne Make-up, also musst du transgender sein“ oder „Oh, du hast diese Merkmale, also musst du dieses oder jenes sein“ ist niemandem geholfen – wir wissen aber, dass solche informellen Diagnosen regelmäßig vorkommen.

VSV: Was schließen Sie daraus?

SA: Wir haben nicht nur ein allgemeines Problem mit geschlechtlicher Nonkonformität, sondern auch mit Kindern und Jugendlichen, die vielleicht homosexuell sind, denen aber von verschiedenen Seiten eingeredet wird, dass sie trans seien.

VSV: Wie werden medizinische Eingriffe in Großbritannien aktuell gehandhabt?

SA: Strenger, was ich für eine gute Entwicklung halte. Der *affirmation only*-Ansatz für Jugendliche ist umstritten, da er davon ausgeht, dass eine Person, die von sich behauptet, transgender zu sein, auch tatsächlich transgender ist und transitionieren sollte. Dies ist aus mindestens zwei Gründen gefährlich: Die Methode der Diagnose ist philosophisch fragwürdig und schickt Patient*innen auf einen Behandlungspfad, der schlecht begründet ist, aber zu irreversiblen Veränderungen ihrer Fruchtbarkeit und ihres Körpers führen kann. Erstens ist wie erwähnt nicht klar, was Selbstidentifikation bedeutet: Wenn sich ein Mann zum Beispiel als Frau identifiziert, als was identifiziert er sich dann genau? Ein bestimmtes Geschlecht zu sein, ist nicht mit inneren Zuständen wie Hunger oder Schmerz vergleichbar, bei denen wir die Beteuerung eines Individuums akzeptieren, dass es sich in einem solchen Zustand befindet. Es gibt aber gute Gründe zur Annahme, dass das im Falle von Geschlecht anders ist. Wenn das so wäre, würde Geschlechtsidentität viel mehr Sinn ergeben, was sie aber nicht tut – denn *Gender* wird von sozialen Faktoren beeinflusst, von der Umwelt wie von den Bedenken, die Menschen haben. Zweitens gibt es keine rigorosen Langzeitstudien und Folgeuntersuchungen, ob die geschlechtliche Affirmation mittels Pubertätsblocker, Hormo-

nen und dann Operationen sicher oder sogar wirksam ist, um die psychische Gesundheit derjenigen zu verbessern, die diesen Weg beschreiten. Es gibt zumindest eine zunehmende Bestätigung dieser Mängel und ein wachsendes rechtliches Verständnis dafür, dass Kinder nicht in der Lage sind, informiert in die enormen körperlichen Veränderungen einzuwilligen, die sie wahrscheinlich durchmachen, wenn ihnen Pubertätsblocker verschrieben werden, da anschließend fast alle zur Einnahme gegengeschlechtlicher Hormone übergehen.

VSV: Gibt es einen Rat, den Sie Ärzten geben könnten, was Begriffe wie *Gender* und *trans* angeht und wie diese heute verstanden werden?

SA: Das diagnostische Hauptproblem betrifft folgende Frage: Wie kann man wissen, ob jemand transgener ist – vor allem Jugendliche? Wenn man wissen will, ob jemand Krebs hat, gibt es medizinische Untersuchungen. Wenn man herausfinden muss, ob jemand Magersucht hat, gibt es dafür körperliche Anzeichen. Wenn allerdings jemand behauptet, transgender zu sein, existiert nur diese Behauptung. Trotz umfangreicher Forschung gibt es keine Beweise für irgendetwas Biologisches, das darauf hinweisen würde, dass jemand wirklich transgender ist. Die Diagnose wird auf Grundlage des Verhaltens oder sogar von Behauptungen wie „Ich fühle mich wie ein Mann, also bin ich einer“ ausgestellt. Ein Gefühl als „Geschlechtsidentität“ zu bezeichnen, legitimiert das aber lange noch nicht. Ärztinnen sollten sich an Differentialdiagnosen erinnern, und dass junge Menschen viele soziale Gründe zur Überzeugung verleiten können, trans zu sein. Aus medizinischer Sicht ist das eine schwer zu stellende Diagnose. Studien deuten darauf hin, dass die Zahl derjenigen Personen, deren Körper – so wie er ist – ein schweres, langwährendes Unbehagen verspüren lässt, eher gering ist. Es handelt sich um eine Minderheit, und das Unbehagen resultiert aus *Sex*, nicht aus *Gender*.

VSV: Eine transaktivistische Phrase lautet: „Ich habe ein tiefes inneres Wissen über meine Geschlechtsidentität“ – was effektiv die Grenzen zur Astrologie verwischt.

SA: Und wie bei dieser oder bei anderen Pseudowissenschaften fehlt es an Beweisen. Zudem erfordert das den Glauben an eine geschlechtliche Seele, die in jedem Körper existieren könne. Man kann ein „tiefes inneres Wissen“ haben, was so manches angeht. Viele Menschen haben aber schlichtweg kein Gefühl für ihre angebliche Geschlechtsidentität. Oft kontern diejenigen, die an eine solche glauben, mit: „Doch, du hast eine Geschlechtsidentität, du nimmst dieses Gefühl nur nicht wahr“, was jedoch kein gutes Gegenargument ist. Es wäre wohl ein unethisches Experiment, aber man könnte Menschen höchstwahrscheinlich glauben machen, dass sie ein solches „tiefes inneres Wissen“ über ihre angebliche „Geschlechtsidentität“ haben, woraufhin sie wohl entsprechend handeln würden. Wenn

Menschen zur Überzeugung gelangen, dass sie etwas sind, fangen sie an, sich anders zu verhalten, bekehren sich zunächst selbst zu dieser Idee – und suchen dann nach Bestätigung und bauen darauf auf. Auch die eigene Umgebung reagiert und ändert das Verhalten dieser Person gegenüber. Wenn sie einen Arzt aufsucht, hat sie sich selbst vielleicht davon überzeugt, dass sie wirklich das ist, was ihr suggeriert wurde.

VSV: Was ist mit den westlichen Gesellschaften geschehen, dass diese Art zu denken – oder besser: zu fühlen – innerhalb so kurzer Zeit so wirkmächtig geworden ist?

SA: Das ist schwierig. Vieles dürfte dazu beigetragen haben. In Großbritannien gab es in den 1990er Jahren eine öffentliche Gegenreaktion auf den Feminismus, die mit dem Aufkommen der sexistischen *lad culture* und dann mit der Männerrechtsbewegung zusammenfiel, sowie eine massive Zunahme der Verfügbarkeit von Pornografie, die in den Mainstream gelangte und das Verhältnis vieler Menschen zu ihrem eigenen Körper und dem anderer veränderte. Auch die Marketingtrends änderten sich, vor allem jene, die sich an Kinder richteten: Nach Jahren zunehmend geschlechtsneutraler Produkte wurden Spielzeug und Kleidung für Jungen blau und für Mädchen rosa. Blickt man auf die 1970er Jahre zurück, als ich aufwuchs, dominierte Unisex-Marketing, heute ist es sehr geschlechtsspezifisch. Zeitgleich zur Lektüre von Judith Butler in den 1990er Jahren kam es zudem zu einem starken Wandel im Verständnis dessen, um was es sich bei Geschlecht handelt.

VSV: Was war denn zuvor noch anders?

SA: In den 1960er, 1970er und 1980er Jahren dachten wir, dass wir noch nicht vollständig begreifen, was der Geist ist, dass wir nicht wissen, wie das Gehirn funktioniert, und dass wir nicht erfassen können, woher das Bewusstsein kommt – was wir aber dachten, war, dass letzteres nicht irgendeiner Art von Seele entspringt. Der heutige Aktivismus hingegen besteht auf einer Geschlechtsidentität, die angeboren sein soll. Und weil sie keine Beziehung zum Körper hat, ähnelt sie in ihrem Verständnis einer Seele.

VSV: Man könnte dies als einen neuen Essentialismus bezeichnen, der einem akademischen Diskurs entspringen ist, der bizarrerweise den gegenläufigen Anspruch erhebt, konstruktivistisch zu sein und jedwede Art von Essentialismus zu hinterfragen. Als die Gender Studies in den 1990er Jahren institutionalisiert wurden, behaupteten diese, dass Geschlecht eine unverzichtbare analytische Kategorie sei, die sich durch alle Aspekte des modernen Lebens ziehe. Dies scheint mir bereits ein Schritt in die falsche Richtung gewesen zu sein, weil es im Grunde alle menschlichen Interaktionen auf eine Idee rückführt.

SA: Da stimme ich vollkommen zu. Für solche Verallgemeinerungen gibt es keinerlei Grundlage. Und es gibt gute Gründe für uns, nicht derart zu verallgemeinern – zumal diese Vorstellung in den Geistes- und Sozialwissenschaften weithin akzeptiert ist. Eine andere Sache, die mir in diesem Zusammenhang wichtig erscheint, ist die Idee von weiblichen oder männlichen Gehirnen, die zum populären Glauben führte, dass man ein weibliches Gehirn in einem männlichen Körper haben könne oder umgekehrt. Die zugehörige Forschung ist höchst fragwürdig, weil man nicht überprüfen kann, ob Menschen bei einem solchen Test aufgrund ihrer Sozialisation und anderer Faktoren bestimmte Resultate erhalten. Als ich promovierte, machten ich und andere Doktorandinnen Simon Baron-Cohens Test zu geschlechtsspezifischen Gehirnen, was dazu führte, dass viele von uns „männliche“ Ergebnisse bekamen. Es war recht unterhaltsam, als wir uns gegenseitig bekundeten, „ein Mann“ zu sein.

VSV: Offenbar haben Sie das mit Humor genommen – wobei der Mangel an Humor ein Merkmal des heutigen Aktivismus zu sein scheint.

SA: Ich denke, es ist kein Zufall, dass viele Menschen, die in diesem Land feministische Aktivistinnen sind, als Jugendliche geschlechternonkonform waren; für Männer wie für Frauen war es recht üblich, zu experimentierten. Das geschah aber alles mit Humor – und jetzt nehmen junge Leute das ernst, was zur Medikamenteneinnahme und zu Operationen führt, wobei in einigen Ländern große Profite von denjenigen gemacht werden, die solche Behandlungen anbieten. Noch besorgniserregender ist, dass Meinungsverschiedenheiten oder sogar Diskussionen über Transgender-Themen von einer Seite der Debatte unterbunden werden. Es ist aber wichtig, dass Menschen mit Freude über Dinge streiten und untersuchen können, warum sie an das glauben, was sie tun.

VSV: Manche derjenigen, die von den gegenwärtigen akademischen Orthodoxien abweichen, haben bekundet, dass Liberale und Konservative im Gegensatz zu Linken eher bereit scheinen, zuzuhören und sich auf eine rationale Diskussion dieser Themen einzulassen. Teilen Sie diesen Eindruck?

SA: Bis zu einem gewissen Grad. Einige linke Organisationen vertreten in Bezug auf Trans-Themen Positionen, die für Selbstidentifikation sind, und glauben, dass es sich beim Trans-

aktivismus um eine weitere Befreiungsbewegung handle – wie zuvor der Kampf gegen Rassismus, Sexismus und so weiter. Das hat es schwierig bis unmöglich gemacht, Konflikte zwischen Trans-Rechten und den Rechten weiblicher Menschen zu diskutieren, solche innerlinken Diskussionen finden aber noch immer statt. Genderkritische Feministinnen vertreten ein breites Spektrum an politischen Ansichten, viele darunter sind aber links orientiert, wenn nicht sogar ausdrücklich links. Sowohl Jane Clare Jones als auch ich sind zum Beispiel der Meinung, dass sich die Linke Marx' materialistische Analyse der Situation von Frauen als Klasse und die Bedeutung ihres biologischen Geschlechts vergegenwärtigen sollten.

VSV: Haben Sie politische Hoffnungen für die genderkritische Haltung?

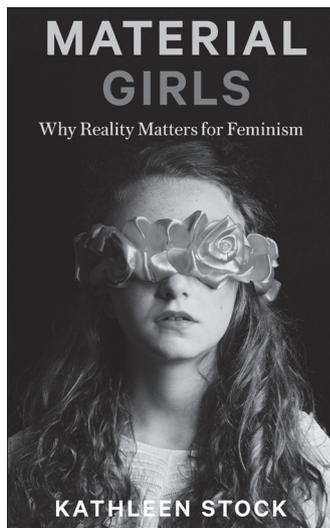
SA: Wir haben versucht, rationale Argumente vorzutragen oder haben solche überprüft. Ich denke, dass sich das positiv auswirken wird. Als wir anfangen, war es noch entmutigend, jetzt können wir aber tatsächlich frei diskutieren und schreiben, was zumindest einige politische Entscheidungsträger und die Öffentlichkeit zur Kenntnis nehmen. 2021 haben einige größere Organisationen ihre offiziellen Verbindungen zu *Stonewall* gekappt (Schwulenrechtsorganisation, die in Großbritannien transaktivitischen Forderungen Nachdruck verleiht – VSV). Außerdem dämmert der Öffentlichkeit die Ungerechtigkeit, wenn Transfrauen in Frauensportarten mit Frauen konkurrieren oder in Frauengefängnissen untergebracht werden. Ich denke also, dass uns die rationalen Argumente weiterbringen werden.

Literatur

- Stock, K., 2021. *Material Girls. Why Reality Matters For Feminism*, Fleet, London 2021.
- Vukadinović, V.S., 2021. „Metaphysisch gesprochen ist Transideologie einem mittelalterlichen christlichen Kult nicht unähnlich“. Über Transaktivismus in Großbritannien und die Genese des genderkritischen Feminismus, über Joanne K. Rowling – und über Prince als Kritiker Jacques Lacans. Vojin Saša Vukadinović im Gespräch mit der britischen Feministin Jane Clare Jones. In: *Jahrbuch Sexualitäten* 2021. Wallstein, Göttingen, 151–180.
- Vukadinović, V.S., 2021. „Ja, vielleicht ist eine Welt mit feminineren Männern eine bessere. Das ändert aber nichts an den Problemen, denen Frauen ausgesetzt sind“. Die Philosophin Holly Lawford-Smith arbeitet an einem neuen, genderkritischen Feminismus. In: *NZZ*, 05.03.

Autorin und Autor

Prof. Dr. Sophie Allen, School of Social, Political and Global Studies, Keele University, s.r.allen@keele.ac.uk
 Vojin Saša Vukadinović, Schweizer Monat, vs.vukadinovic@fu-berlin.de



Kathleen Stock

Material Girls: Why Reality Matters for Feminism

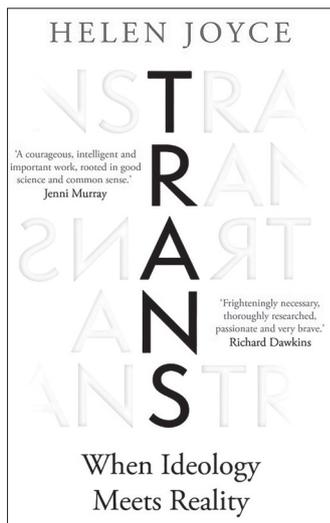
Fleet 2021

ca. 320 Seiten, geb., 26 €

Professor Kathleen Stock surveys the philosophical ideas that led to this point, and closely interrogates each one, from De Beauvoir's statement that, 'One is not born, but rather becomes a woman' (an assertion she contends has been misinterpreted and repurposed), to Judith Butler's claim that language creates biological reality, rather than describing it. She looks at biological sex in a range of important contexts, including women-only spaces and resources, healthcare, epidemiology, political organization and data collection.

Material Girls is a timely and trenchant critique of the influential theory that we all have an inner feeling about our sex, known as a gender identity, and that this feeling is more socially significant than our biological sex.

Material Girls makes a clear, humane and feminist case for our retaining the ability to discuss reality, and concludes with a positive vision for the future, in which trans rights activists and feminists can collaborate to achieve some of their political aims.



Helen Joyce

Trans. When Ideologie Meets Reality

Oneworld Publications 2021

331 Seiten, geb., 16,99 €

Helen Joyce is *The Economist's* Britain editor, where she has held several senior positions, including Finance editor and International editor. Before joining *The Economist* in 2005 she edited *Plus*, an online magazine about mathematics published by the University of Cambridge. She has a PhD in mathematics from University College London. Since becoming interested in gender-identity ideology, she has written for several outlets on the subject.

„A tour de force.“ *Evening Standard*

„Gender identity ideology is about more than twitter storms and using the right pronouns. In just ten years, laws, company policies, school and university curricula, sport, medical protocols, and the media have been reshaped to privilege self-declared gender identity over biological sex.

People are being shamed and silenced for attempting to understand the consequences of redefining ‚man‘ and ‚woman‘. While compassion for transgender lives is well-intentioned, it is stifling much-needed inquiry into the significance of our bodies.

If we recommit to our liberal values of freedom of belief, freedom of speech and robust debate, we can de-escalate this most vicious of culture wars.“



Thiedeke, Udo, *Die Liebe der Gesellschaft. Soziologie der Liebe als Beobachtung von Unwägbarkeit*, Nomos Verlag, Baden-Baden 2020, 186 S., geb., 39 €

Die Liebe ist eins der großen Rätsel der menschlichen Existenz, und gleichzeitig setzen viele Soziologen alles daran, sie zu entzaubern, sie rückzuführen auf ganz normales soziales Handeln, gern sogar: auf kalkulierendes Handeln. So der Tenor etlicher Autoren aus dem Feld, von Randall Collins bis Eva Illouz, die meinen, Liebe sei nur eine Tarnung für die nutzenmaximierende Jagd nach der besten Partie, und das Internet habe die Jagdgelände noch einmal deutlich vergrößert und besser zugänglich gemacht.¹ Udo Thiedeke hält dagegen. Mit Luhmann versteht er romantische Liebe nicht als eine Abart von Nutzenmaximierung, sondern als eine genuin eigengesetzliche, irreduzible Sozialform, entwickelt in der modernen Gesellschaft entsprechend ihren Strukturgesetzen von Autonomie, Eigenlogik und funktionsspezifisch codierter Kommunikation.

Die Eigengesetzlichkeit der Liebe besteht darin, dass zwei Menschen übereinkommen, wechselseitig Verständnis für all ihre Eigenarten und Obsessionen aufzubringen, die Tiefen und Untiefen der je anderen Person auszuleuchten und kommunikativ zur Geltung zu bringen. Liebe konstituiert ein Sozialsystem, das durch höchste wechselseitige Relevanz und emotionale Bezogenheit geprägt ist, von der „selbstgenügsamen Selbstbezüglichkeit der Liebenden“ (71) in der Verliebtheitsphase bis zu einrastenden Erwartungskorsetts und Konsensfiktionen in späteren Phasen. Hier wird mit aller gebotenen Unvernunft kommuniziert, begehrt, sich hingeeben, gelitten und interpenetriert – „interpenetriert“ im Luhmann-Sinn, wo dieser Begriff

die wechselseitige Durchdringung von psychischen und sozialen Systemen bezeichnet (aber gelegentlich natürlich auch im landläufigen Sinn). Daran hat die Liebe Anspruch und Aufgabe genug; weitere Zielsetzungen und Reduktionsrichtungen braucht sie nicht, sie hat an dieser schon genug zu knabbern. Es ist durchaus unwahrscheinlich, dass es gelingt, dass zwei Menschen sich in dieser Weise aufeinander einlassen und das zu kommunikativen Erfolgen – statt zu Scheitern, Streit, Sprachlosigkeit, Entfernung, Entfremdung, Enttäuschung – führt. Manche sagen, Liebe ist, wenn man es ein Leben lang aushält, einen Menschen jeden Tag am eigenen Frühstückstisch sitzen zu sehen.

Liebe oder Intimkommunikation ist so gesehen dafür freigestellt und sogar dazu angewiesen, sich dem Höchstpersönlichen und der Verschlingung oder „Vergemeinschaftung des Höchstpersönlichen“ (150) zu widmen. Dies ist ihre gesellschaftliche Funktion, und Symbol und Katalysator dafür ist die Unvernunft oder gar Widernunft der Liebe, des blinden und aberwitzigen Sich-Verliebens. Das Liebesgeschehen mutet der Gesellschaft einiges zu, nämlich das plötzliche Ausscheren von Menschen aus den üblichen Konventionen und Kriterien sozialverträglichen Verhaltens; aber es liefert ihr auch etwas, nämlich die Versorgung ihres Personals mit einem psychisch stabilisierenden Nahumfeld, wo persönliche Bekanntheit und Vertrautheit herrscht und das Individuum in seiner unverwechselbaren Einzigartigkeit zum Zuge kommt. Liebe ist damit gleichzeitig eine „sozial explosive“ (136) und eine sozial erwartete und gesellschaftlich funktionale Kommunikationsform.

Wenn das Kommunikationsmedium der romantischen Liebe einmal etabliert ist, hat das weitere Folgen für und Begleiterscheinungen in der Gesellschaft. So wird etwa Sex eingemeindet oder eingesaugt in seinen Gravitationsbereich, womit „freie“ Formen von Sexualität – Mätressen, Affären, Abenteuer, Orgien, BDSM-Sessions – delegitimiert und an den Rand des gesellschaftlich Geduldeten gedrängt werden. Sexualität wird jetzt bevorzugt als Liebespraktik betrieben, als Ausdruck des auf die Person gerichteten Begehrens und Intim-miteinander-Seins. Liebe zieht so aus dem Sex einen sozialen Mehrwert, sie „macht Körper und Körperlichkeit sozial anschlussfähig“ (102); nimmt ihm dafür aber auch seinen rein körperlichen Überschussgehalt jenseits von sozialer Verortung und Verpflichtung. Weiter findet die Liebe einen Niederschlag in den Massenmedien, die ihr schon immer als Triebkraft und Propagandamaschine dienten, indem sie das Schema des aufblitzenden und unausweichlich zuschlagenden Liebesglücks wieder und wieder vorführen, bis auch der oder die Letzte es verinnerlicht hat. Das schließt eine gewisse Institutionalisierung des Leidens an der Liebe ein, vom noch relativ süßen Unglücklich-Verliebtsein bis zum Versauern in verknöchernenden Paarbeziehungen und zu Reparaturangeboten wie Paartherapie. Dagegen treten ökonomische Erwägungen beim Eingehen von Paarbeziehungen eher in den Hintergrund, die Orientierung der Partnerwahl an der Größe des Geldbeutels oder dem Preis von Geschenken wird dem Intimitätsaspekt untergeordnet. Eine Ökonomisierung oder „Kapitalisierung der Liebe“ (88) findet – so Thiedeke – nicht statt.

¹ Vgl. etwa: Collins, R., 1985. Liebe und Heiratsmarkt. In: Kuchler, B., Beher, St. (Hg.). 2014. *Soziologie der Liebe*, Suhrkamp, Berlin, 217–241; Illouz, E., 2003. *Der Konsum der Romantik*. Campus, Frankfurt/M./New York; Illouz, E., 2006. *Gefühle in Zeiten des Kapitalismus*, Suhrkamp, Frankfurt/M. 2006.

Der Vorteil des Buches ist: Man findet hier alle Thesen der Luhmann'schen Liebessoziologie versammelt zwischen zwei Buchdeckeln. Der Nachteil ist: Es ist zwar Luhmann'sche Liebessoziologie, aber es ist nicht Luhmann. Es liest sich auch keineswegs leichter, es ist keine Popularisierung oder Zugänglichmachung für Leser, denen Luhmann zu kompliziert ist. (Der Popularisierung und Erklärung dienen eher die Schriften Hartmann Tyrells²) Thiedeke schreibt einen durchaus eigenwilligen Stil mit literarischem Anspruch. Wenn es gut geht, führt das zu Sätzen wie: „Der Vorteil [der Sexualität] liegt darin, das Diffuse kommunikel und die Kommunikation diffus, nämlich vom Spüren und Fühlen abhängig zu machen.“ Oder: „Die Werbung hilft dann dabei, nicht mehr nur die, die keinen Geschmack haben, mit Geschmack, sondern auch die, die ihre Gefühle noch nicht auszudrücken wissen, mit Romantik zu versorgen.“ Wenn es schlecht geht, führt es zu einem angestregten Manierismus mit erschwelter Lesbarkeit und ohne inhaltlichen Mehrwert. Der Grundsatz der Formulierungsökonomie – die einfachste mögliche Formulierung für das zu Sagende zu wählen – scheint jedenfalls keine Devise des Autors zu sein.

Den größten Neuigkeitswert hat das Kapitel über Online-Kommunikation und Online-Identitäten, für das es bei Luhmann keine Vorlage gibt. Man findet es unter dem nicht ganz selbsterklärenden Titel „Die Zukunft lieben“, was daran liegt, dass die Kapiteltitle einem hübsch konstruierten, aber inhaltlich manchmal holprigen Schema folgen: „Die Gesellschaft lieben“, „Das Medium lieben“, „Das Kapital lieben“ und so weiter. Da Thiedeke auch die banale Technik verschmäht, dem Leser am Anfang des Kapitels mitzuteilen, worum es geht und was das Argument ist, ist es manchmal gar nicht so leicht herauszufinden, wovon ein Abschnitt genau handelt.

Hat man sich dann aber durch den etwas umständlichen Auftakt hindurchgearbeitet, stößt man auf folgendes Problem: Online-Welten mit ihren vielfältigen Möglichkeiten der Selbstfindung und -erfindung, sowie der *Like*- und *Dislike*-Vernetzung mit anderen, stellen ein Medium für die Ausübung und Bestätigung von Individualität dar. Da die Funktion der Liebe ebenfalls in der Bestätigung von Individualität liegt, kann es dann sein, dass Online-Welten ein Ersatz für die Liebe sind oder werden könnten? Diese Möglichkeit wird eher angedeutet als wirklich thesenhaft behauptet, und es wäre denn auch eine steile These: Ist es wirklich plausibel, dass die Verlinkungs- und Verlikungsfunktionen der sozialen Medien einem Menschen dasselbe bieten wie eine realweltliche Liebesbeziehung? Technisch gesehen ist die Frage, anhand welcher Funktionsbestimmung man die funktionale Äquivalenz konstruiert. Formuliert man die Funktion als „Bestätigung von Individualität“, so ist die funktionale Äquivalenz von Intimbeziehungen und sozialen Medien gegeben; formuliert man

sie etwas spezifischer als soziale Nahraumfunktion – also als Bereitstellung eines Nahraums von persönlicher Bekanntheit und Vertrautheit, im Ausgleich zur sonst oft gegebenen Anonymität und Kälte der Großgesellschaft³ –, so schwächt sich die funktionale Äquivalenz ab und ist bestenfalls noch teilweise gegeben.

So kann das Buch für Leser mit Luhmann-Interessen und als Gegenthese zu den verbreiteten Ökonomisierungsannahmen nützlich sein. Literaturfreaks können sich dabei an den jedem Kapitel vorangestellten Liebesgedichten und -sprüchen erfreuen. Einem kann man sich nach vollbrachter Buchlektüre nur anschließen: „Ich beiße dich zum Abschied ganz zart.“

Barbara Kuchler (Bielefeld)

Erstveröffentlichung: <https://www.sozio.polis.de/liebe-jenseits-des-marktes.html>



Schockenhoff, Eberhard, *Die Kunst zu lieben. Unterwegs zu einer neuen Sexualethik*, Herder Verlag, Freiburg/Br. 2021, 484 S., geb., 48 €

Das letzte Werk des 2020 verstorbenen wirkmächtigen Moraltheologen Eberhard Schockenhoff stellt den Versuch dar, sowohl an die Anstrengungen der 1920er und frühen 1930er Jahre anzuknüpfen als auch der katholischen Welt im 21. Jh. einen Handweiser für eine christliche Sexualität zu geben. Im Unterschied zu früheren Werken christlicher Denker bedient sich Schockenhoff keines chronologisch-thematischen Aufbaus und beginnt daher nicht mit dem Apostel Paulus und dem Kirchenlehrer Thomas v. Aquin, sondern führt den Leser direkt an die sexualpädagogischen und sexualsoziologischen Konzepte des 20. Jh. heran (13–72),

² Etwa mit: Tyrell, H., 1972. Familie und gesellschaftliche Differenzierung. In: Pross, H. (Hg.). *Familie – wohin?* Rowohlt, Reinbek, 13–78; Tyrell, H., 1987. Romantische Liebe. In: Baecker D., Markowitz, J., Stichweh, R. (Hg.). *Theorie als Passion*, Suhrkamp, Frankfurt/M., 570–599.

³ Zur Nahraumfunktion vgl. Luhmann, N., 1982. *Liebe als Passion*, Frankfurt/M., 13ff.

um anschließend die Entwicklung christlicher Vorstellungen seit der Antike zu reflektieren (73–158). Dieser Aufbau soll wohl vermeiden, dass die avisierte Leserschaft das Werk so gleich wieder zur Seite legt, denn seit dem II. Vatikanischen Konzil ist die Rezeption christlicher Gelehrter aus der Zeit vor dem 19. Jh. erheblich außer Kurs geraten.

Nach dem Rücksturz ins Mittelalter folgt der „lange Weg zur Erneuerung“ (159–240), der die Bemühungen von Vatikan, Moraltheologie und deutschen Bischöfen aufzeigt, wie mit der modernen Welt und den Wandlungen in den Sexualbeziehungen im 19./20. Jh. umzugehen sei. Erst jetzt folgt das, was in den Jahrzehnten vor 1970 die zentralen Teile moraltheologischer Erwägungen gewesen waren: die Schilderung der Aspekte menschlicher Sexualität (241–313) unter Berücksichtigung biblischer Vorgaben (314–347).

Schließlich führt Schockenhoff alle Variationen menschlichen Sexuallebens und christlicher Interpretationen in einem Schlusskapitel zur Sexualmoral zusammen, worin er erklärt, warum die katholische Kirche sich wie zu Sexualität im 21. Jh. positioniert (348–465).

In einem Anhang sollten offenbar „konkrete Problemfelder“ geschildert werden, doch wurde vor dem Tod des Autors nur der Artikel über voreheliche Lebensgemeinschaften (466–474) vollendet – und keiner der Mitarbeiter wagte es, das Werk weiter zu interpretieren. Unfreiwillig markiert dies das Hauptproblem der katholischen Kirche: die Unfähigkeit zur Hinterfragung einmal eingenommener Standpunkte. Auch Schockenhoff hat noch nicht die Tatsache akzeptiert, dass die Bibel keineswegs von einem höheren Wesen den Propheten ins Pergament diktiert wurde, sondern ein höchst irdisches Versatzstück aus vorderasiatischen Quellen darstellt. So weit waren die Protestanten schon im Jahre 1903.¹

Um nicht die Hauptproblemfelder vergangener Tage benennen zu müssen, umgeht der Autor im ersten Teil des Buches einfach deren Vertreter. Der Titel „Liebe und Sexualität in der Moderne“ beginnt mitnichten mit dem Anbruch der Moderne im 19. Jh., sondern setzt schlagartig in der Mitte des 20. Jh. ein (22). Schon sind die Abtreibungsdebatten der 1920er Jahre, die Diskussionen um die Entkriminalisierung der Homosexualität und die verbissen geführten Kreuzzüge gegen „Schmutz und Schund“ aus der Geschichte entfallen und somit auch diejenigen Kampfplätze, auf denen Moraltheologen, Politiker des Zentrums und völkische Politiker eng zusammenwirkten. Dies hat den unschätzbaren Vorteil, dass auch die Diskussionen um den „pädagogischen Eros“ entfallen, der von der katholischen Kirche zwar massiv bekämpft wurde, aber in den hauseigenen Schulen nicht weniger intensiv gepflegt wurde als beispielsweise in der Odenwaldschule. Diese die katholische Welt der Gegenwart erschütternden Vorgänge sind dem Autor einen Halbsatz wert (415). Der Volkswartbund kommt im ganzen Buch nicht vor und die mit ihm verbündete rheinische Moraltheologie, die

gegen sündige Großstädte und „Verjudung“ agitierte, ist auch gleich aus der peinlichen eigenen Geschichte getilgt.

Stattdessen werden Alfred C. Kinsey, Margaret Mead, Alex Comfort und Herrad Schenk abgehandelt und schließlich die Sexualforschung Volkmar Siguschs und seiner Schule breit gewürdigt (47ff). Aufbauend auf ihren Arbeiten gelangt Schockenhoff zu der Erkenntnis, was den gegenwärtigen „Strukturwandel der Sexualität“ ausmache: die „gestärkte Rolle der Frauen“ (53) – als ob die weibliche Emanzipation erst 1968 eingesetzt hätte – sowie die Gefahren des Internets, das die „emotionale Unreife“ von Kindern und Jugendlichen bedrohe (67). Diese vor allem Unbill zu bewahren war und ist ein zentrales Anliegen der Kirche.

Deren Grundfesten werden nun als Konsequenz aus den göttlichen Verlautbarungen („Schöpfungserzählung“) des Alten Testaments abgeleitet (75), worauf zwanglos die Einschätzungen des Apostels Paulus folgen. Sexualität wird als Teil eines selbstbestimmten, jedoch göttlich gewollten ethischen Lebens geschildert, das nur zwei Extreme kennt: Sex in der Ehe zum Zwecke der Zeugung von Nachwuchs oder Enthaltbarkeit (85). Der Einfluss der Stoiker wird am Beispiel von Clemens von Alexandria dargelegt, ohne dass der Autor es an irgendeiner Stelle für nötig befunden hätte, den Lesern zu erklären, warum der alttestamentarische Gott der Juden und sein für die christliche Lehre bestimmender Sohn Einflüsse einer heidnischen Philosophenschule bedurft hätten. Immerhin lässt sich so der sexualfeindliche Aspekt des Christentums von den Aposteln abwälzen: ein „Regime der Mäßigung“ ohne obszöne Äußerungen, Prostitution, sexuelle Fantasien oder Sex in der Schwangerschaft habe Clemens dem Frühchristentum mitgegeben (96). Es folgt die Beschreibung der Furcht vor jedem Laster durch Augustinus (104–126), worauf der Autor einen Sprung von 600 Jahren direkt ins Hochmittelalter vollführt und Thomas von Aquin als Mäßiger in der Unterdrückung des Eros abfeiert (128ff). Ähnlich kursorisch geht es weiter bis zu dem Kirchenlehrer Alfons von Liguori und den Sexualpessimisten der Frühen Neuzeit, deren nachhaltiger Beitrag zur Festigung der Kontrolle katholischer Sexualitäten, die inquisitorische Ohrenbeichte, diskret außen vor gelassen wird – schließlich war sie ein schwerwiegender Streitpunkt in den Debatten des frühen 20. Jh., die Schockenhoff 100 Seiten zuvor komplett aus der Geschichte getilgt hatte. Das wenig vorbildhafte Sexualleben der Päpste wird im gesamten Buch nicht an einer einzigen Stelle erwähnt.

Viel mehr vertieft sich der Autor in die Schilderung der kirchlichen Erneuerung im 20. Jh. und nennt die seiner Ansicht nach wegweisenden Autoren: Dietrich von Hildebrand, Albert Mitterer, Ernst Michel und Herbert Doms (163f) – den erheblich bedeutsameren Friedrich W. Foerster hingegen erwähnt er nicht, weil es offenbar auch in der Zeit der Ökumene für manche katholischen Denker zu schwierig ist, sich daran zu erinnern, dass ein Protestant der Heiligen römischen katholischen Kirche den Weg wies. Dass der Vatikan die Bücher Ernst Michels auf den Index setzen ließ, wird ebenfalls nicht erwähnt.

¹ Delitzsch, F., 1903. *Babel und Bibel*. Ein Vortrag, Leipzig, 23, 47.

Die zeitgenössisch wirkmächtige Pastoralmedizin wurde gleich komplett aus der Geschichte getilgt.

Die Begeisterung der katholischen Kirche für die Eugenik und das Schweigen des Episkopats zu den Verbrechen im Nationalsozialismus – begangen u.a. in Form von Abtreibungen und Sterilisationsoperationen in katholischen Krankenhäusern – scheinen laut Schockenhoff nie stattgefunden zu haben. Stattdessen gelingt ihm das seltene Kunststück, die Diskussionen der späten 1920er und frühen 1930er Jahre allein aus katholischer Sicht (ohne die eigenen Eugeniker) zu schildern, so dass die Enzyklika „Casti Connubii“ wie ein Meteor auf den Leser niedersaust (178), ohne dass erklärt wird, warum sie erlassen wurde. Dem kurzen Abriss über das Hin- und Her bis zum II. Vatikanischen Konzil (unter Auslassung von marginalen Erscheinungen wie des italienischen Faschismus und des deutschen Nationalsozialismus) folgt eine Huldigung an die Humanwissenschaften, da diese die „Bedeutungsdimensionen der menschlichen Sexualität“ seit der Renaissance so aufschlüsselten, dass die kirchliche Lehre immer genug Platz für sich und ihre Vorgaben gefunden habe. Die moderne Biologie wird gewürdigt (247ff) ohne dass Darwin erwähnt wurde und schon landet der geneigte Leser bei Sigmund Freud, der den positiven Blick auf die Sexualität eröffnet habe (272).

Dass katholische Zeitgenossen das völlig anders sahen, gerät da ein wenig in den Hintergrund. Sexualität wird als „Ressource“ für ein glückliches Leben gesehen, katholische Ehemoral und Erkenntnisse der Sexualforschung fließen zu einer idealen Synthese zusammen (284f). Oder anders formuliert: „Moralische Überlegungen greifen vielmehr die der menschlichen Sexualität innewohnenden Sinndimensionen auf, die bei der verantwortlichen Gestaltung des sexuellen Lebens zu berücksichtigen sind.“ (311). Dass die katholische Kirche sich bis 1917 noch nicht einmal sicher war, wann menschliches Leben beginnt und somit die Strafbarkeit der Abtreibung disputabel war, gerät so leicht aus dem Fokus. Und dass die „Sinndeutungen“ durch immer neue Enzykliken konkretisiert werden mussten, was wiederum dem aktuellen Papst die Renovierung des moraltheologischen Wirkungsgefüges erschwert, wird nicht beschrieben.

Wie sehr Schockenhoff bemüht ist, in der Vergangenheit zu eindeutige und heute wie Bremsklötze wirkende Festlegungen von Vatikan und Moraltheologie aus der Geschichte zu tilgen, kann man u.a. daran erkennen, dass der Gynäkologe Hermann Knaus und die nach ihm benannte Verhütungsmethode im gesamten Buch nur an einer einzigen Stelle beiläufig erwähnt wird (166). Warum Schockenhoff die im zweiten Teil bereits in epischer Breite geschilderten Bibelzitate in einem weiteren Kapitel (314–347) erneut ausrollt, lässt sich nicht nachvollziehen. Schließlich gelangt er immerhin zu der Erkenntnis, dass „das sexuelle Begehren, wenn es von der Liebe geführt wird“ an sich einen Wert darstelle (357).

Die Ehe wird als die „verbindliche Lebensform der Liebe“ (365) hervorgehoben, wobei zwar die Unauflöslichkeit betont wird, der alte Kampfplatz der Mischehen aber gar nicht mehr

erwähnt wird. Es scheint, als ob die katholische Moraltheologie mittlerweile erkannt hat, dass alle Protestanten zwangsläufig von katholischen Vorfahren abstammen. Das Unterkapitel „Das kirchliche Leitbild der Ehe in einem veränderten gesellschaftlichen Umfeld“ (367–375) wäre besser „Das kirchliche Leitbild wie wir es schon immer predigten“ genannt worden.

Auch die folgenden 50 Seiten bieten nichts als das, was nicht schon der Moraltheologe Bernhard Häring (1912–1998) in den 1960er Jahren geschrieben hatte. Ganz am Ende räumt der Autor unfreiwillig ein, dass die katholische Moral stets nur für die materiell Minderbemittelten galt. Denn angesichts der „vorehelichen Lebensgemeinschaften“ erinnert Schockenhoff an Thomas von Aquin und Alfons von Liguori, die schon gewusst hätten, dass vermögende Männer und Frauen auch ohne Trauschein für ihre Kinder sorgen konnten (470). Dass beide Kirchenlehrer diese Personengruppe auch weiterhin zu allen Sakramenten zuließen und ebenso ihren Nachwuchs, war dem Autor dann aber doch keine Erwähnung mehr wert.

Der Leser bedankt sich nach 474 Seiten reinem Text, der nichts, aber auch wirklich gar nichts enthält, was man als „neu“ oder wenigstens „aktuell“ bezeichnen könnte. Die erbärmlichen Versuche, die Beteiligung katholischer Denker an der Vorbereitung rassistischer und sexistischer Ausrottungsstrategien aus der hauseigenen Geschichte zu tilgen, machen deutlich, dass die katholische Moraltheologie nicht nur unfähig, sondern auch unwillig ist, sich der eigenen Verantwortung zu stellen.

Florian G. Mildnerberger (Berlin)



Siemoneit, Julia Kerstin Maria, *Schule und Sexualität. Pädagogische Beziehung, Schulalltag und sexualerzieherische Potenziale*, transcript, Bielefeld 2021, 336 S., kt., 45 €

Julia Siemoneit, Pädagogin und approbierte Kinder- und Jugend-

psychotherapeutin, widmet sich in ihrer Dissertation der komplexen Frage, welche Rolle Sexualität der Institution Schule zukommt. Die Ergebnisse ihrer Studie basieren auf etwas mehr als einem Dutzend problemzentrierter Interviews mit Gymnasiallehrkräften. Ausgangspunkt von Siemoneits Überlegungen ist die These, dass Sexualität an Schulen nicht nur im Rahmen eines schulischen Aufklärungsunterrichts in Erscheinung tritt, „sondern sexualitätsbezogene Themen wie etwa Begehren, Körperlichkeit, Nähe und Intimität auch insbesondere im Zusammenhang mit der pädagogischen Beziehung fortlaufend von den Lehrkräften bearbeitet werden (müssen)“ (279).

Die Autorin begibt sich damit in ein wenig erforschtes, weil potenziell vermintes Gebiet. Schule gilt allgemein hin als nicht-sexueller Ort. Das Begriffspaar „Schule“ und „Sexualität“ weckt Assoziationen an „Missbrauch“.¹ Mit der Aufdeckung sexualisierter Gewalt in verschiedensten pädagogischen Kontexten ab 2010,² die für Siemoneits Arbeit einen zeithistorischen Hintergrund bildet, ist die Aufmerksamkeit für Machtmissbrauch und Übergriffigkeit durch Pädagog_innen in begrüßenswertem Ausmaß gestiegen. Lehrkräfte müssen gemäß einer fraglos erforderlichen Professionalität die nötige Distanz zu ihren Schüler_innen aufrechterhalten. Nichtsdestotrotz sind auch Lehrkräfte (geschlechts-)körperliche Wesen mit einer persönlichen sexuellen Geschichte, die sie unmöglich vor den Toren der Schule abstreifen können – und die mithin zumindest implizit mit im Klassenraum steht. Das gilt es, ernst zu nehmen und zu reflektieren. Gegenüber den bisherigen, überwiegend kindzentrierte Perspektiven einnehmenden Untersuchungen zum Gegenstand zeichnet sich Siemoneits Studie also dadurch aus, dass sie dezidiert nach den Ansichten und Deutungsmustern von Lehrkräften fragt.

Die Arbeit ist in sechs Sinneinheiten gegliedert. Eingangs nähert sich Siemoneit in historischer, soziologischer und Geschlechterforschungsperspektive einem Verständnis von Sexualität, das sie ihrer Arbeit zugrunde legt – auch wenn sie den Gegenstand in seiner Komplexität nicht letztgültig bestimmen kann (vgl. 45). Wesentlich sieht die Autorin hier die verschiedenen, Sexualität vielfältig determinierenden kulturellen und gesellschaftlichen Bedingungen, die empirische Diskrepanz zwischen Sexualverhalten und subjektivem sexuellen Erleben, die Wechselwirkungen zwischen Biologie und Kultur sexueller Aktivitäten sowie die mannigfaltigen Sexualdiskurse selbst

als Hindernis für eine eindeutige Definition. Vor diesem Hintergrund wird die Bedeutung ihrer Frage danach, auf welche Ideen und Wissensbestände Lehrkräfte rekurren, wenn sie sexualitätsbezogene Themen in der Schule bearbeiten (vgl. 16), deutlich.

Eine weitere Grundlage – auch für die Auswertung der Interviews – bilden die von Werner Helsper formulierten „Antinomien pädagogischen Handelns“, die das professionelle Lehrer_innenhandeln strukturell bestimmen (vgl. 13, 17).

Die Entscheidung für dieses Deutungsformat ist gut gewählt, da es die vielfach miteinander verknüpften und ineinander verwobenen Macht-, Beziehungs- und Generationenverhältnisse in der pädagogischen Institution Schule verdeutlicht. Siemoneit buchstabiert die damit einhergehenden Spannungsverhältnisse für den Kontext der Sexualpädagogik exemplarisch aus. So bemerkt die Autorin bezüglich des Paradigmas „Einheit versus Differenz“, also dem pädagogischen Handeln zwischen Pluralität einerseits und dem vergemeinschaftenden Bezugsrahmen Schule andererseits, dass Pädagog_innen nicht nur auf mannigfaltige und teils widersprüchliche normative Sexualitätsdiskurse Bezug nehmen, sondern zugleich die individuellen Bedarfe der Schüler_innen in ihrer Entwicklung und ihrem generationell verschiedenen Sozialisationskontext verstehen müssen (vgl. 97f).

Diese komplexe Anforderung, die nicht nur das pädagogische Handeln, sondern auch die Positionierung der Lehrkräfte betrifft, ist – zumal vor dem Hintergrund der medial oft hochemotional geführten Debatten – eine schwer zu bewältigende Herausforderung. Das gilt umso mehr angesichts des Anspruchs, den Schüler_innen im asymmetrischen pädagogischen Verhältnis zu sexueller Mündigkeit zu verhelfen und ihnen zugleich eine selbstbestimmte Sexualität zu ermöglichen (vgl. 100). Die ewige Frage nach Freiheit und Zwang ist für den Komplex der Sexualität besonders virulent. Darüber hinaus beleuchtet Siemoneit die grundlegende Bedeutung von sexualbiographischer Selbstreflexion bei Lehrkräften.

Nach Erläuterungen im Kapitel 5 zum methodischen Vorgehen, zur Datenerhebung sowie -grundlage und der Verortung der Studie im Bereich der Wissenssoziologie stellt Siemoneit vor, wie sie die Aussagen der interviewten Lehrkräfte analysiert. Sie nutzt das Konzept der Deutungsmuster, um weniger auf Einzelfallbetrachtungen abzuheben, sondern sich herauskristallisierende Themenkomplexe und Typologien zu erkennen. Die zwei folgenden Kapitel sind eben diesen Themen gewidmet, nämlich dem „Sprechen über Begehren und Geschlecht sowie das Sprechen über Körper in der Schule“ (159).

In ihrer sorgsam wie detailreichen Analyse zeigt Siemoneit in Kapitel 6 unter anderem, dass die Lehrkräfte in den Interviews Begehren vor allem in Bezug auf männliche Homosexualität und die diskriminierende Verwendungsweise des Wortes „schwul“ im schulischen Kontext thematisierten. Nicht regelrecht überraschend, aber dennoch bemerkenswert ist die von Siemoneit fundiert und präzise herausgearbeitete Ambivalenz

¹ Zu den Diskursen um Kindheit und Sexualität, die Zusammenhänge zu „Missbrauch“ herstellen vgl. u.a. Sexualität, die stört. Ein Gespräch von Sophinette Becker & Julia König. In: *Sexuologie* 2020, 27 (1–2), 25–32 oder Baader, M.S. et al. (Hg.), 2017. *Tabubruch und Entgrenzung. Kindheit und Sexualität nach 1968*. Böhlau, Köln. Vgl. Rezension in: *Sexuologie*, 2018, 25 (1–2), 110f.

² Vgl. u.a. Dehmers, J., Huckele, A., 2011. *Wie laut soll ich denn noch schreien? Die Odenwaldschule und der sexuelle Missbrauch*. Rowohlt, Reinbek; Füller, C., 2011. *Sündenfall. Wie die Reformschule ihre Ideale missbrauchte*. DuMont, Köln; Oelkers, J., 2011. *Eros und Herrschaft. Die dunklen Seiten der Reformpädagogik*. Beltz, Weinheim oder Thole, W. et al. (Hg.), 2012. *Sexualisierte Gewalt, Macht und Pädagogik*. Budrich, Opladen.

diesbezüglich. Schule werde zwar prinzipiell „als geeigneter Ort für die Thematisierung von Homosexualität betrachtet“, zugleich jedoch sahen es die interviewten Lehrkräfte – ausgenommen die Biologie- und Religionslehrer_innen – nicht als ihren Verantwortungsbereich an, das Thema im Unterricht zu besprechen. Zudem äußerten sie Befürchtungen, die Schüler_innen damit zu überfordern. Bestürzend an Siemoneits Befunden ist, wie selten die Lehrkräfte – trotz ihres toleranten Selbstverständnisses und ihrem Bemühen, Diskriminierung zu unterbinden – ihr pädagogisches Reflektionspotenzial ausschöpfen und sich stattdessen dem diskursiven Korsett und der Alltagspraxis an ihren Schulen anpassen.

Aspekte von Körperlichkeit würden, so Siemoneit in Kapitel 7, vor allem im Sprechen über weibliche Körper – sowohl die der Schülerinnen wie auch der Lehrerinnen – thematisiert. Anders als im Reden über Begehren (vgl. Kapitel 6) äußerten sich die interviewten Lehrkräfte hier fast ausschließlich vor der Folie einer implizit als normal verstandenen Heterosexualität: Weibliche Körper erscheinen in der Schule demzufolge als Gegenstand von männlichen Blicken und werden – anders als männliche Körper – (hetero)sexualisiert, woraus beispielsweise „Verhandlungen über angemessene Kleidung“ (241) für Schülerinnen resultieren, die sich auch in mehr oder weniger explizit pädagogischer Intervention widerspiegeln. Siemoneit erkennt darin die „Transformation von Mädchen zur *Schülerin* mittels Disziplinierung von Mädchenkörpern“ (272, Hervorh. im Original). Doch auch Lehrerinnen müssen ihre Körper disziplinieren, da sie – anders als die Körper ihrer männlichen Kollegen – mindestens potenziell sexualisiert werden. Der Lehrkörper werde, so Siemoneit, üblicherweise als geschlechtslos gedacht; die Sichtbarwerdung von Weiblichkeit berge daher das Risiko des Verschwimmens von Grenzen und damit des Verlustes der professionellen Distanz (vgl. 274).

Die Ergebnisse der Studie sind zwar im Großen und Ganzen leider wenig überraschend, gewinnen allerdings durch die von Siemoneit an den Tag gelegte analytische Präzision erheblich an Tiefenschärfe. Insgesamt ergibt sich ein ernüchterndes Bild bezüglich des Umgangs von Lehrkräften mit Sexualität im schulischen Rahmen: Bei den Lehrkräften überwiegen geschlechtlich wie sexuell heteronormative Stereotype; es gibt kaum Anzeichen dafür, dass – trotz Sexualisierung von Konsum, Medien und Alltag – Sexualität von ihnen als Bestandteil der eigenen Persönlichkeit reflektiert wird; an vielen Stellen mangelt es den Lehrkräften an Wissen. Siemoneit schildert das in stets sachlichem Ton, stellt ihre Interviewpartner_innen nicht bloß und begegnet dem Missstand mit konstruktiven Hinweisen. Überhaupt überzeugt die Autorin durch ihre umfangreichen Kenntnisse sowohl der aktuellen wissenschaftlichen wie auch der historischen Literatur zum Thema, welche sie fachkundig einbringt und virtuos kombiniert. Insgesamt liegt mit *Schule und Sexualität* eine kluge und äußerst lesenswerte Studie vor, die hiermit allen Interessierten anempfohlen sei.

Elija Horn (Berlin)



Schon, Manuela, *Ausverkauft! Prostitution im Spiegel von Wissenschaft und Politik*, Tredition, Hamburg 2021, 528 S., kt., 29,99 €

Bei Manuela Schons Band zum Thema Prostitution handelt es sich zwar nicht um ein Fach-, sondern um ein Sachbuch. Das hindert die Soziologin jedoch nicht daran, selbst auf denkbar abgelegene Fachliteratur zu rekurrieren. So etwa im historischen Teil des nahezu alle Aspekte des gesellschaftlichen Phänomens umfassenden Kompendiums auf einen Artikel der *Zeitschrift für die Staatsarzneikunde* aus dem Jahr 1849. Vor allem aber ist es ein politisch engagiertes Buch.

Die Verschränkung von Wissenschaft und politischem Engagement schlägt sich auch in den zahlreichen Interviews nieder. Jedem der 22 einen bestimmten Aspekt der Prostitution behandelnden Teile des Bandes hat die Autorin ein Gespräch angehängt, das sie entweder mit Angehörigen von prostitutionskritischen NGOs und „Selbstorganisation[en] der Prostitutionsüberlebenden“ (142) oder mit Kapazitäten aus den Disziplinen Frauenforschung, Geschichte, Volkswirtschaft, Soziologie, Klinische Psychologie, Traumapsychologie und Kriminologie führte.

So interviewte Schon etwa die Forschungsreferentin des in Kassel ansässigen *Archivs der Deutschen Frauenbewegung* Dr. Kerstin Wolff, die unlängst mit ihrer Biographie der Prostitutionsexpertin Anna Pappritz reüssierte. In einem anderen Gespräch informiert die über einen längeren Zeitraum hinweg in der Hamburger *Zentralen Beratungsstelle für sexuell übertragbare Erkrankungen* tätige Gynäkologin Dr. Liane Bissinger über typische Krankheitsbilder von Prostituierten und gelangt zu dem Fazit, dass „keine andere Tätigkeit [...] so gesundheitsschädigend und tödlich, wie die der Prostitution ist“ (123). Über die „politische Ökonomie des globale[n] Sexhandels“ (136) sprach Schon mit Dr. Sheila Jeffreys, die an der Universität Melbourne als Professorin für Sozial- und Politikwissenschaft tätig ist.

Die an der Clark University in Worcester, Massachusetts lehrende und forschende Politikwissenschaftlerin Prof. Dr.

Cynthia Enloe wiederum weiß erschütternde Details über den Zusammenhang von „Kolonialisierung und Militärprostitution“ (200) zu berichten.

Neben diesen und anderen wissenschaftlichen Interviews führte Schon Gespräche mit der ehemaligen „Beraterin der schwedischen Regierung für Prostitution und Menschenhandel“ (246) Gunilla Ekberg und dem schwedischen Sonderbotschafter für die Bekämpfung des Menschenhandels Per-Anders Sunesson sowie mit Organisationen, die sich gegen Prostitution und Menschenhandel einsetzen wie etwa das von der Prostitutionsüberlebenden Huschke Mau gegründete *Netzwerk ELLA*, einer „politischen Interessenorganisation von ehemaligen und aktiven prostituierten Frauen“ (154).

Während Mau darlegt, warum Prostitution „eine der zentralen Säulen des Patriarchats“ (161) ist, erklärt die abolitionistische Bloggerin und Angehörige des Münchner *Kommunikationszentrums für Frauen und Arbeit* Dr. Inge Kleine, dass Prostitution eine „gesellschaftliche Praxis“ (74) ist, die sich aus „Sexismus, Armut, Rassismus, Hilfeverweigerung für die Opfer von Gewalt und Alltagssexismus“ (ebd.) speist. Auch Sheila Jeffreys betont, dass es zu kurz greift, Prostitution nur als geschäftlichen Aushandlungsprozess zweier freier Individuen zu verstehen. „Menschen“, erklärt sie, „die Prostitution verteidigen, sind Liberale, die alle Formen des Missbrauchs und der Unterdrückung als freie Wahl verteidigen. Jeder, der versteht, wie strukturelle Unterdrückung funktioniert, versteht, warum Prostitution aufhören muss“ (138). Ähnlich argumentiert Kerstin Wolff, wenn sie darlegt, „dass Prostitution eines der zugrundeliegenden Stützpunkte eines frauenfeindlichen Geschlechterverhältnisses ist“ (52f). „AbolitionistInnen“, so Wolff weiter, „räumen“ daher „die Moral zur Seite und beschäftigen sich mit den sozialen und gesellschaftlichen Gründen für Prostitution“ (59). Darüber hinaus sei „der Abolitionismus ein Projekt“, „welches konsequent ‚alle‘ Frauen mit der Frage der Prostitution verknüpft und aufzeigt, welche Folgen Prostitution für alle Frauen hat“ (53). Und für alle Männer, ließe sich anfügen. Denn Prostitution beeinflusst (ebenso wie etwa Pornographie oder sexistische Werbung) den Blick *aller* Männer auf *alle* Frauen sowie das Geschlechterverhältnis insgesamt.

Nicht nur die Interviews, auch Schons eigene Texte beleuchten zahlreiche Aspekte der Prostitution von der „Lebenssituation prostituierten Frauen in Deutschland“ (142) über den zur „Symbiose“ vom „Neonazismus, Rotlichtmilieu und Pädokriminalität“ (187) führenden grundsätzlich „rassistischen Charakter der Prostitution“ (164) und der „Prostitution als Spielfeld zur Reproduktion männlicher Herrschaft“ (283) bis zu „Überlebensmechanismen und Trauma-Bonding in der Prostitution“ (323). Beschlossen wird der Band mit Texten zur „Wirksamkeit abolitionistischer Prostitutionspolitik“ (393) und zur Frage, welche „Elemente“ des Prostituenten, nicht aber Prostituierte kriminalisierenden Nordischen Modells unter den in der BRD herrschenden „Legalisierungsbedingungen“ (436) umgesetzt werden können.

Regelrechte Irrtümer unterlaufen der Autorin kaum. Zudem sind sie für das eigentliche Thema des Buches von eher marginaler Bedeutung. So etwa, wenn Schon erklärt, dass die bürgerliche Frauenbewegung um 1900 „aus einem radikalen Zweig unter Minna Cauer (Berliner *Verein Frauenwohl*) und einem gemäßigten Zweig unter Helene Lange (*Verband fortschrittlicher Frauenvereine VFFV*)“ (42) bestanden habe. Tatsächlich war der VFFV der Dachverband der Radikalen, in dem auch der Berliner *Verein Frauenwohl* organisiert war und in dessen Vorstand Cauer saß, während Helene Lange Vorsitzende des von Luise Otto-Peters und Auguste Schmid bereits 1865 gegründeten *Allgemeinen Deutschen Frauenvereins* war und dem Vorstand des gemäßigten *Bundes deutscher Frauenvereine* angehörte. Die heute etwas verworren wirkende Vereinsgeschichte der ersten Frauenbewegung ist allerdings auch nicht ganz einfach aufzudröseln.

Solche nebensächlichen Irrtümer sind – zumal in derart umfassenden Arbeiten – zweifellos nie ganz zu vermeiden. Auch versteht es sich, dass Schon selbst auf den mehr als 500 Seiten des Bandes nicht alle angesprochenen Themen erschöpfend behandeln kann. Dennoch wäre es wünschenswert gewesen, wenn sie hier und da etwas ausführlicher argumentiert hätte. So hätte sie die Mängel „interessengeleitete[r] Veröffentlichungen“ (402) von prostitutionsapologetischen Studien wie etwa diejenige der Sozialanthropologin Petra Östergen, aus der die „wesentlichen Mythen zum Nordischen Modell stammen“ (ebd.), und der schwedischen Historikerin Susanne Dodillet gerne etwas genauer unter die Lupe nehmen können. Zwar weist Schon darauf hin, dass Östergen „nicht eine einzige peer-reviewte wissenschaftliche Veröffentlichung“ (ebd.) vorzuweisen hat und Dodillet wegen ihrer „selektiven Auswahl von Zitaten“, die sie zudem „verfälscht“ und „verdreh“ habe, die Aberkennung ihres Doktorgrades „drohte“ (403), doch wäre eine inhaltlich-empirische Widerlegung der Behauptungen von Östergen und Dodillet überzeugender gewesen.

Diese liefert die Autorin immerhin auf indirekte Weise in anderen Abschnitten und in Interviews des Bandes nach, in denen sie sich ausführlich mit dem Schwedischen Modell und dessen Auswirkungen auf Prostitution und Gesellschaft befasst. Dabei wird auch deutlich, dass die „Freierkriminalisierung lediglich eine wichtige Ergänzung“ zum „Kernelement“ der schwedischen Prostitutions-Gesetzgebung ist, der es vor allem um den „Schutz“ und die „Unterstützung“ (238) der Prostituierten sowie um den „Schutz von Frauen und Mädchen“ (239) überhaupt geht. Außerdem zeigt die Autorin, dass sich das gesellschaftliche Verhältnis zur Prostitution durch das Gesetz grundlegend gewandelt hat. Anders als hierzulande, wo junge Männer die Junggesellenpartie am Vorabend der Hochzeit eines der ihren oder das gerade bestandene Abitur schon mal gemeinsam im Bordell feiern, ist es in Schweden sehr schambesetzt, Prostituierte aufzusuchen.

Begründet Schon ihre Positionierung gegen Prostitution als „eine der letzten und am stärksten verteidigten Bastionen

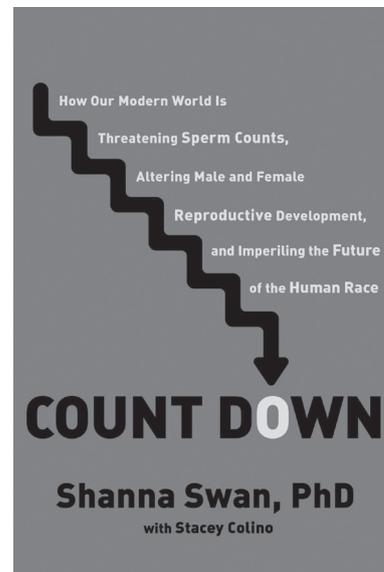
des Patriarchats“ (14) nachvollziehbar, so untermauert sie ihre Tatsachenbehauptungen mit zahlreichen Statistiken. So etwa in den empirischen Abschnitten zur „Gewaltprävalenz in der Kindheit“ (105) und im „Prostitutionskontext“ (107) sowie im Abschnitt zu „psychischen Belastungen, Substanzmissbrauch und soziale[r] Isolation“ (109) von prostituierten Frauen. Der Abschnitt über Männer, die Prostituierte aufsuchen, fußt wiederum auf einer Vergleichsstudie, für die „101 Freier und 100 Nicht-Freier befragt“ (307) und die Antworten beider Gruppen miteinander verglichen wurden. Dabei zeigt sich, dass Prostituenten entgegen der weitverbreiteten Meinung, eben nicht ‚Männer wie alle anderen auch‘ sind, sondern dass es signifikante Unterschiede zwischen den Angehörigen beider Kohorten gibt. Denn „Freier teilen bestimmte Einstellungen, Lebenserfahrungen und Verhaltensweisen, die sie von Nicht-Freiern unterscheiden (315f). So sind die Ansichten, die Prostituenten über Frauen hegen, weitaus misogynener.

„Aufbauend auf Bourdieus Theorie“, „weshalb Prostitution als individuelle und kollektive Praxis gelten kann, in der sich Männer gegenseitig in männerexklusiven Räumen ihre Überlegenheit gegenüber Frauen versichern“ (285), unternimmt Schon gegen Ende des Bandes eine theoretische Analyse des gesellschaftlichen Phänomens Prostitution, der zufolge „der Prostitutionsmarkt“ zwar „ein kapitalistischer Markt [ist], der einer Profitlogik folgt“, doch werde „im Feld der Prostitution“ zudem „ökonomisches Kapital in symbolisches Kapital in Form von Anerkennung, Prestige und Status umgewandelt“ (295). Dabei zeigt sie, dass nicht nur eine „individualistische Analyse“ (285) der Prostitution zu kurz greift, sondern ebenso eine ökonomistisch verkürzte.

Die letzten Abschnitte gelten der gegenwärtigen abolitionistischen Bewegung. Hier wird die Autorin agitatorischer, gelegentlich gar polemisch. So etwa, wenn sie moniert, dass „im zeitgenössischen Feminismus die Flagge der Intersektionalität geradezu wie eine Monstranz vor sich hergetragen wird“, aber es dessen „ProtagonistInnen nicht [gelingt], die häufig anzutreffende Mehrfachunterdrückung in der Prostitution nach Geschlecht – (ökonomischer) Klasse – Ethnizität überhaupt auch nur wahrzunehmen“ (463).

Schons Buch verabschiedet den merkwürdigerweise auch von manchen Angehörigen eines sich selbst als feministisch und links verstehenden Milieus übernommenen neoliberalen Tunnelblick, der nur die vermeintlich auf Augenhöhe stattfindende Aushandlung zwischen Prostituierten und Prostituenten sieht. Selbst Radikalfeministin und Mitglied der Partei *Die Linke*, weitet die Autorin den Blick demgegenüber auf das vieldimensionale Phänomen des Sexkaufs. Sie fokussiert dabei insbesondere auf dessen soziale und politische Aspekte, die nicht nur die unmittelbar Beteiligten, sondern alle betreffen. So bietet Schons Kompendium aus prostitutionskritischer Perspektive eine nahezu umfassende und nicht selten erhellende Darstellung der unterschiedlichsten Aspekte der Sexindustrie sowie der Erfolge des Schwedischen Modells.

Rolf Löchel (Marburg)



Swan, Shanna H., *Count Down: How Our Modern World Is Threatening Sperm Counts, Altering Male and Female Reproductive Development, and Imperiling the Future of the Human Race*, Scribner, New York 2020, 304 S., geb., 28 \$

Die Autorin ist Reproduktionsepidemiologin am Mount Sinai Medical Center in New York. Vorliegende Publikation wurde in Zusammenarbeit mit der Journalistin Stacey Colino populärwissenschaftlich aufbereitet und richtet sich an ein breiteres Publikum.

Dem Buch liegt eine Metastudie der Autorin von 2017 zugrunde, in der sie zeigte, dass die Spermienzahl in westlichen Ländern (Nordamerika, Europa und Australien) während der letzten vier Jahrzehnte (1973–2011) um 50–60 Prozent abnahm: von durchschnittlich 99 Millionen Spermien pro Milliliter Ejakulat auf 47.¹ Der Testosteronspiegel sinkt im Durchschnitt ebenfalls ab – um ein Prozent pro Jahr seit 1982 – während erektile Dysfunktionen und Genderfluidität zunehmen. Frauen erleben ihre Pubertät früher, d.h. verlieren qualitativ hochwertige Eizellen ebenfalls in jüngerem Alter. Swan führt diese Dynamik zum einen auf die Zunahme endokriner wirksamer Substanzen (EDCs) in der Umwelt zurück, die den Hormonhaushalt negativ beeinflussen („ökologische Entmannung“); zum anderen auf eine eher ungesunde moderne Lebensweise in Bezug auf Ernährung, Bewegungsmangel, Rauchen und Alkoholkonsum. Sog. PFAS, Perfluoralkylsubstanzen, sollen nicht nur das Spermiensterben antreiben, sondern auch die Penislänge schrumpfen lassen.²

¹ Swan, S.H. et al., 2017. Temporal Trends in Sperm Count: A Systemic Review and Meta-Regression Analysis. In: *Human Reproduction Update* 23 (6), 646–659.

² Nisio, A.D. et al., 2018. Endocrine Disruption of Androgenic Activity by Perfluoroalkyl Substances: Clinical and Experimental Evidence. In: *The Journal of Clinical Endocrinology & Metabolism* 104 (4), 1259–1271.

Die dreizehn Buchkapitel sind in vier Teile gegliedert: Herausforderungen (7–71), Hintergründe (75–126), Folgewirkungen (129–169) und Handlungsempfehlungen (173–209).

Zu den Herausforderungen des „Spermeddonschrecks“ (7): Mit sinkender Spermienzahl und sinkendem Testosteronspiegel nehmen Erektionsstörungen zu, desgleichen die sexuelle Desinteresse (9) wie auch Herz-Kreislauf-Erkrankungen, Diabetes (10), Genderfluidität (11, 55–71, v.a. Männer fühlen sich zunehmend weiblicher), zudem Hodentumore. Auch die Qualität der Spermien nehme dramatisch ab bezüglich Größe, Motilität und DNA-Fragmentierungsgrad (27).

Zu den Hintergründen: Dauerhafte Schäden entstünden insbesondere im ersten Trimester der Schwangerschaft sowie der Minipubertät zwischen dem zweiten und vierten Lebensmonat (75). Beeinträchtigungen der Spermienqualität werden z.B. durch Rauchen verursacht (86): vorübergehend 15 % weniger Spermien, wenn der Mann raucht, dauerhaft 40 % weniger bei Männern, bei denen die Mütter während der Schwangerschaft geraucht haben. Moderater Alkoholkonsum, d.h. vier bis sieben Portionen Alkohol pro Woche (eine Portion entspricht einem Glas Wein oder einer Flasche Bier) erhöht sowohl Volumen wie Qualität der Spermien; mehr als 25 Portionen Alkohol pro Woche hingegen dezimieren sie drastisch (97). Gezuckerte Getränke reduzieren die Beweglichkeit der Spermien (99); Schwangere riskieren bei mehr als sieben Portionen Rindfleisch pro Woche reduzierte Spermienanzahl bei ihren Söhnen und sollten generell auf Transfette achten. ‚Komaglotzer‘, d.h. Männer, die mehr als fünf Stunden täglich fernsehen, haben eine 30 % niedrigere Spermienkonzentration (100). Noch dramatischer aber senken mehr als 90 Minuten Radfahren pro Woche die Spermienkonzentration (101). Negativ wirken sich auch Angstzustände, chronische Stressbelastungen, Medikamentenmissbrauch (Opioidkrise, aber auch Paracetamol) und Serotonin-Wiederaufnahmehemmer aus (104f). Zusätzlich vermutet Swan eine negative Wirkung durch Weichmacher in Plastik und Kosmetikprodukten, Pestizide, Herbizide und Flammschutzmittel (in Textilien, Matratzen, Bettwäsche, Teppichen usw.) (107–126). Die zentralen abschreckenden Beispiele in diesem Kapitel bilden allerdings überwiegend mittlerweile verbotene Giftstoffe bzw. innerhalb der EU stark reglementierte chemische Zusatzstoffe.

Zu den Folgewirkungen: Neben einer früheren Sterblichkeit durch steigende Diabetes- und Krebsraten vermutet Swan, dass umweltinduzierte Hormonstörungen transgenerational vererbt werden (133f). Die Plastikvermüllung der Ozeane (143–154) führt zur erhöhten Schadstoffansammlung bei Meerestieren und Mikroplastik, das der Mensch wieder konsumiert. Das Insektensterben durch Pestizide und Herbizide bedrohe das Ökosystem des Planeten, zuerst aber die Vögel – u.a. verweist Swan auf eine Zunahme von Homosexualität beim männlichen Schneeschmelzer (150). Düstere Zukunftsaussichten malt Swan mit Blick auf Japan – durch den Verzehr von Tofuprodukten (Soja enthält östrogenähnliche sekundäre Pflanzenstoffe) sei der asiatische Testosteronspiegel bereits bedrohlich gesunken (163).

Zu den Handlungsempfehlungen: Hitze ist unbedingt zu vermeiden, d.h. Sauna, Dampfsauna oder der warme Whirlpool (173). Wer raucht, soll damit aufhören (174) und wer übergewichtig ist, abnehmen (175) mit der Faustregel: Keine Lebensmittel konsumieren, für die es Fernsehwerbung gibt! Der spermabewusste Mann ernährt sich idealerweise von Joghurt, Vollkornprodukten, Obst, Nüssen, Eiern, Olivenöl und Avocados (176). Vitamin D unterstützt die Motilität der Spermien (176). Mehr als zwei Stunden Sport täglich erhöht die Spermienkonzentration signifikant (177). Zur Stressvermeidung empfiehlt Swan Yoga (179). Obst soll in Bioqualität eingekauft, gut gewaschen und mit einem Baumwolltuch abgetrocknet werden – insbesondere Erdbeeren, Trauben und Äpfel seien stark chemisch belastet (182). Dosenprodukte sollten reduziert werden und beim Fleischkonsum ist auf Hormonrückstände zu achten (183). Lebensmittel sollten in Glas gelagert (184) und Trinkwasser gefiltert werden (185). Bei Kosmetika sind Parabene und Weichmacher zu meiden (187). Chemische Putz- und Reinigungsmittel sollten ganz aus dem Haushalt verbannt werden. Duschvorhänge aus Vinyl sind ebenso auszusortieren wie Lüfterfrischer und Teppichböden (189). Einrichtungsgegenstände sollten aus Echtholz bestehen (190) und Schuhe vor der Türe ausgezogen werden (191). Einwegplastik und Plastiktüten sind ohnehin indiskutabel.

Zur kritischen Würdigung: Die Grundthese Swans, v.a. Männer seien wegen ihrer durch Plastikkontakt verdorbenen Spermien schuld an der sinkenden Geburtenrate, dürfte von *Fridays for Future* Frauen begeistert aufgenommen werden. Die übrige Leserschaft könnte nach wenigen Seiten Lektüre vom dauerhysterischen Alarmismus der Autorin und den durchgehend diffusen Argumentationen des Könnte-vielleicht-so-Seins rasch genervt sein. Könnte auch sein, dass die Gleichstellung der Frau zu sinkenden Geburtenraten führte, zum Testosteronabfall bei Männern und zum Libidorückgang aller. Vielleicht braucht die moderne Gesellschaft mehr Patriarchat, mehr Phallozentrismus und weniger gesellschaftliche Kastrationsrituale nach testosterondurchränktem Verhalten. Die Taliban erhöhten die Geburtenrate durch den Ausschluss von Frauen an der Schulbildung. Aber vielleicht beflügelt auch eine konsequente Plastikvermeidung die Geburtenrate.

Swans Argumente dürften europäische Leser ohnehin eher weniger beeindrucken: Komaglotzen, gezuckerte Getränke, Medikamentenmissbrauch und Transfette gelten bereits als ungesund. Im Gegensatz zu den USA ist die EU bei Phthalaten (Weichmachern), die als reprotoxisch (fortpflanzungsgefährdend) eingestuft werden ohnehin restriktiver – insbesondere in Spielzeug und bei Kunststoffen mit Lebensmittelkontakt.³ Swans zentrale abschreckende Beispiele bilden allesamt mittlerweile verbotene bzw. stark regulierte Substanzen. Die Argumentation Swans, deren Nachfolgestoffe könnten ähnlich

³ <https://www.sgs.com/en/news/2019/04/accessing-the-market-european-union-phthalate-regulations>

schädlich sein, könnte-vielleicht-sein, könnte aber auch Ausdruck einer Psychose sein oder einer hochaggressiven Vermarktungsstrategie. Wissenschaftlich seriös betrachtet, bleibt nach der Reflektion des Textes wenig Substanz.

Jüngste Studien des GenderSci Lab (www.genderscilab.org) der Universität Harvard haben mittlerweile Zweifel an Swans apokalyptischer Metastudie von 2017 ausbuchstabiert:⁴ Korrelationen zwischen Spermienanzahl, Geburtenrate und Exposition von chemischen Stoffen sind wissenschaftlich nicht haltbar. Außerdem kritisieren die Autoren Swans Studie von 2017 als kolonialistisch, eurozentrisch und rassistisch, weil zwischen westlichem und anderem Sperma unterschieden wurde. Eine Korrelation zwischen Spermienanzahl und Geburtenrate anzunehmen sei zusätzlich antifeministisch.⁵

Thomas K. Gugler (Frankfurt a.M.)



Küppers, Carolin, Martin Schneider (Hg.), *Zwischen Annäherung und Abgrenzung. Religion und LSBTIQ* in gesellschaftlicher Debatte und persönlichem Erleben*, Männerschwarm, Berlin 2021, 199 S., kt., 20 €

Aufbauend auf einer Tagung im Jahre 2018 in der Akademie Waldschlösschen – einer Art schwul-lesbische Denkfabrik für Forscher aus linksalternativen Zusammenhängen – vereint dieser Bd. Aufsätze zur Relevanz von Religionen für nicht-heterosexuelle Lebensweisen und umgekehrt die Haltungen von Islam, Judentum, Buddhismus und christlicher Welt zu LSBTIQ*.

⁴ <https://news.harvard.edu/gazette/story/2021/05/fears-over-falling-human-sperm-count-may-be-overblown/>

⁵ Boulicault, M. et al., 2021. The Future of Sperm: A Biovariability Framework for Understanding Global Sperm Count Trends. In: Human Fertility, bislang nur online: 10.1080/14647273.2021.1917778

Die Religionswissenschaftlerin Sabine Exner-Krikorian eröffnet den Band mit einer Studie über die diversifizierte Sichtweisen auf Homosexualität im nordamerikanischen Judentum. Sie nutzt den Weg des Rabbiners Steven Greenberg zum Coming-Out als roten Faden, um die verschiedenen Entwicklungen innerhalb der unterschiedlichen Strömungen im amerikanischen Judentum in den letzten 50 Jahren zu beleuchten. Von Ignoranz über Ablehnung in den 1970er Jahren bis zur Anerkennung in den 2000er Jahren reicht der Bogen – ergänzt durch umfangliche historische Ausflüge in die Geschichte von orthodoxen und reformorientierten Gemeinden seit dem 19. Jh. Auch der in Deutschland wenig geläufige Begriff der „Rekonstruktivisten“ (innerhalb der jüdischen Welt) wird erläutert.

Leider übersieht Exner-Krikorian in ihrem Essay den entscheidenden blinden Fleck der nordamerikanischen Orthodoxen in der Beurteilung von Homosexualität als Teil jüdischer Geschichte, nämlich die Verfolgung im Nationalsozialismus. Diese hatten konservative, meinungsbildende Rabbiner wie Norman Lamm bewusst ausgeklammert. Die Autorin erwähnt Lamm (34) und seinen entscheidenden Aufsatz, aber diesen Inhalt und seine Implikation – Ausschluss der homosexuellen Juden aus der jüdischen Leidensgeschichte – thematisiert sie nicht. Auch die Werke Daniel Boyarins hat Exner-Krikorian nicht rezipiert und hinsichtlich Greenbergs eigenem Weg zur sexuellen Selbstfindung erwähnt sie erstaunlicherweise nicht die von ihm selbst benannte entscheidende Begegnung mit dem ultraorthodoxen Rabbiner Joseph Schalom Elyashiv, der auf Greenbergs Geständnis der Bisexualität antwortete: „My Dear One, my Friend, you have twice the Power of Love. Use it carefully.“ (Greenberg, 2004, 7) Die wirkmächtige historiographische Konstruktion der amerikanischen schwulen Juden zu ihrer Verankerung in der jüdischen Tradition, die Beziehung zwischen David und Jonathan wird auch nicht genannt und das wegweisende Buch von Tom Horner fehlt in der Bibliographie (Horner, 1978).

Ebenfalls viele Fragen offen lässt der Beitrag von Serena Tolino über Homosexualität im Nahen Osten. Die Autorin ist Professorin für Islamwissenschaft an der Universität Bern. Orientiert an Foucault sucht sie nach der Konstruktion westlich verstandener „Homosexualität“ in islamischen Ländern und glaubt dies in den Fatwas der 1990er Jahre erstmals entdeckt zu haben. Etwa gleichzeitig formierten sich schwule und lesbische Emanzipationsgruppen in Ägypten, dem Libanon und Marokko. Tolino schildert, wie Debatten über Homosexualität, AIDS und westliche Einflüsse in Aussagen islamischer Rechtsgelehrter zusammenflossen, aber sie benennt weder die Einflüsse kolonialen Gedankengutes noch die Diskussionen um eine eigenständige arabische Sexologie im Nahen Osten, die schon Anfang der 1930er Jahre ihren Anfang nahm (Kozma, 2015). Hinsichtlich der von ihr als entscheidend benannten Fatwas – die der interessierte Leser übrigens nicht nachprüfen kann, weil die im Literaturverzeichnis genannten URLs nicht funktionieren und eine alternative Quelle nicht genannt wurde – ist festzuhalten, dass Tolino sich einseitig auf den Begriff „Homosexu-

alität“ kapriziert, aber alle damit verbundenen Praktiken und Lebensformen, über die es zahlreiche Rechtsgutachten im Islam gibt, außen vor lässt. Tolino unterscheidet auch nicht zwischen Sunniten, Wahabiten oder Schiiten – so wird Chomeinis Fatwa von 1964 über die Berechtigung geschlechtsangleichender Operation nicht genannt. Mittelalterliche Fatwa-Sammlungen stecken voller Gutachten über „nazar“ (verbotener Blick) auf hübsche Jünglinge und was man mit ihnen alles anstellen dürfe. Schließlich kommt Tolino zu ganz erstaunlichen Einschätzungen über angebliche Wandlungen in der Haltung der religiösen Gelehrten, wenn sie auf S. 73 schreibt, dass diese sich nicht an der Veranlagung der Homosexuellen, sondern am Ausleben der Veranlagung störten. Das war seit Jahrhunderten die Regel in allen abrahamitischen Offenbarungsreligionen und im Übrigen auch die Grundlage des Sexualstrafrechts.

Flüssig und entspannt liest sich dagegen der Beitrag des Kultur- und Musikwissenschaftlers Martin Friedrich Kagel über LSBTIQ* im Buddhismus. Er markiert den entscheidenden Unterschied zwischen dieser Weltreligion und Islam/Christentum: Buddha und seine Jünger interessiert die Vervollkommnung so sehr, dass sie sich mit den Niederungen des genitalen Lebens kaum beschäftigen. Die persönliche Gestaltung muss sich an den Regeln Buddhas orientieren. Allerdings übersieht Kagel großzügig die Instrumentalisierung des Buddhismus durch Regime in Geschichte und Gegenwart und die Rolle der Geistlichkeit bei der Stabilisierung von Herrschaftssystemen, in denen eine Unterdrückung von Minderheiten jeglicher Art eine wichtige Rolle einnahm oder einnimmt.

Hieran schließt der literarische Exkurs des Soziologen und Verlagsmitarbeiters Joachim Bartholomae an, der sich der Thematisierung von Religion in den Romanen James Baldwins und Richard Amorys widmet – ein Text mit langen Zitaten und kurzen Interpretationen. Er schildert, wie schwule literarische Gestalten bei James Baldwin und Richard Amory gleichermaßen vor den Schnüffeleien evangelikaler Geistlicher flüchteten. Baldwins Held in *Go tell it on the Mountain* versucht sich in religiöser Ekstase und erkennt so, dass dies nicht sein Feld ist, während Amorys Textporno-Protagonist in *Lied des Sterntauchers* gleich den Sex außerhalb der westlichen Kultur präferiert.

Nun erwartet den Leser der beste Teil dieses seltsam zusammengestellten Sammelbandes: Der katholische Theologe Michael Brinkschröder beschreibt anschaulich, quellenreich und flott geschrieben die evangelischen und katholischen Wirrungen und Irrungen auf dem Weg hin zur Akzeptanz der Existenz nicht-heterosexueller Glaubenswelten in den eigenen Reihen. Die sich heute so tolerant gebende Evangelische Kirche in Deutschland (EKD) feuerte noch in den 1970er Jahren schwule Theologen und orientierte sich an Weltbildern, die entworfen worden waren, um 1000 Jahre zu halten. Während die EKD den Kurswechsel schaffte, konnte sich die katholische Kirche allenfalls dazu durchringen, in ihren Bistümern Ansprechpartner für sexuell abweichende Gläubige zu finden, denen zur Keuschheit geraten wurde. Der Gesundheitsanbieter „Caritas“ schaffte es bislang

nur in Magdeburg, eine eigene Beratungsstelle auf die Beine zu stellen. Erst durch Papst Franziskus vollzog sich ein Kurswechsel, den der deutsche Episkopat höchst unwillig verfolgt. Doch auch Papst Franziskus umgeht Fragen, die für die Protestanten längst zur Alltagskultur gehören: schwule Priester, Änderungen in der Liturgie oder Diskussionen zu Transsexualität.

An diesen langen und lesenswerten Aufsatz schließen die Beiträge des evangelischen Theologen Gerhard Schreiber und der Ethikerin Regina Ammicht Quinn an. Schreiber verdeutlicht – in interessanter Abgrenzung zu Brinkschröder –, dass die evangelische Modernisierung vor allem einer Nichtfestlegung geschuldet ist: die letzte Stellungnahme zu einer umfassenden Sexualethik der EKD stammt aus dem Jahre 1971. Die katholische Seite beharrt, insbesondere im Kontext von „Gender“ auf dem Standpunkt, dass das soziale und biologische Geschlecht festgelegt seien – infolgedessen äußert man sich zu Intersexualität lieber gar nicht, weil das den eigenen Standpunkt ad absurdum führen würde.

Regina Ammicht Quinn rückt den zentralen Begriff in den Mittelpunkt, der für die christlichen Kirchen, aber – auch wenn sie dies nicht so formuliert – für alle Religionen zentral in der Betrachtung von Intimitäten ist: Scham. Sie legt klar dar, warum gerade die christlichen Kirchen mit diesem Terminus, der eigentlich seit der Antike immer wieder genannt wird, heute so zurückhaltend sind. Scham ist das Thema im Kontext der Missbrauchsdebatten. Insofern führen die heutigen Ethikkommissionen das Weltbild fort, das schon seit Jahrhunderten für die christliche Welt entscheidend ist: es kommt nicht darauf an, was man *ist*, sondern was man *tut*.

Über die Relevanz materieller Ressourcen und die damit verbundenen Verschiebungen innerhalb der einzelnen nicht-heterosexuellen Gruppen in den Weltreligionen liest man in keinem der Beiträge etwas. Besonders auffallend erscheint dies bei Exner-Krikorian, weil es hier bereits seit Jahrzehnten eine breite Debattenkultur gibt (Shokeid, 2001). Warum der Hinduismus fehlt, bleibt unverständlich.

Im Ganzen handelt es sich bei diesem Sammelband um einen klassischen Mischmasch, der sich ergibt, wenn auf ein Gutachterverfahren und ein aktives Lektorat verzichtet wird. Wirklich lesenswert sind auf jeden Fall die Beiträge von Michael Brinkschröder, Gerhard Schreiber und Regina Ammicht Quinn.

Florian G. Mildenerberger (Berlin)

Literatur

- Greenberg, Steven M., 2004. *Wrestling with God and Men. Homosexuality and the Jewish Tradition*. University of Wisconsin Press, Madison.
- Horner, Tom, 1978. *Jonathan loved David. Homosexuality in biblical times*. Westminster Press, Philadelphia.
- Kozma, Liat, 2015. *Translating Sexology, Writing the Nation: Sexual Discourse and Practice in Hebrew and Arabic in the 1930s*. In: Bauer, H. (Hg.), *Sexology and Translation. Cultural and Scientific Encounters across the Modern World*. Temple University Press, Philadelphia, 135–153.
- Shokeid, Moshe, 2001. „The Women are coming“. *The Transformation of Gender Relationship in a gay synagogue*. *Ethnos* 66, 5–26.



Türcke, Christoph, *Natur und Gender. Kritik eines Machbarkeitswahns*, C.H.Beck, München 2021, 233 S., geb., 22 €

Aktueller Ausgangspunkt ist die wachsende Zahl pubertierender Jugendlicher, die ihr Geburtsgeschlecht, mit dem sie sich nicht mehr zu identifizieren vermögen, wechseln (9, 182ff). In diesem Streben nach „selbstgewählter Identität“ (11) im Spektrum möglicher sexueller oder geschlechtlicher Orientierungen sieht Türcke das Symptom einer „konstruktivistischen Naturverleugnung“ (165), analog jenem Umgang mit der Natur im Sinne „bloß menschlicher Knetmasse“ (219), der auch der ökologischen Zerstörung zugrundeliegt.

Der Band lässt sich auf zwei ineinander verschlungene geschlechter- bzw. sexualtheoretische Argumentationsstränge hin lesen. In lockerem Zugriff amalgamiert Türcke Elemente der Philosophie- und Wissenschaftsgeschichte des letzten Jahrhunderts – um nur einige Namen zu nennen: Paul Natorp, Gerhard Roth, Foucault, Derrida, Judith Butler – in einer Weise, die sie als „Spielarten des Konstruktivismus“ und solcherart als „Fußnoten zu Kant“ (30, 81) erscheinen lässt. Den Umschlag dieser Theorieformation ins ‚Geschlechterpraktische‘ sieht er in dem Moment, da der Feminismus in Gestalt eines „Transfeminismus“ (128) in die „behavioristischen Fußstapfen“ (133) tritt, wie sie die „Weltraummedizin“ (95) hinterlassen hat, dazu John Moneys Versuch, einen siebenmonatigen Jungen, dessen Penis zerstört worden war, nach einer Umoperation zu einem Mädchen zu erziehen (132f). – Inzwischen seien die Möglichkeiten körperlicher Modellierung soweit ausgereift, dass „es geradezu evidenzbasiert erscheint“, dass das „Geschlecht eines Menschen nichts anderes ist als ein Konstrukt“ (133, vgl. 174, 193, 214). Die damit gegebenen Möglichkeiten deutet Türcke als „*creatio ex nihilo*“, als „Kreationismus“ (39, 91, 171, 216), der ohne das kantische „Ding an sich selbst“ [...] man darf auch sagen: Natur an sich“ (38) auszukommen meint.

Der Rückgriff auf das Theologumenon der „*creatio*“ scheint weit hergeholt, es bildet jedoch die Kontrastfolie für den von Türcke vertretenen evolutionsbiologischen Funktionalismus. Die Herausbildung des kantischen „Ich denke“, das „alle meine Vorstellungen begleiten können [muss]“ (*Kritik der reinen Vernunft*, WA 3, 136), aus einem frühen „mentalenen Raum mit seinem halluzinatorischen Untergrund“ (62) bestimmt er dahingehend, dass die damit gegebenen mentalen Kräfte nur im Bezug ‚auf etwas‘ sich entfalten können. Daraus zieht er den weitergehenden Schluss, dieses „Ansich [...] herauszuoperieren, laufe darauf hinaus, dem menschlichen Intendieren seine Triebspannung oder, anders gesagt, seinen utopischen Impuls wegzuschneiden – es auf bestimmte Weise zu kastrieren“ (81). Oder eben den Weg freizumachen für einen entfesselten Kreationismus, einen „Wahn“, den gerade das „Ansich“, der „Eigensinn der Natur“ (43, 68ff, 96, 149, 166) begrenzen soll.

Der zweite Strang arbeitet sich an der evolutionär entstandenen Heterosexualität ab (134ff). Diese sei zwar als natürlich bzw. naturgemäß anzusehen (vgl. 146), woraus jedoch keinesfalls eine „natürliche Norm“ abzuleiten sei, der gegenüber alle differierenden Sexualitätsformen in einem abwertenden Sinne als „Abweichung“ bzw. „Abirrung“ erscheinen. Für den „konstruktivistischen Fehlschluss“ (ebd.) hingegen folge, dass es gleichfalls keine „Abweichungen“ (jetzt allerdings im Sinne einer ‚Störung‘ des evolutionär Bedingten) geben könne, stattdessen „sexuelle Vielfalt“ (148, vgl. 166), oder eben „Kreationismus“.

Türcke kann darlegen, dass die Herausbildung des „queeren Diversitätsbegriffs“ parallel zu den „Konditionen des mikroelektronischen Kapitalismus“ verläuft (169, vgl. 218), dem es „weitgehend gleichgültig ist, welchen Geschlechts die Arbeitskraft“ (172) ist. Die „mikroelektronisch gelenkte Dauerunterbrechung und -überreizung“ (210) bringe besagte Transgender unter Jugendlichen zwar nicht hervor, beeinflusse sie aber (208ff). Führt eine durch die Verhältnisse beförderte Selbstermächtigung also dazu, dass Geschlecht letztlich käuflich, zur Ware, zu einem Konsumentenrecht wird?

So richtig Türckes Kritik an naturalistischen wie konstruktivistischen Fehlschlüssen ist, wie etwa hinsichtlich der intersexuellen Syndrome (166), so überzogen erscheint sein Zugriff auf das vielfältige Feld der „Varianten von Geschlechtsidentität“. Hier wäre nicht nur zwischen Jugendlichen und Erwachsenen zu unterscheiden, sondern v.a. zwischen einer Gruppe, bei der „die Identifikation mit einem anderen Geschlecht weit fortgeschritten und höchstwahrscheinlich irreversibel ist, und dabei ein hoher Leidensdruck besteht, so dass eine Linderung [...] nur noch durch körperverändernde Maßnahmen erreicht werden kann“ (K.M. Beier, H.A.G. Bosinski, K. Loewit [Hg.], *Sexualmedizin*, 2021, 401), und jenen, die zwar keine körperverändernden Maßnahmen anstreben, aber dennoch therapeutischer Unterstützung bedürfen, sowie denen, die eventuell unter einer Komorbidität leiden, bis hin zu jenem „Queer-Sein“, das als „Ferment kapitalistischer Konkurrenzfähigkeit [...] im Begriff [steht], *chic* zu wer-

den“ (Türcke, 174). Begriffe wie „gender incongruence“, „Geschlechtsdysphorie“, oder „Gender-Dysphorie“ (181, 187, 208ff) sollten also nur in einem streng abgegrenzten Sinne verwandt werden. Das ‚Dysphorische‘ kehrt sich dann gegen Türckes „Ansich“, weil es von keinen „prickelnden Erwartungen des Hip-Seins begleitet“ (215) wird, sondern – verkürzt gesagt – von einem Leiden am „Ansich“ eines „falschen Körpers“ (176f). Für diese Betroffenen wird die „Beschädigung des Erotik-Fundus“ (214), wie sie mit einer Geschlechtsumwandlung einhergehen kann, eher zu einem zweitrangigen Problem.

Ähnlich scheitern Türckes polemische Auslassungen zum „Diversen“ an der empirischen Realität der Protagonisten. In der Tat kommt für diese Menschen der „je eigene Naturfundus von Mann und Frau nicht mehr in Betracht“, sofern es sich dabei um eine essenzialistische Vorgabe handelt. Und in der Tat besteht für sie die „Eigenart jedes Geschlechts [...] nur noch darin, anders zu sein als die anderen“, gibt es „bloß noch selbsterzeugte Geschlechtsidentität“ (169). – Türcke dürfte hier die Plastizität des Gehirns unterschätzen, die es bspw. ermöglicht, dass trans-Menschen ihre gewachsenen Genitalien für die Sexualität einsetzen, ohne dass sie dies in ihrer Geschlechtsidentität verunsichern würde.

Dennoch, Türcke hat ein wichtiges Buch geschrieben, nicht nur als Einspruch gegen beabsichtigte Gesetzesänderungen (170), sondern weil er den sexualmedizinisch-therapeutischen Diskurs ins Gesellschaftliche öffnet.

(Erstveröffentlichung in *Das Argument*, 337/2021)

Rainer Alisch (Berlin)



Krolzik-Matthei, Katja, Torsten Linke, Maria Urban (Hg.). *Schutz von Kindern und Jugendlichen vor sexueller Traumatisierung: Herausforderungen für die Soziale Arbeit*, Psychosozial-Verlag, Gießen 2020, 196 S., kt., 24,90 €

Sexuologie 28 (2) 2021 / DGSM TW
<http://www.sexuologie-info.de>

Es ist schon atemberaubend und fast ein wenig unheimlich, welche publizistische Aktivität das *Institut für Angewandte Sexualwissenschaft* an der Hochschule Merseburg entwickelt. Das vorliegende Buch ist bereits das 27. Heft der Reihe „Angewandte Sexualwissenschaft“ im Psychosozial-Verlag. Wie bei allen bisherigen Bänden imponiert auch diesmal ein ausgewogenes Verhältnis von Theorie und Praxis, von empirischen Daten und unbestechlichen Interpretationen, von historischen Einordnungen und aktuellen Bezügen, von konkreten Empfehlungen und reizvollen Anregungen zum Weiterdenken. Der Reihe liegt „ein positives Verständnis von Sexualität“ zugrunde (2) – und das ist für das Thema sexualisierte Gewalt, bei dem das Sexualerleben leicht als eine Endlosschleife von Schrecknissen erscheinen kann, von besonderer Bedeutung.

Der Sammelband, an dem 16 Autoren mitgearbeitet haben, gibt einen Überblick über die diesbezüglich wichtigsten Merseburger Forschungsaktivitäten und -ergebnisse. Der konkrete Anlass ist der Abschluss des Forschungsprojektes „Schutz von Kindern vor sexueller Traumatisierung“ (9). Harald Stumpe, Ulrike Busch und Konrad Weller, die drei ersten Professoren des Merseburger Lehr- und Forschungsbereiches *Angewandte Sexualwissenschaft* – dem ersten und bisher einzigen in Deutschland – berichten, wie sich nach und nach eine Basis für Forschungen zu sexualisierter Gewalt entwickeln konnte.

Der Blick wird erweitert mit dem Beitrag „Reflexionen der deutschen Forschung zur sexualisierten Gewalt von, an und unter Jugendlichen“ von Konrad Weller. Der Autor widerspricht Behauptungen, die soziokulturellen Liberalisierungsprozesse seit den 1960er Jahren hätten zu einer Zunahme sexueller Gewalt geführt. Sie haben, so Weller, vielmehr „einen Rückgang der sexuellen Gewalt bewirkt“ (45). Befördert worden hingegen sei der Gewaltdiskurs. „Mit der gesamtgesellschaftlichen Enttabuisierung der Sexualität wurde nicht das Tabu des Missbrauchs, wohl aber das Tabu des Darüber-Redens gebrochen.“ (45) In einem weiteren Beitrag untersetzt Weller dies mit Befunden aus den bekannten PARTNER-Studien (71 ff).

In ihrem Kernbeitrag zu Ergebnissen der oben genannten Traumatisierungsstudie skizzieren Katja Krolzik-Matthei und Torsten Linke ihr Anliegen und ihr Forschungskonzept mit drei Fragen: „(1) Wie kann sexuelle Aufklärung der Prävention sexueller Gewalt dienen? (2) Wie ist durch Sexualpädagogik und Sexuelle Bildung eine verbesserte sexuelle Selbstbestimmtheit erreichbar, die die Abwehr und Verarbeitung sexueller Grenzverletzung erleichtert? (3) Welche Bedingungen personeller und institutioneller Art wirken an pädagogischen Einrichtungen (und in der Lebenswelt von Kindern und Jugendlichen) förderlich für sexuelle Selbstbestimmung von Kindern und Jugendlichen und zu Vermeidung sexualisierter Gewalt?“ (57) Das sind scharfe Fragen, und es ist ein großer Verdienst des Beitrags (wie auch des gesamten Buches), darauf keine stumpfen Antworten zu geben, sondern die Widersprüchlichkeit in der Theorie wie vor Ort zu benennen. Es geht ihnen nicht um die einzige, gültige Antwort für jeden Einzelfall, sondern um

das Sichtbarmachen der Komplexität des Geschehens und der Verflechtungen der betroffenen Personen.

Gerade darauf reagieren auch Torsten Linke in seinem Beitrag über „professionelles Handeln sozialpädagogischer Fachkräfte im Kontext sexualisierter Gewalt“ (87) und Irina Tanger, die das „Vertrauen als Voraussetzung für Disclosure-Prozesse bei Kindern und Jugendlichen“ betont (99). „Disclosure“ meint in diesem Kontext „die verbalen, aber auch nonverbalen Äußerungen über widerfahrene, sexualisierte Gewalt“ (99), die auch an einem Fallbeispiel dargestellt wird (104).

Sind „Lehrer*innen – zwischen Verantwortung und fehlender Ausbildung“ zuständig? (134). Dieser heiklen und ewigen Frage wendet sich – gestützt auf eine spezielle Befragung von Lehrkräften – Maria Urban in die „Schule als Schutzraum vor sexualisierter Gewalt und Ort Sexueller Bildung aus Lehrer*innenperspektive“ (133) zu. Und sie beantwortet diese Frage mit einem klaren Ja: „Die Institution Schule muss ein Ort des Hinsehens werden, aber auch ein sicherer Raum, in dem offen über Sexualität gesprochen werden kann. Insbesondere dort, wo Sexualität etwas Geheimes, Tabuisiertes ist und nur in extra dafür geschaffenen Situationen benannt wird, bleiben Übergriffe im Verborgenen und werden Kinder und Jugendliche nicht nachhaltig in ihrer sexuellen Selbstbestimmung gestärkt.“ (140)

Zwei Beiträge widmen sich, wiederum gestützt auf empirische Befunde, dem „Intersektionalitätsansatz“, speziell als „Reflexionsangebot für die Soziale Arbeit“ (143) und als „Intersektionale Reflexionen zu Grenzverletzungen und sexualisierter Gewalt“ (153). Der eine stammt wiederum von Torsten Linke, der andere von Heinz-Jürgen Voß. Speziell in dem genannten Forschungsprojekt ging es darum, wie die Beteiligten Intersektionalität, also die Zugehörigkeit zu bestimmten sozio-graphischen und subkulturellen Gruppen und deren Überschneidungen reflektieren und inwieweit die „Bedeutung von Betroffenheit“ (156) erkannt und der Intersektionalitätsansatz in der Praxis angekommen ist – und ankommen sollte. Beide Autoren sehen erhebliche Defizite.

Die weiteren Beiträge sollen hier wenigsten genannt werden, allesamt lesenswert, weil sie die Produktivität der Verknüpfung von Lehre, Forschung und regionaler wie überregionaler Fachpraxis, dem „Herzstück der Angewandten Sexualwissenschaft in Merseburg“ (190) informierend und anregend widerspiegeln.

Martin Grosse und Stephanie Meiland wenden sich unter der Überschrift „Involvierende Reflexivität“ den Fallstricken bei empirischen Untersuchungen zum Zusammenhang von Sexualität, Macht und Gewalt zu (29ff). Greta Magdon, Maria Urban und Torsten Linke schreiben über institutionelle Rahmenbedingungen für die Sozialpädagogische Familienhilfe (111ff). Esther Stahl und Lena Lache erkunden Möglichkeiten der Sexuellen Bildung für Menschen mit kognitiven Beeinträchtigungen (123ff).

Zum Transfer in Wissenschaft und Fachpraxis äußern sich Alexandra Retkowski und Heinz-Jürgen Voß unter der Überschrift „Der Aufbau von regionalen Theorie-Praxis-Netzwer-

ken zum Themenbereich sexualisierte Gewalt – Reflexionen auf Basis der Kasseler und Merseburger Erfahrungen“ (165ff) und Karoline Heyne, die „Erfahrungen und Gedanken aus der sexualpädagogischen Fort- und Weiterbildungspraxis“ beifügt.

Und natürlich darf auch ein Ausblick nicht fehlen. Er wird von Maika Böhm und Heinz-Jürgen Voß gegeben (189ff) und lässt die Hoffnung blühen, dass die Merseburger „Angewandten“ auch weiterhin originelle Beiträge zur deutschsprachigen Sexualwissenschaft leisten.

PS. Bei einem Buch über sexuelle Gewalt, das so nah an Gender ist, entsteht unweigerlich die Frage, ob und wenn ja wie gegendert werden muss. Die Herausgeber haben sich dafür entschieden, „hier keine strikte Form“ vorzugeben und den Autoren die Entscheidung zu überlassen (14). Das ist weise: Die wissenschaftliche Qualität des Beitrages ist das Wesentliche. Der geneigte Leser wird unter den changierenden Sprachweisen eigenständig die für ihn beste finden.

Kurt Starke (Zeuckritz)



Gammerl, Benno, *Anders fühlen. Schwules und lesbisches Leben in der Bundesrepublik. Eine Emotionsgeschichte*, Hanser Verlag, München 2021, 415 S., geb., 25 €

Basierend auf seiner Berliner Habilitationsschrift aus dem Jahre 2018 legt der am Europäischen Hochschulinstitut in Florenz lehrende Historiker Benno Gammerl eine seiner Ansicht nach neue Sicht auf die Geschichte von Schwulen und Lesben in der Bundesrepublik vor. Gekonnt verbindet er das konventionelle Material der Historiker (Quellen, Primär- und Sekundärliteratur) mit 32 Zeitzeugenberichten, um die Gefühlswelten von Schwulen und Lesben seit den 1950er Jahren zu ergründen (8f).

Das Buch ist in drei Hauptkapitel und zahlreiche Unterpunkte gegliedert, wobei der Autor zwischen Themen und Zeit-

phasen hin und her springt. Ein umfängliches Register erleichtert jedoch den thematischen Zugang.

Traditionelle Erziehung und der Wunsch, sich anzupassen, war in der Anfangszeit der Bundesrepublik allgegenwärtig, doch konnte dies auch bedeuten, dass mit ihrer Sexualität ringende junge Menschen so es vermieden, sich allzu auffällig zu benehmen und kritische Blicke auf sich zu ziehen (57). Weder Literatur noch Konversationslexika boten Flucht- oder Informationsmöglichkeiten. Der Weg zur sexuellen Selbstfindung war schwierig und endete erst lange nach der Volljährigkeit (118ff). Bisweilen spielte der „pädagogische Eros“ bei Lehrern hinein, die so die sexuelle Entwicklung eines Schülers beschleunigten (128) – heute würde dies unter „sexuellen Missbrauch“ fallen.

Es nutzte den gleichgeschlechtlich Liebenden nicht, dass in den Kinsey-Reports die gängigen Vorurteile gegen sie widerlegt wurden (62). In einigen Großstädten gab es neben Parks und Toiletten für die sexuelle Befriedigung Clublokale mit „Klingel am Eingang und schweren Vorhängen“ (87). Der Flirt vollzog sich nach festen Regeln mit Augenkontakt und vorsichtiger Annäherung, wobei die Wirte zuvor beim Blick durch den Türspion erst einmal das Alter der potentiellen Besucher abschätzen mussten. Ideale Momente von Partnersuche und homophilem Glücksleben beschrieben die wenigen Zeitschriften wie *Der Weg* oder *Der Kreis*. Sie beschworen eine gleichgeschlechtliche Erotik ohne Sexualität, da deren Ausleben mit der Gefahr der Entdeckung verbunden war (124). Anstelle der Promiskuität sollte die langjährige Beziehung treten. Lesbische Frauen wurden zwar nicht strafrechtlich verfolgt, hatten aber mit weit komplexeren Vorurteilsstrukturen zu kämpfen: alleinstehende Frauen passten im Gegensatz zu den Junggesellen nicht ins Bild der Adenauerzeit und ihnen stand keine Sexsubkultur zur Verfügung.

Als dann Sex- und Emanzipationswellen Ende der 1960er Jahre die alten Verhaltensweisen und Zwänge hinwegspülten, reagierten die Zeitzeugen des Autors höchst unterschiedlich. Die neue sexuelle Offenheit, verbunden mit der Propagierung schwer zu erreichender Schönheitsideale, trieb manchen schwulen Mann, der den Verfolgungen des Adenauerstaates entronnen war, in die Heimatlosigkeit, während andere die neue entstandene Emanzipationsbewegung begeistert unterstützten (133). Die im Wandel befindliche Gesellschaft ermöglichte auch lesbischen Frauen mit ihren Gefühlen offener umzugehen, wobei Scham- und Glücksgefühle einander abwechselten (137).

Die Generation der Jungen in den frühen 1970er Jahren aber hatte für die Leiden der Älteren kein Interesse – die Zeit zum *Coming-Out* verkürzte sich, die Lebenswelten der beiden Generationen unterschieden sich erheblich. Die eigene Sexualität wurde in den Großstädten sowie in Zeitschriften offen zelebriert (169) – was nicht jeden Mann oder jede Frau erfreute. Gleichwohl kommt Gammerl zu dem Schluss: „Zwischen dem zögerlich-vorsichtigen Vorgehen der Homophilen in der Phase

des Ausweichens und dem angstfrei-provokanten Auftreten der Lesben und Schwulen in der Phase des Aufbruchs gab es keinen klaren Bruch. Vielmehr kam es zu Reibungen und Überlagerungen.“ (175). Leider verrät der Autor nicht, wann *Homophile* sich so verhielten wie *Schwule*.

Die Begriffssemantik ist Gammerl offensichtlich entgangen, was erstaunt, da er im weiteren Verlauf des Buches die Unterschiede in den Lebenswelten vor/nach 1970 klar benennt, allen voran das „Großlabel alternativ“ (183). Gleichwohl war nicht jedem schwulen Mann oder jeder lesbischen Frau die sexuelle Selbstentfaltung zuhause möglich. Urlaube ermöglichten das Ausbrechen aus Konventionen, sowie die neu eröffneten Kneipen, die weit einladender wirkten als die Rückzugsräume aus Plüsch mit Türspion. Schließlich erwies sich der neue Tanz- und Kleidungsstil der Diskokultur als eine wirkmächtige Triebfeder zur Entfaltung eines sexuell fundierten Selbstbewusstseins (200). Durch Zeitschriften wie *Du&Ich* oder *DON* wurden neue Formen von Partnerkultur, Bekleidung und Sexspielzeug verbreitet.

Die Breitenwirkung von Alternativkulturen und neuem Körpergefühl begünstigte gleichgeschlechtliche Emanzipationsanstrengungen in der Provinz – das Lebensgefühl aus der Metropole wurde in die Kleinstadt gebracht. Bisweilen ergaben sich Zweckbündnisse, die wenige Jahre zuvor unmöglich gewesen wären, z.B. das Treffen der Schwulengruppe im Pfarrsaal, worüber der Priester „inoffiziell“ informiert war (213). Dies half insbesondere denjenigen schwulen Männern, die christlich sozialisiert waren und beispielsweise noch immer vor allen genitalen „Sünden“ gewarnt wurden (237). Gammerl nennt es die „Gleichzeitigkeit von Angst und Selbstbewusstsein“ (245). Gleichwohl überdauerten Formen der sexuellen Kontaktaufnahme aus der Zeit des Totalverbots wie der Besuch öffentlicher Bedürfnisanstalten. Deren Überhöhung durch den wirkmächtigen und schwules Sexualverhalten nachhaltig beeinflussenden Film *Taxi zum Klo* aus dem Jahre 1979 ist dem Autor leider entgangen.

Die Phase der abklingenden gesellschaftlichen Diskriminierung endete abrupt mit dem Auftauchen von AIDS. Dies hatte auch Auswirkungen auf die sexuelle Identität, das Verhalten und die Art und Weise, wie sich politisch engagierte Schwule nach Verbündeten umsahen. Die von der Problematik erheblich weniger betroffenen Lesben solidarisierten sich mit den schwulen Männern, obwohl die gemeinsamen Emanzipationsanstrengungen bis dahin eher geringer Natur gewesen waren. Der Stigmatisierung durch AIDS begegneten schwule Männer mit dem Versuch der Selbstfindung im Kontext des Psychobooms (310).

Es folgte die Hinwendung zu neuen Konzepten der Partnerschaftsregelung, die heute unter dem Begriff „Homo-Ehe“ geläufig sind. Am Ende seines Buches kommt der Autor zu einem folgenschweren Schluss: „Der Wandel der Gefühle war sowohl Effekt als auch Auslöser gesellschaftlicher Entwicklungen“ (340). Das kann man so sehen, wenn man die Perspektive

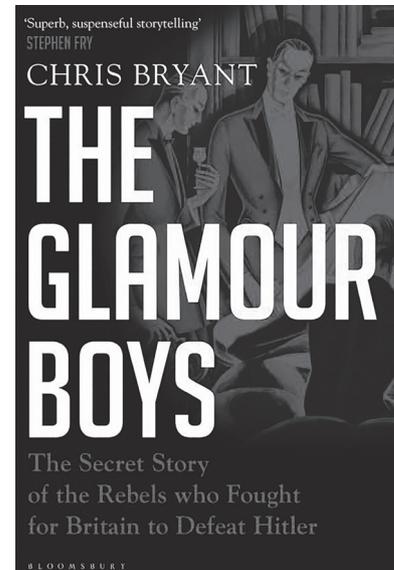
Gammerls für die historische Realität hält. Leider kommt die Prostitution im Buch überhaupt nicht vor. Die ganze gleichgeschlechtliche Welt erscheint als der letzte Hort der nivellierenden Mittelstandsgesellschaft, in der materielle Unterschiede ohne Bedeutung waren und sind.

Damit diese Traumwelt nicht durch unnötige Erinnerungen getrübt würde, hat Gammerl selbstlos bei seinen Interviewpartnern „den Fluss der Erinnerung und Erzählungen mitgeprägt“ (343), was einen schwerwiegenden Verstoß gegen die Regeln der Oral History darstellt. Doch Gammerl entschuldigt sein Verhalten mit der Feststellung: „Nur Studien, die sich dieser Dynamik des Gesprächs detailliert zuwenden, schöpfen das Potential der *oral history* voll aus.“ (343) Nein. Sie zerstören jedes Vertrauen kritischer Historiker in die Einbeziehung von Zeitzeugen.

Gammerl gelingt es, ein Buch mit Schwerpunkt auf den 1970er Jahren zu schreiben, ohne den Terror der RAF und der Bewegung 2. Juni überhaupt zu erwähnen und das Engagement schwuler Männer und lesbischer Frauen für und in diesen Gruppen scheint es nie gegeben zu haben. Dabei war der Terror ein nicht unwichtiger Teil des alternativen Kosmos gewesen. Die zeitgenössische Rechtslage ist dem Autor offenbar auch nicht geläufig. So schreibt er, das ambivalente bis ungeklärte Verhältnis zwischen Schwulen und „Pädos“ habe eine „eindeutige Definition schwuler Identität“ erschwert (186). Leider unterlässt es Gammerl, zu definieren, was er unter Pädophilie versteht. Nach damaligem Verständnis wurde darunter der Sex auch mit 16jährigen verstanden, was heutzutage unproblematisch ist. Sex mit präpubertären Kindern war zu keiner Zeit Teil des gleichgeschlechtlichen Sexualverständnisses gewesen. Damit jüngere Leser verstehen könnten, was Discokultur von früheren Jugendkulturen unterschied und wie wichtig Kleidungsstil oder Frisuren waren, hätte es wahlweise einer detaillierten Beschreibung oder zahlreicher Abbildungen bedurft. Weder das eine noch das andere hat der Autor geliefert.

So bietet Gammerl mit dem vorliegenden Werk ein Stück Wohlfühlgeschichte, in der der schwule Bürger und die lesbische Angestellte als sexuell etwas frivole, ansonsten aber treue Mitglieder der bundesdeutschen Gesellschaft dargestellt werden. Sie dürfen sich in der Rückschau als Motoren gesellschaftlicher Emanzipation fühlen, ohne je die Grenzen der Mittelstandsgesellschaft oder auch die sozialen und politischen Hintergründe, die ihr Leben ermöglichen, überhaupt zu erfassen. Emanzipation ist etwas anderes, Sozial-, Sexual- oder Gesellschaftsgeschichte auch.

Florian G. Mildenerger (Berlin)



Bryant, Chris, *The Glamour Boys. The Secret Story of the Rebels who Fought for Britain to Defeat Hitler*, Bloomsbury Publishing, London 2020, 424 S., 30 €

Nachdem im Rahmen einer Parlamentsdebatte über die Appeasement-Politik gegenüber dem Dritten Reich etwa 20 Abgeordnete der eigenen Partei ihm die Gefolgschaft verweigert hatten, bezeichnete der britische Premierminister Neville Chamberlain 1937 die Abweichler als „glamour boys“, denen jeder Bezug zu Realität, Parteidisziplin und sittlicher Ordnung fehle. „Glamour“ bedeutete im Sprachgebrauch der 1930er Jahre ein sittlich fragwürdiges Verhalten. Mit diesem Totschlagsargument wollte Chamberlain alle parteiinternen Gegner disziplinieren, weswegen auch gesetzte Persönlichkeiten wie die beiden späteren Premierminister Winston Churchill und Antony Eden zu den „glamour boys“ gerechnet wurden.

Das Argument verfiel nicht, gestattete aber einem Teil der widerspenstigen konservativen Abgeordneten eine Verortung, die sie wohl für sich selbst niemals in Anspruch genommen hätten, um ja nicht den Schatten eines Verdachts auf ihr wohlbehütetes Privatleben zu werfen.

Erst Chamberlains Diffamierung schweißte diejenigen Abgeordneten zusammen, die sich bislang vor allem in verschwiegenen Bars im Londoner Westend oder in verruchten Tanztempeln des Berlins der 1920er Jahre begegnet waren.

Der Autor Chris Bryant (geb. 1962) stammt aus einer konservativen Familie in Cardiff, studierte in Oxford und schlug die Laufbahn eines Theologen ein, ehe Coming-Out und politische Neuorientierung in Opposition zur Parteiführung seinem Leben eine neue Wende gaben und er 1993 als Abgeordneter der Labour Party ins Britische Unterhaus einzog.

Die intime Nähe zwischen Autor und Thema ist augenfällig, Bryant sympathisiert ganz offen mit den aufsässigen Rob Bernays (1902–1945), Bob Boothby (1900–1986), Ronnie Cartland (1907–1940), Victor Cazalet (1896–1943), Harry Crookshank

(1893–1961), Jack Macnamara (1905–1944), Harold Nicolson (1886–1968), Philip Sassoon (1888–1939), Jim Thomas (1903–1960) und Ronnie Tree (1897–1976).

Sie sind weitgehend vergessen, wozu auch die ehrpusselige Verwandtschaft beitrug wie im Fall des spin-doctors der Glamour Boys, Ronnie Cartland, dessen Papiere von seiner Schwester, der weltberühmten Herz-Schmerz-Schriftstellerin Barbara Cartland (1901–2000) weitgehend vernichtet wurden. Diffuse Quellenlage und das mangelhaft ausgeprägte Bewusstsein für sexualhistorische Zusammenhänge in der britischen akademisch gebildeten Leserschaft führten dazu, dass das Buch für deutschsprachige Leser eine geradezu epische Breite aufweist.

Das Werk ist in vier Hauptteile gegliedert, denen wiederum bis zu sechs Unterkapitel beigeordnet sind. Hinzu kommen noch Einleitung, Zusammenfassung und ein umfangreicher bibliographischer Apparat. Bryant schildert zunächst anschaulich auf etwa 100 Seiten mit welchen Schwierigkeiten bei der sexuellen Selbstfindung Angehörige der upper class um 1920 konfrontiert waren. Nur der Verdacht einer sexuell aufgeladenen homozöialen Beziehung im Internat führte zum Schulausschluss. Zugleich wurden die jungen Leute mit einem Weltbild erzogen, das sie geradezu für Peinlichkeiten prädestinierte.

So geriet Jack Macnamara im Februar 1926 in Tunesien in eine zweideutige Situation mit einem örtlichen Polizeibeamten (15). Offenbar war es zu einem „clash of cultures“ zwischen dem nach orientalischen Abenteuern suchenden jungen Offizier und der sexualpolitischen Realität in der französischen Kolonie gekommen, aus der sich Macnamara nur mit der Behauptung retten konnte, er habe Militärsplionage gegen die engsten Verbündeten des Empires betrieben. Hochverrat war also weniger verhänglich als schwuler Sex. Dem konnte man weder in London noch den Kolonien nachgehen.

Aber da gab es ja Gay Berlin. Dorthin türmten diejenigen, die sich selbst Empire Orphans nannten. Hier existierten zwar ähnlich verheerende Gesetzesparagraphen wie in England, doch wurden sie selten vollstreckt. Dazu gab es eine wissenschaftliche Sexualforschung in Gestalt Magnus Hirschfelds (1868–1935), der zur Not wertvolle Gutachten vor Gericht beisteuerte. Hierhin konnte man fliehen und sich mit Landsleuten wie den Schriftstellern W. H. Auden (1907–1973) oder Christopher Isherwood (1904–1986) austauschen. Glamour Boys konnten leben, wie sie wollten.

Und genau deshalb erkannten sie sehr viel schneller als das politische Establishment, welche Gefahr zunächst für Minderheiten und dann für andere Länder vom Nationalsozialismus ausging. Da manche von ihnen mittlerweile politische Karriere gemacht hatten, fand Hermann Göring (1893–1946) nichts dabei, Victor Cazelet oder Philipp Sassoon die Intentionen der neuen Regierung zu erklären (119). Sie bombardierten das Foreign Office mit Memos und Mitschnitten der Gespräche und intervenierten bei ihren ebenfalls aus dem braunen Berlin vertriebenen Freunden, sich ebenfalls zu engagieren.

Wohl wissend, dass die Verfolgung von Juden oder Homosexuellen in Whitehall niemanden zu einer Reaktion veranlassen

würde, konzentrierten sich die Glamour Boys schon im Sommer 1933 auf Warnungen vor der deutschen Wiederaufrüstung (127). Wie Bryant verdeutlicht, zogen die Premierminister Stanley Baldwin (1867–1947) und Chamberlain u.a. aus diesen Warnungen jedoch die Schlüsse, dass es besser sei mit Deutschland zu verhandeln, um keinen erneuten Waffengang zu riskieren. Hieraus entwickelte sich jene Spirale der wechselseitigen Animositäten, die in der Bezeichnung „Glamour Boys“ 1937 mündete. Zugleich führten diese jungen Politiker einen energiegeladenen Abwehrkampf gegen die britischen Schwarzhemden Oswald Mosleys (1896–1980).

Die um ihre Vergnügungsmöglichkeiten in Berlin gebrachten Briten sahen sich genötigt, die persönlichen Gründe für ihre Ablehnung der Nazis zu kaschieren und stattdessen den Schutz des Empires und seiner Werte – vor denen sie eigentlich vor 1933 nach Berlin geflohen waren – zu betonen. Zugleich sahen sie sich den Nachstellungen der regierungstreuen Boulevardpresse ausgesetzt, die über die Gründe für das Junggesellendasein mancher – nicht aller – Glamour Boys Gerüchte streuten.

Allerdings war es keineswegs so, dass auf der einen Seite die „guten“ Schwulen standen und auf der anderen Seite die Ladenhüter des repressiven Empires. Wichtigster Gegenspieler der Glamour Boys im politischen Establishment war Sir Henry „Chips“ Channon (1897–1958), der hübsche Jungs mindestens so sehr begehrte wie Cartland oder Sassoon. Auch nach Kriegsausbruch und dem Scheitern der Appeasement-Politik streuten Channon und sein Mitstreiter Joseph Ball (1885–1961) weiterhin Gerüchte, um die Glamour Boys zu diffamieren. Was Ball nicht einmal ahnte, war die Tatsache, dass sein angeblicher Vertrauter Guy Burgess (1911–1963) nicht nur mit mehreren Mitgliedern der observierten Gruppe das Bett teilte, sondern auch noch sämtliche intimen Details und Geheimnisse der konservativen Partei an die Sowjetunion verriet.

Die Glamour Boys beließen es nicht bei Worten, als es darum ging, die Nazis zu bekämpfen. Cartland fiel 1940 in der Schlacht um Dünkirchen, Cazelet stürzte 1943 mit dem exilpolnischen General Sikorski ab, Macnamara wurde im Dezember 1944 an der italienischen Front tödlich verwundet und Rob Bernays starb bei einem Flugzeugabsturz im Januar 1945 während einer diplomatischen Mission. Noch im Tod verhöhnte die britische Presse Macnamara, indem ein Nachruf unter dem doppeldeutigen Titel „He Loved Men“ erschien (270). Churchill hingegen kondolierte den Familien und Witwen ohne irgendeine Andeutung. Aber auch er breitete den Mantel des Schweigens über das Engagement jener Gruppe von Abgeordneten, ohne deren ständige Kritik an der Appeasementpolitik der Machtwechsel von Chamberlain zu Churchill wahrscheinlich nicht so leicht vonstattengegangen wäre.

Im Ganzen handelt es sich um ein schön geschriebenes Buch, das dem außerbritischen Leser manchmal ein wenig langatmig erscheinen mag. Ärgerlich ist das weitgehende Fehlen der Forschungsliteratur, die nicht in Oxford oder Cambridge erdacht wurde. So schreibt Bryant lang und breit über die Genese

und Ausprägung der gleichgeschlechtlichen sexuellen Kulturen Berlins, ohne auf die Werke Robert Beachys oder gar deutscher Historiker Bezug zu nehmen. Auch weitere Fachliteratur zu politischen Diskursen oder militärischen Ereignissen, die von Gelehrten geschrieben wurden, die in Ländern ohne Linksverkehr wirken, sucht man im vorliegenden Werk vergebens.

Dass die sexuellen Abenteuer der Glamour Boys in Berlin weniger mit schwulem Leben als der Möglichkeit zur entspannten Prostitution zu tun hatte, wird nicht einmal angeschnitten. Die Hinterfragung von Machtstrukturen im Kontext sexueller Glücksgefühle liegt Bryant fern. Langandauernde Beziehungen

gleichgeschlechtlicher ebenbürtiger Partner lagen den Glamour Boys fern. Hierzu gelangte allein ihr Gegenspieler „Chips“ Channon, was Bryant in seinem Buch nicht thematisiert. Channon verliebte sich 1939 in den Landschaftsarchitekten Peter Daniel Coats (1910–1990) und setzte für diese Liebe seine Ehe mit Lady Honor Guinness (1909–1976) aufs Spiel, die sich 1945 scheiden ließ. So etwas hatte keiner der Glamour Boys je vollbracht. Aber hierzu liest man im vorliegenden Buch nichts. Bryant legt ein schwules Heldenepos vor. Nur Schade, dass keiner seiner Akteure wirklich schwul war.

Florian G. Mildnerberger (Berlin)



Anja Laukötter

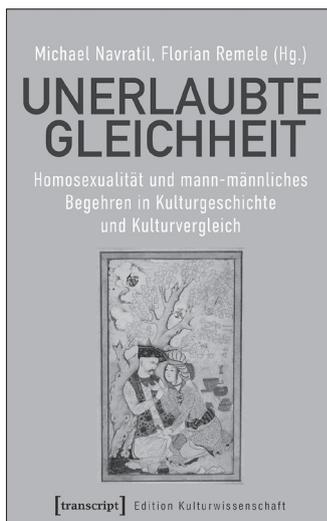
Sex – richtig! Körperpolitik und Gefühlserziehung im Kino des 20. Jahrhunderts

Wallstein Verlag 2021

543 Seiten, geb., 46 €

Wie haben bewegte Bilder Einstellungen und Verhalten der Menschen in unserer globalen Mediengesellschaft beeinflusst?

Sexualaufklärungsfilme versuchten über das gesamte 20. Jahrhundert hinweg, Einstellungen und Verhalten der Menschen zu formen. Sie zirkulierten ins europäische Ausland, in die USA und zurück. Ihr visueller und epistemologischer Referenzrahmen waren die Wissenschaften der Medizin, Pädagogik und Psychologie, was sich auch in der Zuschauerforschung spiegelte. Im Namen der Gesundheit des Körpers wurden stets Gefühle eingesetzt, doch die emotionale Kultur veränderte sich. Im Ersten Weltkrieg sollte Wissen über Syphilis Angst erzeugen und so Soldaten von ungeschützten Sexualkontakten abhalten. Im Weimarer Kino wurde die Bevölkerung gegen eine »falsche Scham« mobilisiert. Im Frontkino des Nationalsozialismus wurde die Angst durch ein unbedingtes Vertrauen ersetzt. Während der Besatzungszeit wurde Verständnis gefordert, gerade für die junge Generation. Diese sollte dann durch »positive Emotionen« in der DDR zur »sozialistischen Persönlichkeit« erziehen, in der BRD zur Selbstführung befähigt werden. Die AIDS-Bekämpfung ließ die Gefühle mit dem zu vermittelnden Wissen verschmelzen. So erzählt die Geschichte des Sexualaufklärungsfilms nicht nur von der Konstituierung, sondern auch von der Steuerung einer globalen Mediengesellschaft.



Michael Navratil / Florian Remele (Hg.)

Unerlaubte Gleichheit

Homosexualität und mann-männliches Begehren in Kulturgeschichte und Kulturvergleich

transcript Verlag 2021

ca. 338 Seiten, kart., 44 €

Das westlich-moderne Konzept der (männlichen) »Homosexualität« umfasst neben der Vorstellung von der Gleichgeschlechtlichkeit der Partner auch die Annahme ihrer sozialen Gleichwertigkeit. Kulturhistorisch betrachtet ist dies allerdings eine entschiedene Ausnahme. In vielen Kulturen bildet(e) gerade die Ungleichheit – etwa hinsichtlich Alter, Stand oder Sexualverhalten – eine Bedingung, um gleichgeschlechtliche Beziehungen kulturell verhandelbar und teils sogar sozial akzeptabel zu machen. Die Beiträger*innen des Bandes widmen sich diesen verschiedenen Manifestationen mann-männlichen Begehrens und verdeutlichen dabei die Eigenheiten der jeweiligen Konzepte, Praktiken und sozialen Bewertungen gleichgeschlechtlicher Beziehungen im Kulturvergleich.